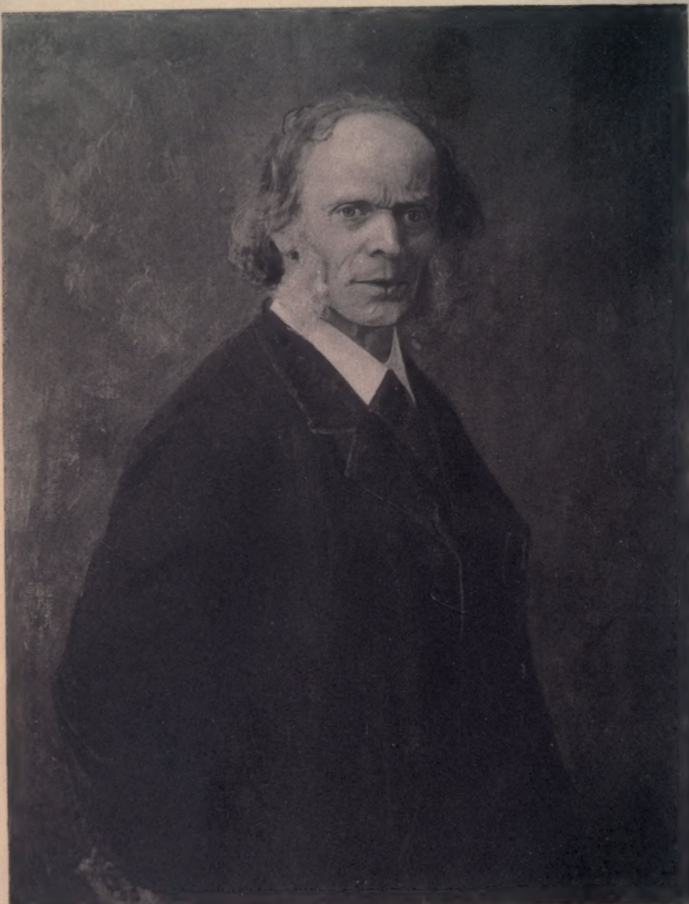


Christian Wagner.

Christian Wagner,

der Bauer und Dichter zu Warmbronn.

Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie

von

Richard Weltrich.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weisser.

Stuttgart.
Verlag von Strecker & Moser
(Inhaber: H. Moser, A. Schröder, H. Strecker).
1898.

Druck von Strecker & Moser in Stuttgart.

Gewidmet dem Andenken

meiner Mutter

Christiane Weltrich, geb. **Mengert,**

und der Mutter meines Vaters

Johanna Weltrich,

geb. **Freiin Marschall von Altengottern** auf Hesselbach.

Vorwort.

Vor nahezu zwölf Jahren sind mir Dichtungen Christian Wagners zuerst bekannt geworden, und ich habe seit dieser Zeit ihren Autor nie mehr ganz aus den Augen verloren; öfters hat er mir geholfen, mich in eine bessere Welt zu flüchten, als diejenige ist, die uns umgibt, und für seine Bestrebungen mitzukämpfen, seine Gedanken und Träume der großen Menge verständlicher zu machen, soll mir eine geliebte Aufgabe, ein Stück Lebenswerk sein.

Möge es dem Dichter zum Nutzen geraten, daß ich seine Schriften dem Publikum empfehle! In weiten Kreisen ist der oberösterreichische Bauernphilosoph Konrad Deubler, der doch nur ein Empfänger, nicht ein Schöpfer von Gedanken war, bekannt geworden, und für die ostpreußische Bauerndichterin Johanna Ambrosius-Voigt hat sich neuerdings in mehreren Teilen Deutschlands eine lebhafte Propaganda geregt. Hier aber ist mehr als Konrad Deubler und mehr als Johanna Ambrosius.

Der Zusatz, den ich meinem Buchtitel gegeben habe, will den zweifältigen Charakter der Arbeit anzeigen. Den

„ästhetisch-kritischen“ Gesichtspunkt verlangte zunächst ihr Gegenstand, denn es handelt sich um die Werke eines Dichters. Aber ein Buch zu schreiben, das ausschließlich der litterargeschichtlichen Gattung angehörte, war von Anfang an nicht meine Absicht. Nicht nur als der Schöpfer einer Phantasiewelt will Christian Wagner genommen sein; auch ein Sittenlehrer, ein Sittenreformer führt in ihm das Wort, und in das Gebiet der sozialen Ethik reicht seine Bedeutung. Ohne Tendenzdichter zu sein, ist er doch von besonderen und mächtigen Ideen getragen, und indem ich diese erörtern, prüfen und stützen, aber auch mit Gedanken und Absichten, die ihnen verwandt und benachbart sind, verknüpfen und so den Kreis einer Lebensanschauung umschreiben wollte, glaubt die vorliegende Schrift zugleich eine „sozialethische“ Studie und Mahnung zu sein.

Die ersten elf Bogen wurden im Sommer 1897 im Verlage von August Schröder (Firma Schröder & Co.) in Heilbronn gedruckt, dessen eifriger Fürsorge für eine gute Ausstattung des Buches der Dank hier nicht fehlen soll. Der Druck erlitt hierauf, besonders durch die Verschmelzung des ursprünglichen Verlags mit der Verlagsfirma Strecker & Moser, eine längere Unterbrechung, und inzwischen veröffentlichte, zu Weihnachten 1897, Christian Wagner seine „Neuen Dichtungen“. Sie bestehen aus den Hauptabteilungen „Herbstblumen“ und „Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben“, und die „Herbstblumen“ gliedern sich wiederum in die acht Abschnitte: Landschafts- und Reisebilder, Distichen, Lieder der Minne, Stimmungsbildchen, Aus dem Tagebuch eines Lebensmüden, Wiederverkörperung, Verschiedenes, Mythen und Mären. Die

Stellen meines Textes, in denen diese Dichtungen als im Manuskript mir vorliegend bezeichnet werden, sind demgemäß zu berichtigen.

Daß ich mein Buch dem Andenken zweier edler Frauen widme, ist nicht nur der Ausdruck einer natürlichen Dankbarkeit und Anhänglichkeit; auch das Zeichen einer Appellation an die geistig Empfänglichen des weiblichen Geschlechtes bitte ich darin zu sehen. Nicht als eine Schrift für Frauen ist diese Studie geschrieben, wohl aber wünscht sie sich auch Leserinnen. Denn wenn des Warmbronner Dichters sittlich verehrungswürdigste Gesinnungen unter uns ausgebreitet werden sollen, wird es gerade der Mithilfe der deutschen Frauen bedürfen.

München, im Juni 1898.

Richard Weltrich.

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 1, Z. 5 v. u. lies: Heiliger — statt: Heiligen.
S. 19, Anm.: Archivassessor — statt: Archivsekretär.
S. 190—191. Zu den tierfreundlichen Stellen des Alten Testamentes ließe sich noch Psalm 147, 6, wo von den jungen Raben, die Gott um Futter anrufen, die Rede ist, wie auch Hiob 38, 4 nennen; doch will die letztere Stelle in ihrem Zusammenhang mehr Gottes Allmacht bezeugen.
S. 441, Z. 10 v. o.: brachten — statt: gebracht haben.
S. 444, Z. 17 v. o.: schaue — statt: schauen.
S. 444, Z. 18 v. o.: traue — statt: trauen.
S. 448, Z. 5 v. u.: Antinous — statt: Antonius.

Inhaltsübersicht.

Erstes Kapitel.

Einleitendes und Biographisches.

Der Name des Mannes, der diesem Buche den Titel gibt, ist der Name eines Bauern. Eines armen Bauern, der in täglichen Mühen seinen kleinen Acker bestellt, seine Kühe tränkt, seinen Stall mistet. Es ist der Name eines derer, die man die Geringsten nennt, und eines Erdenpilgers, der an der gemeinen Jagd nach dem Glücke nicht Teil nimmt.

Aber das Wort der Verheißung, daß diejenigen, die erniedrigt sind, erhöht werden sollen, wird an diesem Bauern in Erfüllung gehen, und wenn die Spur seines Wirkens bis heute von der Menge nicht beachtet worden ist, so wird das einst anders sein. Ein Geschlecht wird kommen, das einen Seher in ihm verehrt, einen Förderer menschlicher Gesinnung und Gesittung, wie ihrer nicht viele sind, einen Heiligen des Lebens und einen Hohenpriester des Schönen. Er selbst aber, so bescheiden sein Wandel zu sein pflegt, weiß es dennoch, daß er zu den Sonntagskindern gehört, und in Stunden, in denen er sich seines erhabenen Berufes mit überströmender Empfindung bewußt

wird, fließen ihm von den Lippen Worte des Hochgefühles wie diese:

„Wer war es, der mich Armen in der Haft
Des kleinen Dörfleins rüstete mit Kraft?

Durchleuchtete mein schattendunkel Nichts? —
O eine Gabe war's des ew'gen Lichts!

Das meine klein' und meine große Welt
Mit seinen Rosenstrahlen mir erhellt

Und Gegenwart und Zukunft machet klar
Und das Vergangene mir offenbar. — —

Ich hatt' nicht Wissenschaft, ich hatt' nicht Kunst, —
Mir wurde beides durch der Götter Gunst,

Und Königen und Fürsten steh' ich gleich,
Doch in der Zukunft schlummert noch mein Reich."

Seltsame Werkmeisterin Geschichte! In welchen Launen, welchen Widersprüchen bewegst du dich! Du hast es gefügt, daß die Völker, die heute an der Spitze der Gesittung und Bildung stehen, einander zu bekriegen, einander zu vernichten gerüstet sind. Ungeheure Heere, Heere, wie sie niemals zuvor die Erde gesehen hat, verschlingen vom Haushalt der Staaten Milliarden; sie unaufhörlich zu vergrößern, überbieten sich im Wettkampf die Völker, und in der Verbesserung todbringender, den Massenmord in die Reihen des Feindes tragender Geschosse überbieten sich die Erfinder. Hart ist die Zeit, und rohe Kräfte behaupten in ihr die Herrschaft. Auch im Leben und Treiben der Einzelnen spiegelt sich das rauhe Antlitz des zu Ende gehenden Jahrhunderts. Rücksichtsloser oder doch ausge=

breiteter als jemals wütet unter ihnen der „Kampf um das Dasein“, um Ehre und Macht, um Besitz, um Geld, um Genüsse. Sittlicher Charakter gilt wenig oder nichts, Emporkommen Alles, und die Gewissenhaftigkeit, die erschrickt, den Schwächeren auszubeuten, heißt Narrenteiding. Es ist, als ob dieses Geschlecht sich die Selbstsucht zum Gott gemacht hätte. Und dennoch, in der nämlichen Zeit, da der Krieg Aller gegen Alle die Losung zu sein scheint, ringen mächtige Bestrebungen, welche den Schutz der Schwachen zum Ziele haben, um Geltung. Die Not gebiert das Mitleid, und die geheime Sehnsucht der Herzen nach einer friedsameren Gestaltung des Lebens erlischt nicht. Und jetzt hast du, seltsame Werkmeisterin Geschichte, dir wiederum einen Menschen erweckt, der in neuen Zungen die Liebe Aller zu Allen predigt, einen Gewissenskündiger, der das rohe Recht des Stärkeren und den Krieg und alles Blutvergießen verdammt, einen Fürsprecher der Menschlichkeit, der gleich den Weisen Indiens das Mitgefühl mit allem, was da lebt und beseelt ist, auf die Tafeln des Gesetzes schreibt, einen milden Lichtgeist, der die entzückende Herrlichkeit der Natur und den verborgenen Sinn des Naturlebens in neuen Gesichten deutet. Eine Botschaft des Friedens schlägt wiederum an unser Ohr und ein hohes Lied, das die Mahnung erhebt, an Menschen und Tieren, an aller gequälten und mißhandelten Kreatur Erbarmen zu üben, ein hohes Lied, das die Freude an der Schönheit zu einer religiösen Pflicht macht und das Gebot aufstellt:

„Heilig ist der Leib und was lebendig,
Sei dein Wahlspruch immer und beständig;

Vor dem heilgen Leib sollst du dich scheuen,
An des Leibes Kunstwerk dich erfreuen."

Der aber dieses Lied geschrieben hat, ist kein Anderer als der arme Bauer, von dem ich am Eingang dieser Zeilen gesprochen habe.

Freilich nur langsam — darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben — wird sich Christian Wagner eine größere Gemeinde erringen. Und zwar nicht nur darum, weil er den am vernehmlichsten rauschenden Zeitströmungen entgegentreibt und weder dem prahlerischen Goliath moderner „Staatsweisheit" zu Gefallen redet, noch den alten Lindwurm, die „streitende" Kirche, umschmeichelt. Sondern auch darum, weil er ein Lyriker ist, ein wahrer und phrasenloser Lyriker, und die überwiegende Masse der Deutschen von heute der seelisch zartesten aller Dichtgattungen nur Unwilligkeit, nur stumpfes Gehör und Verständnislosigkeit entgegenbringt. Und auch darum, weil in der Art seiner dichterischen Anschauungsweise manches auf den ersten Blick Befremdliche und Seltsame liegt, weil die Deutung seiner Absichten, seines Wollens und Denkens nicht überall leicht und augenblicklich sich bietet. Wer ihn verstehen will, muß Religion haben, aber nicht die Religion der Kirche. Wer an den Bildern und Märchen und Visionen dieses Mannes ein mehr als flüchtiges Gefallen finden soll, muß über die Rätsel des Lebens in stillen Stunden selber nachgedacht und sich dennoch im Herzen ein Stück seines Kindheitsparadieses bewahrt haben. Nur ein Leser von solcher Geistesbeschaffenheit und Verfassung wird der Meinung fern bleiben, daß hier ein Schwär-

mer und Träumer, ein Phantast, ein wunderlicher Heiliger zu sehen sei, der sich an den müßigen Spielen seiner Einbildungskraft ergötze und eine zwar gutgemeinte, aber dunkle und unbrauchbare Weisheit zum Besten gebe. Freudig versenken wird sich vielmehr ein solcher Leser in die Schriften dieses bäuerlichen Autors, mit wachsendem Staunen und unter enthusiastischen Schlägen des Herzens wird er ihm folgen, und haften wird der Eindruck, daß hier eine Persönlichkeit von eigenartigem Gepräge, ein sinniger, liebevoller und liebenswürdiger Mensch sich ausspreche, daß der Grundzug in Christian Wagner eine tiefe Religiosität sei, daß eine mächtige, sein ganzes Empfinden und Vorstellen verzehrende Idee in ihm lodere und daß diese Idee, möge sie nun in einem größeren oder geringeren Maß verwirklicht werden können, eine Idee von allerhöchstem sittlichen Werte, von allerhöchstem Kulturwert sei. Steckt aber in diesem Leser zugleich etwas von einem Kritiker und ist er ein scharfer Kenner dessen, was das Dichterische ist, so wird er, das Ganze der poetischen Leistungen Christian Wagners prüfend und wägend, sich nicht allzusehr daran stoßen, daß hie und da die sprachliche Form der Gedichte eine kleine Unebenheit, Unzulässigkeit oder Sorglosigkeit aufweist. Denn in der Regel ist der Ausdruck meisterlich und ein außerordentlich feiner Spiegel der inneren seelischen Bewegung des Autors. Und wenn mitunter um der Wiederholung gewisser Bilder, gewisser Lieblingsvorstellungen willen der Inhalt eintönig erscheinen will, so ergibt die Summe des Ganzen doch einen erstaunlichen Reichtum von Gedanken und von Phantasie, und am Gewand der Muse Christian Wagners leuchten in Menge lyrische

Perlen, deren Schönheit und Reinheit jeder Kenner bewundern muß.

Wie ist es aber möglich, daß ein ungelehrter Bauer solche Sachen schreibt? Diese Frage höre ich schon lange, und es ist ja nur natürlich, nur nächste Regung persönlicher Teilnahme, daß man von den Lebensumständen des seltsamen Mannes etwas wissen möchte. So sollen denn einige biographische Angaben hier folgen, die ersten vollständigeren und genaueren, die in die Oeffentlichkeit dringen. Ich habe manche Erkundigungen dafür eingezogen, habe Warmbronn besucht und danke es dem Dichter, daß er mir eine von ihm im Jahr 1892 niedergeschriebene Skizze seines Lebensganges zur Einsichtnahme überlassen hat. Ein paar Schlüssel zu seinen Schöpfungen könnten sich hiemit ergeben; wir werden jedoch nicht vergessen, daß der Ursprung jeder genialen Anlage ein Geheimnis ist.

Friedrich Christian Wagner wurde am 5. August 1835 in Warmbronn geboren, in würtembergisch-schwäbischem Land, auf einem Boden also, der schon so manchen Propheten, so manchen mit Tiefsinn und Dichtergabe Ausgerüsteten, so manchen in Philosophie und Theosophie schöpferischen Denker in die Welt schickte. Das kleine und stille Dorf, das etwa 700 Einwohner zählt und sich hauptsächlich von Viehzucht und vom Handel mit Holz und Wachholderbeeren nährt, liegt rings umschlossen von waldigen Hügeln; nur gegen Westen zu, in der Richtung gegen Renningen und Weil die Stadt, öffnet sich gleich einer schmalen Bucht ein Wiesenthal. Die Entfernung von Weil der Stadt, der Heimat des großen Himmelserforschers Johannes Kepler und des Reformators Brenz, be-

trägt ungefähr zwei Stunden. Im Norden trennt der Kammerforstrücken das mühlenreiche Eltingen und das von einem Schlosse gekrönte, als Geburtsort Schellings bekannte Städtchen Leonberg, das der Fußgänger in einer starken Stunde erreicht; im Südwesten liegt jenseits eines Hügelrückens des Steigwalds das ansehnliche, alte Dorf Magstadt. Der Weg von Warmbronn nach der Landeshauptstadt, nach dem drei Stunden entfernten Stuttgart, führt ostwärts durch ausgedehnte und einsame, ehemals von Wildschweinen gefährdete Waldungen, denen als Teile die Rohrhalde, der Hirschhäuer, der Stuttgarter Stadtwald und der Pfaffenwald zugehören, am Frauenkreuz, am düsteren Katzenbachsee und am Schattenwirtshaus vorüber, zu dem sich die Hänge des Parkes der Solitude herabsenken. Nach den dunklen Waldungen als nach den „Grenzen der Welt und dem Ort alles Geheimnisvollen und Wunderbaren“ schaute der träumende Knabe, dem die Erzählungen seiner von väterlicher Seite her ihm verwandten Großmutter, einer „gescheidten und resoluten Frau“, welche die napoleonischen Kriegszüge und die großen Jagdfrohnden unter dem würtembergischen König Friedrich I. erlebt hatte, die ersten Ahnungen von den Gewaltthätigkeiten des Weltlaufs erweckten. Der Vater, Gottlieb Wagner, stammte aus Warmbronn, war Schreiner und betrieb daneben eine kleine Landwirtschaft; die Mutter, Friederike, hieß mit ihrem Mädchennamen Weeber und war aus dem gleichen Ort gebürtig. Die Familie, deren einziges Kind Christian blieb, bewohnte als Miteigentümerin ein Häuschen, das in früheren Zeiten der Sitz eines Försters oder, wie der Titel in den alten Ur-

kunden lautete, eines „Vorstknechts“, zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts aber eine Gastwirtschaft war, und es gehört zu den frühesten Kindheitserinnerungen des Warmbronner Poeten, daß ihm der Vater, wenn er dem Knaben ein besonderes Vergnügen machen wollte, in der obersten Dachkammer das alte Wirtschaftsschild hervorholte und er den vergoldeten, mit mächtigen Fängen ausgestatteten Adler bewundern durfte. Noch ein anderer Eindruck blieb in dem Kleinen haften: die Erinnerung an den maßlosen Zorn und die Scheltworte, welche der Nachbar, ein alter Schneider, ausstieß, wenn die Dorfkinder durch einen lückenhaften Zaun ihm in den Garten schlüpften und Mohnblätter zu ihren Spielen abrissen. Mit Sorgen aber sahen seine Eltern den Knaben aufwachsen; denn er war von schwächlicher Leibesbeschaffenheit und schien sich für ein Handwerk nicht zu eignen. So beschloß man, so hart es der unbemittelten Familie ankam, einen Lehrer aus ihm werden zu lassen, wie denn schon der Großvater mütterlicherseits ein Schulmeister gewesen war und auch der Bruder der Mutter, Christian Weeber, eine Laufbahn eingeschlagen hatte, bei der er es zum Musikdirektor am Lehrerseminar in Nürtingen brachte. Zunächst besuchte der kleine Christian in Warmbronn die Dorfschule, deren Provisor ihn zu seinem „Entzücken“ einige Anweisung in der Naturgeschichte gab, ihm auch beim Anlegen einer Schmetterlingssammlung behilflich war. Es ist bezeichnend für die Sinnesart Christian Wagners, wie sie sich späterhin in ihm herausbildete, daß er in seiner autobiographischen Skizze nur mit Unwillen dieser in ihm erweckten „Sucht des Sammlers“ gedenkt und beifügt: „Was

ich dazumal als Tierquäler im Unverstand sündigte, werde ich wohl niemals ganz gesühnt haben.“ In den Lehrgegenständen machte er gute Fortschritte, aber der Schwall der tausend Sprüche und Gesangbuchverse, mit deren Eintrichtern die protestantische Geistlichkeit dem jugendlichen Gehirn die erste Abstumpfung beizubringen pflegt, erfüllte ihn mit Verdruß.[1]) Zweimal im Jahr, zur Mai- und zur Christmesse, durfte er mit seiner Mutter nach Stuttgart wandern, und beseligt klopfte dem Knaben das Herz, wenn er an ihrer Seite die großen Fichtenholzbestände durchschritt, am „Schatten“ und Tiergarten und Bärenschlößle huschende Eichhörnchen, auch Rehe und Hirsche gewahrte und zuletzt von der Höhe des Hasenbergs aus unten im Thalkessel die große Stadt liegen sah. Als die politischen Stürme des Jahres 1848 im südwestlichen Deutschland hohe Wellen aufwarfen, als auch zu den Bauern von Warmbronn die Kunde drang, daß ein Volksheer geschaffen werden solle, und an ausgediente Soldaten ein gedrucktes Exerzierreglement verteilt wurde, wollte die liebe Schuljugend hinter den Alten an Wehrhaftigkeit und Eifer nicht zurückstehen, und mit seinen Kameraden spielte Christian Wagner Freischärler, schnitzte Waffen und schoß aus selbstgefertigten Schlüsselbüchsen, bis der alte Dorfpolizeidiener diesem Unfug ein Ende machte. Im April

[1]) Für den Relativsatz ist, was ich zu erwähnen mich für verpflichtet halte, Christian Wagner nicht verantwortlich. Der hier gegebene Bericht will überhaupt eine freie Benützung, Gestaltung und Ergänzung des von der autobiographischen Vorlage Gebotenen sein, so sehr ihm daran gelegen ist, keinen unechten Zug in das Bild zu bringen.

1849 wurde Wagner konfirmirt; im nächsten Jahr brachten ihn seine Eltern in die Präparandenanstalt zu Eßlingen. Aber ein Uebelbefinden des Knaben, das von ärztlicher Seite für ernster erklärt wurde, als es sich thatsächlich erwies, gab den Eltern, die bei den damals schlechten Jahrgängen die Kosten für dieses Unternehmen kaum aufzutreiben vermochten, einen nicht unwillkommenen Vorwand, ihn schon nach sechs Wochen wieder nach Hause zu nehmen. Von da an war er für seine Fortbildung sich selbst überlassen; eine andere Wahl, als die Landwirtschaft seiner Eltern mitzubetreiben und ein Bauer zu werden, blieb ihm nun nicht mehr. Doch die Keime seiner geistigen Neigungen entwickelten sich in der ihnen gemäßen Richtung weiter; er fängt nun an, mit Leidenschaft zu lesen. In den Besitz von Büchern auch nur leihweise zu gelangen, war in dem bäuerlichen Dörflein freilich nicht eben leicht; eine Müllerin der Umgegend, die er einmal bittet, ihm etwas zum Lesen zu geben, schüttelt allen Ernstes eine Schüssel Linsen vor ihm auf den Tisch, auf daß er sie säuberlich „lesen" möge, und das „Schatzkästlein für gläubige Seelen," das er ebendort in die Hand nimmt, will ihm nicht besser zusagen als der ungeschmalzene Haferbrei, der jahraus jahrein den Hunger seines leiblichen Magens zu stillen hat. Der alte Schulmeister von Warmbronn, Namens Alberti, versieht ihn zuerst mit anregenderen Büchern; er gibt ihm auch die Botanik von Hochstetter in die Hand. Nun wird Christian Wagner mit der Warmbronner Flora allmählich vertraut; er legt ein Herbarium an, durchschweift des Sonntags — an den Werktagen hat er mit Vieh und Acker, mit Holz-

hauen harte Arbeit — die Waldungen der Umgegend, und die Ahnung, daß er zu einem Verherrlicher und Sänger der Pflanzenwelt berufen sei, dämmert in ihm auf. Die Viehzucht macht ihm Freude, aber nur das schönste Vieh möchte er im Stalle haben, er läßt ihm die sorgfältigste Pflege angedeihen, und bald faßt er den Vorsatz, kein Stück an den Metzger zu geben, sondern, wenn es veräußert werden müsse, nur an einen Käufer, der es zur Zucht bestimme und am Leben erhalte.

An den Vergnügungen seiner Altersgenossen nahm er nun weniger Anteil. Zwar war damals noch die Zeit der Spinnstuben, in denen hier die Burschen, dort die Mädchen des Dorfes am Abend sich zusammenfanden, und auch seine ländlichen Beschäftigungen hielten ihn mit Andern in Verkehr. Aber seine Leidenschaft, seine „wahre Wut", zu lesen, vereinsamte ihn doch wieder, und wer die Natur kennen lernen und belauschen will, durchstreift Wald und Flur am besten ohne Genossen. Auch fehlte es unter den Dorfburschen nicht an ein paar wilden und schlimmen Gesellen, und wenn der junge Wagner einzelne Originale beobachtete, deren lustiger Witz oder komische Eigenart ihn ergötzte, so wollte er doch mit Raufbolden oder Holzdieben oder betrügerischen Händlern keine Gemeinschaft haben. Er selbst mag einmal, aus Erlebtem einen Beitrag zur Litteratur der Dorfgeschichten liefernd, schildern, was es damals in seinem Heimatsort für Händel und Streiche gab und wie sich die Nachbargemeinden unter einander mit Spitznamen zu nennen pflegten, indem die Warmbronner „Beerlesklopfer", die Renninger „Schneegänse", die Magstädter „Schnecken", und die El-

tinger (vielleicht der Mühlen halber) „Esel“ genannt wurden.

Mit inniger Liebe hing Christian Wagner an seinen Eltern, und die genügsame Familie führte ein im ganzen zufriedenes und glückliches Leben. Wo immer nötig, war der Sohn bei den Handwerks- und Feldarbeiten behilflich, mochte es nun gelten, Rauhkarden anzupflanzen oder beim Flachsbau der Mutter an die Hand zu gehen oder eine kleine Obstbaumschule im Garten anzulegen oder mit dem Vater, damit ein paar Gulden verdient würden, Holzstifte und Holznägel für die Schuhmacher zu fertigen. Die langen Winterabende machten die Gespräche um so ergiebiger. Eine alte Holzhauerswitwe, namens Röckle, hatte eine der oberen Stuben des Hauses bezogen, und wenn das Nachtessen vorüber war, pflegte sie mit ihrer Kunkel bei der im Erdgeschoß wohnenden Wagner'schen Familie sich einzufinden. Sie kannte die Sagen der Umgegend, steckte voll von Geistergeschichten und war eine unermüdliche Erzählerin: so steigerte sie in ihrem Zuhörer den Sinn für das Geheimnisvolle und Phantastische. Um die nämliche Zeit stieß Christian Wagner bei seinen Wanderungen auf den Schloßberg oder das „Glemseck“, eine zwischen der Rohrhalde und dem Hirschhäuer sich erstreckende und zum Hof Seehaus hinabblickenden Höhe, an der die Spuren alter Wälle zu bemerken sind und manche romantische Ueberlieferung haftete. Die Glems entspringt unweit vom „Schatten“ im königlichen Rotwildpark, und ihr enges, erst vor Eltingen sich öffnendes Thal bildet einen Einschnitt in die nordöstlich von Warmbronn gelegenen Waldungen. Am Glemseck blieb nun auch die

Phantasie Christian Wagners haften; die in ihm angesammelte, den Gestalten des Mittelalters, der Hohenstaufen- und Minnesänger- und Ritterzeit zugewendete Stimmung will einen Ausbruch, und er schreibt, Wilhelm Hauffs Roman „Lichtenstein“ sich zum Vorbild nehmend, um das Jahr 1860 eine kleine Erzählung „Schloß Glemseck, eine romantische Sage“. Sie wurde 1877 in der belletristischen Beilage des von S. Lindenberger in Leonberg herausgegebenen „Glems- und Filderboten“ gedruckt. In die Zeit der Entstehung dieser Geschichte fallen auch Wagners früheste Versuche in gereimter Poesie, und mit einem kleinen Gedicht „Mutter am Ostertag“, das sein Onkel, der Nürtinger Musikdirektor Weeber, um 1862 veröffentlichte, sah er zum erstenmal ein Erzeugnis seines Sinnens im Druck. Schon aber füllten die Dramen Schillers ihm den Kopf; ein Schauspiel, „Abi-Melech“, entstand im Jahr 1865 unter ihrer Einwirkung, fand jedoch bei der Stuttgarter Theaterintendanz, der es Wagner einschickte, keine Annahme.

Die ersten Verbindungen mit der Muse waren angeknüpft, und nun kam der junge Bauer auch zu einer Frau, rascher als er sich selbst dessen versehen hatte. Bei einer Hochzeitsfeier zu Gast geladen, verlobte er sich mit einer Bauerntochter, Marie Glazle, und im November 1865 fand die Heirat statt. Nicht lange nachher starb seine Patin, die Schwester seiner Mutter, von ihm geschätzt und als Blumenfreundin nachmals in einem Gedichte gefeiert; von der kleinen Erbschaft, die der Familie zufiel, konnten die Schulden bezahlt und ein Acker gekauft werden, freilich zum größeren Vorteil für den jüdischen Verkäufer.

Nicht nur was als Gleichartiges, Willkommenes und Freundliches sich im Gange des Lebens uns gesellt, erweckt und fördert die Seelenkräfte; auch die Begegnung mit Naturen, die uns bestreiten und uns lebhaft zuwider sind, entbindet und stählt unsere Anlagen. Wagners autobiographische Skizze gedenkt noch mehrerer Ortsbewohner: des jungen, gutmütigen und schalkhaften Steindruckers Röckle, der ihm befreundet war, und der Schwester desselben, eines am liebsten in Gottes freier Natur sich tummelnden und auf Bäume kletternden Mädchens, einer „wahren Waldkatze", aber auch einer (christlichen) Handwerkersfrau, von der die folgende, eine weitverbreitete Menschengattung treffende, Charakterschilderung entworfen wird: „Rechte Leute, rechtschaffene Leute benannte sie alle, die so und so viel Morgen Aecker und Wiesen, so und so viele Stück Vieh und ein paar Ochsen im Stalle hatten. Dagegen liederliche Leute, Lumpenleute, Lumpenpack diejenigen, die wenig besaßen. Wenn jemals ein anderer Gedanke in dieses Weibes Seele gekommen ist, als der, wieviele Garben der und der bekommen, wieviele Säcke Kartoffeln, wieviele Pfund Flachs oder Hanf, wieviel der und der vom vorigen Jahre Steuer oder Zins noch schuldig sei, wieviel Speck und Fleisch die und jene Familie in dieser und jener Zeit aufgebraucht habe — ich sage, wenn je ein anderer Gedanke in dieses Weibes Seele gekommen ist, so will ich der größte Lügner heißen .... Ich kann nicht sagen, daß sie ungefällig gegen mich gewesen sei, aber sie beleidigte mein Inneres und verhöhnte meine Ideale. Feindseligeres hätte sie überhaupt gar nichts gegen mich thun können .... Dieses Schaffen, Hasten,

Rennen und Jagen, dieses tägliche Geschwätz vom Sparen, die Ohren füllend, den Einklang störend, alle Schönheitsgebilde mit Kot bewerfend! Wahrhaftig, dieses irdisch irdische Weib hat vielleicht in meinem Innern eine ähnliche Gegenströmung erweckt, wie der Ablaß eines Tetzel, Luther zum Widerstand herausfordernd, dessen reformatorische Wirksamkeit hervorrief."

Noch eines Vorkommnisses, das die Sinnesart der jungen Bauern kennzeichnet, möge hier erwähnt werden. Von Weil der Stadt heimkehrend begegnet er einmal einem jüdischen Jüngling von so edler Schönheit der Gestalt und des Angesichts, daß ihm das Bedauern aufsteigt, nach einem solchen Modell nicht als Maler einen Jonathan, einen Joseph gestalten zu können. Ueberzeugt, daß unter einer so gewinnenden Außenseite auch ein prächtiger Kern sein müsse, knüpft er mit dem Fremden ein Gespräch an und gedenkt zuletzt, in der Meinung, daß er damit einen dem Andern hochwichtigen und heiligen Gegenstand berühre, der Geschichte und „Traditionen" des jüdischen Volkes. Aber die Erwiderung lautete: Ob er kein alt Kupfer, Zinn oder Blei im Hause habe? Schon ernüchtert, aber noch immer nicht ohne Hoffen, eine ideale Saite zum Erklingen zu bringen, gibt Wagner zunächst die gewünschte Auskunft, um allmählich auf jenes Thema, das ihn selbst innerlich beschäftigte, zurückzulenken. Aber die nun folgende Frage des schönen Jünglings, ob in Warmbronn keine Bettfedern zu haben seien, belehrt ihn, daß hier all sein Bemühen vergeblich sei, und mit Schmerz und Unwillen wendet er sich ab.

Im Dezember 1866 starb Wagners Vater, im Ja=

nuar 1867 seine geliebte Mutter. Der Tod der Eltern, mit denen er so viele Jahre in herzlichem Einvernehmen gelebt hatte, betrübte ihn tief, und der Schmerz um ihren Verlust wie die Erinnerung an sie rang in ihm nach einem seelenvollen Ausdruck: so schrieb er eine Sammlung von Liedern und Gedichten, zum Teil in Sonettenform, „Liedern des Leids", von denen einige späterhin in die „Sonntagsgänge" aufgenommen wurden. Auch geringfügigere Erlebnisse, wie seine Besuche in der bei Leonberg gelegenen Lahrensmühle, wo die Familie ihr Getreide mahlen ließ, erweckten jetzt seine poetische Ader. Aber während so Wagners Muse ungleich selbständiger und kräftiger als anfänglich ihre Schwingen entfaltete, hatten die Ehegatten mit dem Kummer um den Verlust mehrerer Kinder zu kämpfen. Dabei verlangte die Sorge um den Haushalt stete Arbeitsamkeit, und um den Verdienst zu mehren, verdingte sich der feinbesaitete Lyriker als Holzhauer im Gemeindewald und bei der Erbauung der Eisenbahnstrecke Leonberg-Renningen als Taglöhner am Schlagwerk und Schnappkarren. Als am Tage „Mariä-Opferung" des Jahres 1869 auch das Lieblingstöchterlein der Mutter ins Grab sank, welkte diese dahin, und am nämlichen Novembertage des nächsten Jahres erfolgte ihr Tod.

Im März 1871 verheiratete sich Christian Wagner zum zweiten Male; die Erwählte war Christiane Kienle von Magstadt, die Tochter eines Schreiners, ihrem Freier verwandt als Geschwisterkind. Nunmehr fühlte sich Wagner auf der Höhe menschlicher Glückseligkeit; die Schönheit wie der Verstand und das hoher Aufopferung fähige Gemüt der jungen Frau entzückten ihn, und wenn auch

im Haushalt gar häufig kaum das spärlichste Baargeld vorhanden war, so wußten doch Fleiß und Sparsamkeit es wiederum dahin zu bringen, daß die drei gesegneten M: Mehl, Milch und Most (Apfel- oder Birnmost) nicht vermißt wurden. Auch der Herzenswunsch des Vaters, Kinder am Leben behalten zu dürfen, fand nunmehr Erfüllung: einen Sohn und drei Mädchen sah er allmählich heranwachsen. Aber auch mit der Poesie ging es jetzt vorwärts. Zu Ende der 70er Jahre wirkte in Warmbronn der Pfarrer Karl Rau, einer der wenigen Männer, die für Wagners dichterische Bestrebungen damals Verständnis bezeugten und den Schüchternen ermunterten. Der Winter 1884 gönnte unsrem Freunde viel Zeit und reichliche poetische Stimmung; so machte er sich denn an die Aufgabe, seine bis dahin entstandenen Gedichte zu sammeln und zu sichten, und im Mai 1884 wanderte das „Bäuerle von Warmbronn“ mit einem Manuskript in der Tasche nach Stuttgart. Der Buchhändler und Verleger August Pfeiffer, Chef der Firma Greiner und Pfeiffer, nahm sein Angebot freundlich auf, und im März 1885 erschien unter dem Titel „Märchenerzähler, Bramine und Seher“ Christian Wagners erstes Werkchen.

Mit einem „zweiten Teil“ („Weitere Märchen und Balladen“) vermehrt, erlebte diese Sammlung von Gedichten 1887 die zweite Auflage, wobei der Verfasser dem Ganzen den schlichteren Titel „Sonntagsgänge“ voransetzte. Ein dritter Teil der „Sonntagsgänge“ erschien mit dem Untertitel „Balladen und Blumenlieder“ 1890. Im Jahr 1893 folgte, abermals bei Greiner und Pfeiffer gedruckt, die poetische Sammlung

„Weihegeschenke", Idyllen, Mythen und Epigramme in daktylischen Versen, die in Hexametern geschriebene Dichtung „Epische Bilder aus Hadrian" und „Vermischte Gedichte" enthaltend. Im Jahr 1894 erschien in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart, als erstes Bändchen des von dieser Firma herausgegebenen „Litterarischen Schatzkästleins" Christian Wagners „Neuer Glaube". Der erste Teil der „Sonntagsgänge" ist vor wenigen Tagen zum drittenmal aufgelegt worden, und geplant sind vom Dichter zur Veröffentlichung neuerdings entstandener und im Werden begriffener Gedichte zwei weitere Sammlungen, deren eine, „Herbstblumen" betitelt, die Gruppen: Mythen und Mären, Troubadourlieder und Gesänge der Minne, Stimmungsbildchen, Gedichte über Wiederverkörperung, Aus dem Tagebuch eines Lebensmüden, sowie Reisebilder enthalten soll, während die zweite die Bezeichnung „Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben", führen wird.

Zu den persönlichen Geschicken Chr. Wagners ist noch einiges nachzutragen. Während die Gaben der Muse sich ihm mehr und mehr anhäuften, zogen über dem Glück seines Hauses die schwersten Schatten auf. Um zum Besten der Ihrigen eine kleine Erwerbsquelle zu gewinnen, hatte sich Wagners Frau, wenn auch nach hartem Kampf, entschlossen, die Stelle einer Ortshebamme zu übernehmen. Nachdem sie im Sommer 1878 einen Lehrgang in der Landeshebammenschule zu Stuttgart durchgemacht hatte, übte sie während einer Reihe von Jahren mit der größten Hingabe ihren neuen Beruf aus; aber diese selbstlose Dienstwilligkeit schwächte ihren eigenen Körper, und indem

sie während eines kalten Winters wochenlang ein armes Weib im „Bettlerhäusle“ verpflegte, zog sie sich eine Lähmung und Rückenmarksentzündung zu. Vergeblich blieb die Kunst der Aerzte, vergeblich auch der mehrmalige Gebrauch des Wildbads; zu dem schwerer und schwerer werdenden körperlichen Leiden gesellte sich zuletzt eine geistige Erkrankung, und im Spital in Leonberg erlöste Christiane Wagner im April 1892 der Tod. Die Gedichte „Die Irrsinnige“ und „Apotheose“ schildern den Schmerz des Gatten und entreißen das Andenken der Abgeschiedenen der Vergänglichkeit. Auch unter dem Namen „Klara“ hat er sie in Gedichten verherrlicht, weil ihr Geburtstag mit dem Namenstag der heiligen Klara zusammenfiel.

Zeichen freundlicher Anerkennung und litterarischen Erfolges sind dem Dichter nicht versagt geblieben; freilich beschränkte sich dieser Widerhall zumeist auf seine engere Heimat. Als die Ersten, die sich um die „Sonntagsgänge“ in Rezensionen annahmen, mögen Prälat Burk, Oberstudienrat und Bibliothekar Wintterlin in Stuttgart und Pfarrer Gustav Hauff genannt werden.[1]) Nachdem die Zweig-

[1]) Anzeigen im Württemb. Schulwochenblatt, Staatsanzeiger für Württemberg und Schwäbischen Merkur v. J. 1885, bezw. 1886. Als die Verfasser anderer zeitschriftlicher Besprechungen verzeichnet Wagners autobiographische Skizze noch Dr. Emil Schauberg in München, Professor Julius Hartmann und Archivsekretär Rudolf Krauß in Stuttgart, Schriftsteller August Hölder, Pfarrer Finkenbeiner, Dekan Landenberger und Pfarrer Richard Weitbrecht in Wimpfen (Anzeige im „Daheim“). Eine größere Rezension in holländischer Sprache brachte die Amsterdamer Zeitschrift De Gids (Januarheft 1894) aus der Feder von W. G. Byvanck; sie ist mir nicht zugänglich gewesen. Als Förderer seiner Bestrebungen und freundschaftliche

Schiller-Stiftung Stuttgart Chr. Wagner bereits früher mit einer Zuwendung bedacht hatte, bewilligte ihm der Verwaltungsrat der Deutschen Schiller-Stiftung zu Weimar vom Jahr 1892 ab größere Ehrengaben. Noch einer andern Auszeichnung, der Anfertigung seines Bildnisses durch Emilie Weisser in Stuttgart, geziemt es zu gedenken. Nach dem Urteil der Fachleute eine die geistige Individualität des Dichters auf das Feinfühligste wiedergebende Arbeit und von sprechender Aehnlichkeit,[1]) macht dieses Porträt auch dem Herzen der reichbegabten Künstlerin Ehre. Denn als im Jahr 1894 Christian Wagner in seiner Oekonomie empfindliches Unglück hatte, als ihm ein schönes Rind, das er mit besonderen Opfern am Leben erhalten hatte, unversehens zu Grund ging und er im Kreise Bekannter mit Klagen über die Mißgunst des Schicksals nicht zurückhielt, faßte Emilie Weisser, in deren eigenem Sinn das wärmste Mitleid mit der vielgequälten Tierwelt wohnt, den Entschluß, den das Erbarmen mit aller Kreatur predigenden Dichter zu malen und zu bestimmen, daß der Erlös aus einem Verkaufe des Bildes ihm zum Ersatz und zum Trost zufallen solle. Es ist das nämliche Oelgemälde, dessen Vervielfältigung in Lichtdruck zufolge einer Anregung des Verlegers für das gegenwärtige Buch hergestellt wurde.

Damit der Dichter, der an die Scholle, die ihn ge-

Gönner hebt Chr. Wagner neben andern hervor: Prälat Karl Gerok und die Stuttgarter Oberstaatsanwalt von Schönhardt, Institutslehrer J. Kammerer und Oberstudienrat Eduard Paulus.

[1]) Vgl. die Kritik im Schwäb. Merkur, Chronik vom 22. Oktober 1895.

boren hatte, stets gefesselt war, einmal in die Welt einen Blick thue, schossen Gönner und Gönnerinnen, meist in Stuttgart, im Jahr 1895 eine ihm den Besuch der Schweiz ermöglichende Summe zusammen. Die Reise führte den Beglückten über den Bodensee nach Luzern und mittelst der Gotthardbahn nach Lugano; auf dem Rückweg bestieg er den Rigi und sah Zürich und den Rheinfall.[1]) Die von dem sparsamsten aller Dichter hiebei nicht aufgebrauchten Mittel wurden ihrer Bestimmung gemäß im Frühjahr 1896 zu einer zweiten, größeren Reise verwendet. Wiederum über den Vierwaldstättersee und Lugano gelangte Wagner diesmal nach Mailand und Genua, sah das blaue mittelländische Meer und die Gartenpracht von Pegli.[2]) Daß er in Mailand die mit ihm im „Bazar" einmal zusammen genannte italienische Dichterin Ada Negri, die Vorkämpferin für die Befreiung der untersten Stände, besuchte, ist, fast als Kuriosum, erwähnenswert. Freilich war die Unterhaltung mit ihr eine schwierige, da die Signora der deutschen Sprache so wenig mächtig war als der schwäbische Bauer der italienischen; doch machte ein deutsches Dienstmädchen, das zur Hand war, die Dolmetscherin, und Ada Negri schenkte dem Besucher zum Abschied eine Nelke aus ihrer Vase. Dafür preisen seine Aufzeichnungen die leuchtenden, dunklen Augen der Dichterin. Aber noch von einem anderen Reiseerlebnis möge hier die Rede sein.

---

[1]) Vgl. die Beschreibung der Reise im Feuilleton des Stuttgarter Neuen Tagblatts vom 8. und 9. Juni 1896.

[2]) Vgl. die Beschreibung der Reise im Stuttgarter Neuen Deutschen Familienblatt vom April 1897.

Um den deutschen Sinn, um die ihm eigene Sinnesart hat sich der Warmbronner Poet durch den Zauber des hesperischen Himmels nicht bringen lassen. In einem Garten bei Genua sieht er „inmitten der fremdländischen Blumen ein echtes und gerechtes deutsches Gänseblümchen, in den gelehrten Büchern eingetragen als Bellis perennis", und er spricht es an (es ist dies eines seiner liebenswürdigsten Gedichte):

„Ei Gretchen! Ei! — Wann bist du hergekommen?
Sie haben dich doch freundlich aufgenommen?

Doch nein! Ach nein! Mir ahnt von trüben Sachen,
Das Weinen steht dir näher als das Lachen.

„Die stolzen Schwestern woll'n sich meiner schämen,
Sie wollen mir mein Kleidchen übelnehmen,

Das Kleidchen, das die Mutter noch gesponnen
Und noch gebleicht am Wiesplatz hinterm Bronnen."

Dem Vater gieb, o Gretchen, hievon Kunde!
„Nein, Nachbar! Seht: Stiefmutter steht im Bunde."

So schreib' ich selbst ihm, wie mit trüben Mienen
Wehmütig lächelnd mir sein Kind erschienen."

Im Herbst 1896 — dies bleibt nach der Zeitfolge noch übrig zu berichten — verweilte Christian Wagner zu kurzem Besuch in München.

Daß sich der Warmbronner Bauer anfänglich Bücher zum Erwerb litterarischer Kenntnisse nicht mühelos verschaffte, ist erwähnt worden. Durch ein Lehrbuch für

Realschulen, das ihm ein Lehrer geschenkt hatte, gewann er den ersten Einblick in fremde Dichtungen, um sodann aus einer Leihbibliothek einzelne Bändchen von Heine, Geibel u. s. w. zu beziehen. Späterhin freilich standen ihm die „Mittel, durch die man zu den Quellen steigt", reichlicher zu Gebot; dem Strebsamen, der als Autor selbst hervortrat, gönnte die kgl. öffentliche Bibliothek zu Stuttgart das Benützungsrecht, und Zeitungen, Zeitschriften, populäre Handbücher dringen ja heute in jedes deutsche Dorf. Daß Chr. Wagners Wissen gleichwohl lückenhaft blieb, daß es zusammenhangslos oder doch unmethodisch, unsystematisch anwuchs, ist natürlich; das erklärt sich aus seinem Lebensgang, aus den Zufällen, denen der Autodidakt, und zumal ein solcher von Wagners Art, überlassen ist. Ueber indische Religion und Weisheit sind zu dem „Märchenerzähler, Braminen und Seher", nur wenige Bemerkungen gelangt, philosophische Werke hat er überhaupt nicht gelesen. Auch von Poeten ist ihm eine weit geringere Anzahl bekannt geworden, als mancher meinen möchte. Schiller, Lord Byron und Lenau, nächst ihnen Uhland und Geibel, bezeichnet er als seine Lieblingsdichter. Mit Goethe ist er seltsamer Weise nicht recht vertraut geworden, Shakespeare, Homer, Mörike, Hölderlin, Rückert, Heinrich von Kleist hat er erst in neuerer Zeit kennen gelernt, von Jean Paul, von Cervantes, von den griechischen Tragikern sind nur die Namen zu ihm gedrungen. Einige historische und naturkundliche Werke hat er gelesen. Angeeignet hat er als Dichter von Andern sich wenig. Poeta nascitur, non fit, das wissen wir Alle. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß ein Mann,

der als Kleinbauer unter Bauern zu leben genötigt ist und während eines großen Teiles des Jahres anstrengende Feldarbeit verrichtet, sich aus der Welt der Bildung diejenige Summe von Kenntnissen erworben hat, welche seine Schriften verraten. Doch nun wird es an der Zeit sein, diese selbst aufzuschlagen.

Zweites Kapitel.

Christian Wagners dichterisches Verhalten zur Natur und die Märchenpoesie seiner „Sonntagsgänge“.

Wald und Flur, das Naturleben und die tausendfältige Schönheit der Pflanzenwelt sind der Mutterboden, der nährende Schoß für die Dichtung Christian Wagners; was sein Auge, sein äußeres und sein inneres Auge gewahr wird, wenn er von der Arbeit der Wochentage entlastet und von der Sorge um das Gewöhnliche sich befreiend die Natur aufsucht, das zu schildern, werden seine Gedichte, seine „Sonntagsgänge“ nicht müde. Wenn aber das Genießen der landschaftlichen Natur unzähligen modernen Menschen, die sich der Einseitigkeit und Verflachung der städtischen Kultur bewußt geworden sind, zu einer Sonntagsfeier, zu einem Mittel, die Seele zu erfrischen und zu erheben, dient, wenn tausend Dichter die Sänger, die Verherrlicher der Blumen geworden sind und bei Christian Wagner, dem bäuerlichen Dichter, das Ergreifen gerade dieser Stoffwelt als etwas vollkommen Natürliches und Leichtverständliches erscheinen muß, so ist das Ver=

hältnis, in welchem der Warmbronner Poet zur Natur steht, doch von eigentümlicher Beschaffenheit, von ganz besonderer Tiefe, Wärme und Innigkeit: wir stoßen bei ihm auf einen Naturkultus, wie er in dieser Art und dieser Ausdehnung kaum von einem zweiten Dichter geübt worden ist. Wagners Phantasie nimmt mit den Naturgegenständen eine Umwandlung, eine Umdeutung vor; er betrachtet die pflanzlichen Gebilde, als ob sie beseelte und ihres Selbst bewußte Wesen wären; er „spricht mit ihnen“, und sie erzählen ihm ihre Geschichte, die Geheimnisse ihres Seins. Indem er unter ihnen wandelt, verkehrt er mit einer Geisterwelt, und in diesen Austausch sich träumend zu versenken, ist ihm tiefstes Bedürfnis, tiefstes, über Ort und Stunde hinwegtäuschendes Glück. Die Seele aber, die er der Pflanze zuschreibt, ist nicht eigentlich eine pflanzliche Seele, sondern eine ursprünglich menschliche oder bisweilen auch eine ursprünglich tierische Seele; diese, die ehemals einem andern Körper zugehörig war, hat nunmehr in der Pflanze Wohnung genommen, ist mittelst des Pflanzenleibes wiederum in irdische Existenz getreten. Es handelt sich also hier nicht um jene von aller Poesie, von aller phantasievollen Naturauffassung geübte, durch unzählige Dichterstellen zu belegende Naturbeseelung, vermöge welcher der Mensch in der Pflanzenwelt und auch in der unorganischen Natur Stimmungen und Empfindungen seines eigenen Geistes und Herzens wiederzufinden glaubt oder diese in sie hineinträgt, um an der Natur eine Teilnehmerin zu haben oder um ein Bild, ein Abbild menschlicher Gemütszustände zu gewinnen, wobei doch die Seele sich bewußt bleibt, daß sie sich eine Parallele frei geschaffen

hat oder daß ihr etwas nicht mit ihr selbst Identisches, sondern etwas ihr nur Aehnliches oder Analoges begegnet ist; sondern es ist die Vorstellung der Rückkehr eines Seelischen, der Wiederbelebung eines Gestorbenen, die Vorstellung der Seelenwanderung und Seelenwiederkehr, welche bei Christian Wagner auftaucht. Allerdings weist der Phantasieakt, dessen wir Zeugen werden, mancherlei Arten und Unterarten auf; in einigen Gedichten haben wir es in der That mit Vergleichungen, in andern mit Personifikationen des Naturlebens, mit Objektivirungen einer durch Natureindrücke erweckten Seelenstimmung zu thun, und es kommt auch vor, daß die Pflanze als eine Art körperlichen Ueberbleibsels, als das Erinnerungsmal eines ehedem vorhandenen Wesens betrachtet wird, daß einzelne Pflanzenteile, z. B. Blüten oder Beeren, als Schmuckgegenstände, als Geräte und Werkzeuge eines der Vergangenheit angehörigen nichtpflanzlichen Wesens erscheinen, dessen Geschichte oder Sein in einem Märchen, einem lyrischen Gedichte ausgesponnen und geschildert wird, ohne daß die Pflanze selbst als dieses Wesen gelten will. Eine Umdeutung aber findet auch in den Gedichten der letzteren Art statt, die Pflanze oder der Pflanzenteil bedeutet etwas anderes, als die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung oder die Naturkunde uns wissen läßt, und wenn sich das poetische Verfahren Wagners hiebei dem gewöhnlichen dichterischen Vergleichen nähert, wenn der geistige Vorgang, der sich in ihm abspielt, als Gedankenassoziation genommen werden könnte, so wird doch in der Regel die Pflanze so geschildert, als empfände sie etwas von der ihr angedichteten Beziehung, als hätte sie eine Ahnung, ein Bewußtsein von den Träumen, Gedanken

und Betrachtungen, die sie in dem Sonntagsgänger hervorruft. Ungleich häufiger aber empfangen wir jenen andern Eindruck: Der Dichter sieht durch die Gesammterscheinung der Pflanze, durch ihre Gestalt, die nur Hülle, Maske, augenblickliches Gewand ist, auf eine in ihr verborgene Psyche hin, er sieht durch den Schein auf das Wesen. Zur Verdeutlichung des Hauptgegensatzes möge an dieser Stelle eines Gedichtes von Martin Greif gedacht sein; es hat die Ueberschrift „Im Walde“ und lautet:

„So einsam ist es um mich her,
So friedlich und so still,
Wenn nicht das Leid im Herzen wär',
Das nimmer schweigen will.

Die Vöglein singen dort und hier,
Im Walde lind es bebt,
Es steht ein fernes Grab vor mir —
Ist's wahr, daß ich's erlebt?

Zwei Falter fliegen ab und zu,
Wo eine Knospe sprang:
So schwärmten wir einst, ich und du,
Den grünen Wald entlang.“

Die beiden Falter fliegen am Waldweg nahe zusammen, sie trennen und finden sich wieder in anmutigem und frohem Spiel ihres Lebens genießend, sie suchen Blumen und Blüten: so taucht bei ihrem Anblick in dem Dichter die Erinnerung an das Glück, das er einst mit der Geliebten genossen, an einen verwandte Lust gewährenden Gang, den er mit ihr im Walde gemacht hat, wieder auf, und das schmerzliche Gefühl des Kontrastes zwischen Jetzt und Einst kommt ihm bei dem Fluge der

Falter zum vollen Bewußtsein. So wie diese hier es treiben, haben wir einst uns gefreut — ist der Gedanke; die Seele vergleicht also das Verhalten der Einen, des Schmetterlingspaares, mit dem Verhalten der Andern, des menschlichen Liebespaares. Ganz anders verwertet ein Gedicht Christian Wagners[1]) die Erscheinung eines Falters, der auf einer rotflammig aufgeblühten Purpurdistel sich niederläßt. Die Einleitung und die ersten Verse erzählen uns von einem Jägerssohn, der mit seinem Liebchen, einer armen Taglöhnerstochter, im umgrünten Waldhaus viele glückliche Stunden heimlich verlebt hat, erzählen uns vom jähen Ende dieses Glückes, da der Jägerssohn einen raschen Tod fand und sein Liebchen vor Leid verstarb. Nun aber sagt uns das Gedicht auch, nach der Waldlichtung seien „die Zweie" zurückgekehrt:

„Seht den Falter golden
Bei der Blumenholden:

Seine Lippen saugen
An den Blumenaugen

Einer Purpurdistel:
Jägerssohn und Christel."

Hier haben wir nicht mehr ein Bild, nicht mehr eine Spiegelung, nicht etwa eine in der Seele des Zuschauers erwachende Erinnerung vor uns; hier sehen wir vielmehr die Liebenden selbst wieder, wenn auch in anderer Gestalt. So handelt es sich denn bei den Gedichten dieser Art nicht um ein Gleichnis; aber auch nicht um

---

[1]) Sonntagsgänge III, 25—27.

jene dem Volke geläufig gewordene und in der sogenannten Blumensprache tändelnde Symbolik, welche z. B. das Veilchen um seines unscheinbaren und anspruchslosen, den eigenen Wert versteckenden Wesens willen zu einem Sinnbild menschlicher Bescheidenheit macht. Wohl fehlt ein symbolisches Auffassen von Blumen nicht ganz, wohl berührt sich Christian Wagners poetisches Verfahren auch insofern mit dieser Vorstellungsweise, als ihm bestimmte, der sinnlichen Wahrnehmung auffällige Merkmale einer Pflanzenart den Ausdruck oder Widerschein eines geistigen Charakters bilden; aber abgesehen davon, daß Wagner in der Auffindung derartiger Analogien ein merkwürdig neuschöpferisches Vermögen offenbart, zeigt sich auch hier wieder jener grundsätzliche und wesentliche Unterschied: wenn wir das Veilchen, die Lilie, die Rose als Symbole für die Bescheidenheit, die Unschuld, die Liebe verwenden, so erinnern uns gewisse Merkmale des Wuchses oder der Färbung dieser Pflanzen an die körperliche oder physiognomische Erscheinung gewisser menschlicher Gemütseigenschaften oder Seelenzustände, so ziehen wir eine verständige Parallele, so leihen wir spielend diesen Pflanzen für einen Augenblick ein menschenartiges Empfinden und eine menschliche Aeußerungsweise; in Wagners Dichtung aber spricht die Pflanze mittelst ihrer Erscheinung ihr eigenes seelisches Sein aus und redet zu uns alles Ernstes als ein uns insgeheim verwandtes und doch selbständiges Wesen, nicht mehr ein Abbild, nicht mehr ein Sinnbild, sondern ein aus ihm selbst zu erklärendes und auf sich selbst zurückdeutendes Lebendiges. Und hiebei dient dem Dichter das charakteristische Merkmal einer bestimmten

Pflanze nicht etwa nur dazu, sie mit der ruhenden Eigenschaft eines seelischen Charakterzuges auszustatten; sondern dieser seelische Charakterzug wirkt sich in eine Begebenheit und Handlung aus, die dichterische Anschauung nimmt einen epischen Verlauf: wir erfahren Geschichten und „Märchen“, wir werden zu Zeugen einer modernen „Mythenbildung“, sofern man diesen von Emil Schauberg[1]) für Wagners Dichten in Anspruch genommenen Ausdruck für ein doch immer subjektives und der Unterlage des Volksglaubens zumeist entbehrendes Erfinden gebrauchen darf.

Daß der Sinnesart und Dichtung Christian Wagners das was man „Pflanzenfabel“ nennt, nicht gemäß ist, werde ich nun kaum mehr hervorzuheben brauchen. Die Fabel, sowohl Pflanzen- als Tierfabel, ist wesentlich verständigen Charakters, verstandesmäßigem Denken entsprungen, ist durchaus didaktisch, lehrhaft; sie erfindet oder schildert einen Vorgang in der Tier- oder Pflanzenwelt in der Absicht, menschlichem Treiben und Handeln ein Gegenbild oder Spiegelbild vorzuhalten, und sie verbindet damit den Zweck, eine bestimmte moralische Lehre, Maxime oder Wahrheit, einen weisen pädagogischen Satz, eine Lebensregel anschaulich, einleuchtend, dem Gedächtnis leicht einprägbar, volkstümlich zu machen. „Lieblichkeit und Humor der Erzählung“ können dabei „unter der Hand ein Interesse für sich, einen selbständigen Wert gewinnen“[2]); aber die Erzählung als solche ist ein Gleichnis, der abstrakte Zweck springt in der Nutzanwendung hervor, und

[1]) Münchener „Allgemeine Zeitung“, Beilage vom 20. Okt. 1886 („Moderne Mythenbildung“).

[2]) Friedrich Th. Vischer, Aesthetik III, 2, 5 S. 1466.

das Verhalten des Dichters zu den Tieren oder Pflanzen, die er uns vorführt, ist ein, wenn nicht nüchternes, so doch äußerliches.

Prosaische und gebundene Rede, Märchen und lyrische Dichtung, Schilderung und lehrhafte Betrachtung mischen sich in der Regel innerhalb des nämlichen Abschnittes, des nämlichen „Sonntagsganges“ Christian Wagners. Wie ihm die Wanderung verschiedene Gebilde des Pflanzen- und Tierreiches nacheinander zeigt, so wiederholt auch die dichterische Beschreibung diese wechselnden Bilder, und häufig springt, erst indem mehrere Lebewesen zu einander in Beziehung gesetzt werden, der Keim eines Märchens, einer originellen dichterischen Anschauung hervor. Zumeist leiten in Prosa geschriebene Sätze die Dichtung ein, vom Beginn, vom Ziel der Wanderung uns erzählend. Höchst stimmungsvoll von Anfang an, ist diese Prosa schon von dichterischen Elementen durchtränkt; indem die Empfindung anschwillt, indem eine innere Anschauung sich verdichtet, geht die Prosa über in den Vers. Wie von außen her die Anregungen folgen, oder wie in der in sich versunkenen Seele die Gedanken sich fortspinnen, schreitet die Dichtung weiter und beschreibt ihren wohlgefügten Kreis. In eine gemeinsame geistige Stimmung aber sind alle Teile getaucht, und ein bestimmter Ideengang behauptet inmitten der wechselnden Wahrnehmung die Herrschaft. Daß nur Zusammenpassendes, Zusammengehöriges in einen Rahmen gestellt wird, folgt aus der Art, wie Christian Wagner das dichterische Metier beschreibt, fast von selbst; entstehen doch seine Sachen nicht in der Studierstube, sondern zumeist im Freien und unter dem un-

mittelbaren sinnlichen Eindruck der Wirklichkeit, der Natur. Geben nun die Teilstücke zusammen ein wohlgeschlossenes Naturbild, eine deutlich umrissene und mit realistischer Wahrheit gezeichnete Naturszenerie, so ist es die aus der einheitlich dichterischen Erfassung der Dinge fließende Komposition, welche aus dem Ganzen ein Stimmungsgemälde, eine Symphonie macht und uns wie nur immer das Bild eines Jakob Ruisdael, eines Meisters stimmungsvoller Landschaftsmalerei in einen träumerischen, mit- und nachträumenden Gemütszustand versetzt. Diese Kunst der Komposition verdient besondere Beachtung, verdient in manchen Fällen die höchste Bewunderung. In der Art, wie der Erzähler vom Einen zum Andern überleitet, wie er Prosa und gebundene Rede und auch wiederum Gedicht und Gedicht auf einander leise Bezug nehmen läßt, das Eine durch das Andere erläuternd, vorbereitend, verstärkend, liegen oft außerordentliche Feinheiten verborgen, liegt recht eigentlich ein Reichtum von Geist.

Begleiten wir aber nunmehr den Dichter, damit uns sein Verfahren vertrauter werde, auf ein paar Feiertagsgängen! Begleiten wir ihn den Dorfweg hinaus, der zu einem mit hohen Baumstämmen bestandenen Hügel hinanführt! Es ist Ostern, Ostersamstag. Die Anemonen, die Windröschen oder Pulsatillen, und die zu ihrem Geschlechte gehörigen Leberblümchen, die ja im ersten Frühling sich einstellen und als weiße, blaue und gelbe, mitunter auch rote Blümchen den Boden des noch laubleeren Buchenwaldes zu bedecken pflegen, sind zum Vorschein gekommen; aber „winterlich steht" diesmal noch der Wald, es ist eine Ostern mit Schneegestöber. Der Wanderer

fragt eine weiße Anemone, warum sie so traurig und bleich sei, während ihre Schwester rosig rot aussehe, und erhält die Antwort:

„Wohl bin ich traurig, wohl bin ich blaß,
Wohl wein' ich täglich das Auge mir naß,
Weil der alleine, der mich versteht,
Ohne zu grüßen vorübergeht."

Vielleicht ist's ein Freier, der den Sinn von der Liebsten abgewendet hat, und vielleicht ist der junge Frühling, der junge Frühlingsgott selbst dieser Freier und Erlöser, auf dessen sonnigen Gruß die Aermste heute vergeblich harrt. — Der Pilger setzt seinen Weg fort, und überall sieht er „Anemonen, die Köpfchen hängend, da und dort in kleinen Gruppen beisammen". Da geht ihm der Sinn ihrer Erscheinung und die Bedeutung ihres Trauerns auf; ist es doch gerade Ostersamstag, Tag vor der Auferstehung, noch nicht völlig überstandene Passionszeit:

„Wie die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Worte nicht mehr, nur noch Thränen fanden;

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen:

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist er trüb, der Himmel,
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,

Da und dort verstreut auf grauer Oede,
Weiße Tüchlein umgebunden Jede.

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.“[1])

Ist das nicht reizend? Ist das nicht eine Perle, eine Wunderblume der Dichtung selbst, Dichtung von vollendeter Schönheit, von größter Zartheit, schlicht und lieblich? Aber so schlicht diese poetische Schöpfung ist, so kunstvoll bedient sie sich doch der feinsten Mittel dichterischer Sprache: Klangfarbe der Worte und Silbenfall und Bau des Verses müssen mithelfen, um unsere Empfänglichkeit für das rührende Bild, das den Inhalt des Gedichtes abgibt, zu steigern. Und so anspruchslos dieses Blumenmärchen ist, tiefer Sinn ist ihm ja doch eigen; denn die Osterzeit ist die Zeit des Wiedererwachens der Natur, und das Sehnen aller Naturwesen nach Verjüngung und Neubelebung, nach Erlösung aus den Banden des winterlichen Todes spricht in den Klagen, in dem Erschauern der an der Scheide von Winter und Frühling erblühenden und von Frost noch bedrängten, getäuschten Blumen sich aus. Unsere Phantasie aber, sobald sie die erste Ueberraschung überwunden hat, folgt dem Dichter auf das Willigste, nicht anders, als wäre die Anschauung, die er in uns hervorruft, keine willkürliche, sondern eine notwendige, eine in der Natur der Sache selbst ruhende; stimmt doch hier Alles auf das Schönste zusammen, das Blühen der Anemonen um den Anfang des April, ihr Vorkommen in

[1]) Sonntagsgänge III, 17—18.

dichtgedrängten kleinen Gruppen, ihre zarte wie frauenhafte Erscheinung und die leichte Neigung, das leichte Ueberhängen der Blüte, zumal der noch halbgeschlossenen Blüte, am Stengel, so daß die aus länglichen Blütenblättern gebildete Blume, wenn sie noch halbgefaltet ist, in der That an ein Frauenköpfchen, das sich ein weißes Tüchlein umgebunden hat, erinnert und es nur eines innigen Versenkens in den Naturgegenstand bedarf, um die ganze Anmut des Gedichtes und insbesondere seiner vierten Strophe zu empfinden.

Aber wenden wir uns zu einem andern Gedichte, einem anderen Bilde! „Der Lenz ist gekommen, und die Freude ist eingezogen in diese Lande. Eingezogen in seine Dörfer und Fluren. Eingezogen in seine Edelhöfe und Hochzeitshäuser. Die Kirschenbäume und Apfelbäume .... von ungezählten Mücken, Käfern und Bienen umschwärmt. Ueberall Wonne, Seligkeit und Friede; überall Sattwerden.“ [1]) In überströmender Fülle spendet die gütige Natur an ihre Geschöpfe Geschenke; nur der Herr der Schöpfung, nur der Mensch hat karge Hände für seine Brüder. Der Schmerz und der Unwillen über diese Armut an Liebe pressen dem Dichter die Klage aus: „Großer Gott! Tagtäglich sehe ich vor Augen die großen Suppenhäuser der Menge und höre die Tischglocken und die Tischgebete und vernehme die laute Stimme des Speisemeisters, und allenthalben, wohin mein Auge fällt, verkümmerte, halbverhungerte Menschen.“ Wie anders zeigt sich gerade jetzt die Natur, die ihren Blütenschoß geöffnet hat, um an Un-

[1]) Sonntagsgänge II, 12.

zählige süße Düfte und erquickende Nahrung zu verschwenden! Gleicht doch der von einem fliegenden Völkchen lustig umsummte blühende Kirschbaum, der dort im Garten steht, so ganz einem überreichen, überreich geschmückten Edelhof, einem Hochzeitshaus, zu dessen ungesparten Freuden Jung und Alt, Hoch und Nieder, Gute und Leichtlebige geladen sind, mitzugenießen, mitzuschwärmen, mitzujubiliren:

„Ungezählte frohe Hochzeitsgäste,
Groß und kleine, einfach und betreßte;
Herrn und Frauen, Edelfräulein, Ritter,
Ungezählte Väter wohl und Mütter;
Ungezählte Kinder, Großmatronen,
Jägerinnen viel und Amazonen,
Freche Dirnen wohl mit Ernsten, Frommen
Auf dem Edelhof zusammenkommen.

Ungezählte bräutlich schöne Zimmer,
Da und dort wohl mädchenhafter Flimmer,
Ungezählte ros'ge Hochzeitsbetten
Und daneben heimlich traute Stätten;
Rosenfarbig ausgeschlagne Stübchen
Für die Harfnerinnen und Schönliebchen
Ungezählte Schalen mit Getränken,
Ungezählte Köche wohl und Schenken,
Ungemess'ner Raum zu freiem Walten
In dem Hochzeitshause ist enthalten.

Ungezähltes Kommen oder Gehen,
Abschiednehmen, Kehren, Wiedersehen,
Essen, Trinken, Tanzen, Liebesgrüßen,
Liebgeword'nes wohl Umarmenmüssen;
Ungezähltes inniges Umfassen,
Götterfreies wohl Gewährenlassen;
Ungezähltes Leid- und Selbstvergessen

In dem luft'gen Saale, — — während dessen
Ungezählte selige Minuten
An dem Freudenheim vorüberfluten."

Welches Leben jubelt in diesen Versen, welchen sonnigen Reigen der lieblichsten Bilder führt dieses Gedicht an unsern Augen vorüber! Zu einem hohen Liede allbeseligender Freude, allbeseligender Frühlingslust schwellen seine Klänge an; in einen Goldstrom von Poesie taucht es das Naturleben, und in einen Strom von Liebe und Lust und Schönheit taucht es uns selbst, sobald wir nur willig sind, mit hellem Kindersinn von den vollen Tischen, die der Herr der Schöpfung uns gedeckt hat, zu genießen.

Nun aber ein drittes Beispiel, eine dritte Sonntagswanderung![1]) Es ist herbstliche Zeit, ein trüber Tag, und die wehmütige Stimmung, die den Menschen „beim Anschauen des massenhaften Sterbens der Kreatur" unwillkürlich beschleicht, findet ihren lyrischen Ausdruck zunächst in den weichen, melancholischen Klängen des Gedichtes:

„Wann die Blätter fallen
Von des Nordens Hauch,
Graue Nebel wallen
Ueber'm Weidenstrauch:
Ist das müde Tosen
Und die öde Flur
Meines freudelosen
Herzens Abbild nur.

Wann die Vögel fliehen
Heim ins ferne Land
Und in Scharen ziehen
Nach dem Meeresstrand:

[1]) Sonntagsgänge (3. Aufl.) I, 106—110.

Möcht' ich auch enteilen
Dieser kalten Welt,
Nimmer hier verweilen
In der Fremde Zelt.

Wann die letzte Blüte
Matt ihr Köpfchen neigt
Und im Waldgebiete
Längst schon alles schweigt:
Möcht' ich fast beneiden
Dich um deine Ruh!
Waldesblume, scheiden
Möcht' ich so wie du!“

Sterbegedanken beschäftigen den Wanderer, und begehrenswert erscheint ihm der schmerzlos leichte, mit Blattabfallen sich vollziehende Tod der pflanzlichen Wesen. Doch noch nicht gänzlich ist die Natur abgestorben: auf den abgemähten Grasflächen im bereiften Wiesenthal steht zu hunderten die Herbstzeitlose, die Giftpflanze mit der blätterlosen, wie nackt erscheinenden, fleischroten, langgestielten, oben kelchartig sich öffnenden Perigonblüte. Colchicum autumnale hat sie die Botanik genannt, nackte Jungfern nennt die Herbstzeitlosen der Volksmund. Was aber weiß der Dichter, deren Blick sie jetzt gewahrt, von ihnen zu sagen? Er spricht sie an und gibt sich selber die Antwort: „Aber warum doch so luftig und so bloß bei dem neblichten, kalten Herbstmorgen? — Und so frisch und so rosig? Ha! Ist's Schminke? Sind's Dirnen? Gewiß! — Ich ergötze mein Auge an den Schönheitslinien ihrer meist halb verhüllten Gestalten.

Da stehen die losen
Töchter umher,

Schön wie die Rosen,
Wenn Alles so wär.

Ich seh' sie gerne,
Sie sind meine Lust,
Doch lieber was ferne
Als nah an der Brust."

Und nun erzählt er das Märchen von der Herbstzeitlose, von den acht leichsinnigen Töchtern, die den todkranken Vater allein und ungepflegt ließen und vor der Thüre kicherten und im Nachtkleid auf der Wiese umherschwärmten, so daß er sie verwünschte, im Nachtkleid bis zum jüngsten Tage bleiben zu müssen:

„Da stehen sie wieder
  Und laden mich ein;
Offen das Mieder,
  Nein, Metzen, nein!

Geh ich vorüber?
Oder lieber
  Zurück den Weg?
Bei meiner Ehr
Dort stehen noch mehr
  Am Steg!"

Ich lasse den Schluß der Dichtung folgen, ohne schon an dieser Stelle über ihn ein Wort hinzuzufügen; Wagner fährt fort:

„Nicht so, mein Freund, sagt mein Freund Oswald, der Seher und Wegbereiter des reinen Menschentumes; ich habe an dir zu rügen: Dein Pharisäertum und dein Kleinsein; dein selbstgerechtes Ausweichen und dein dünkelhaftes Hinschreiten auf dem staubigen, ausgetretenen Fahrweg der Menschenmeinungen und dem Schotter der Satzungen.

— Groß mußt du sein, wenn du mein Freund sein willst. Schreibe, entbiete den blühenden Schönen deiner Imagination meine Huldigung, den Verachteten meinen Gruß und den Betrübten meinen Segen. Den lieblosen Töchtern aber meinen ernstlichen Tadel:

Euch schönen Sünderinnen meinen Gruß!
Euch, die ihr zitternd und voll Liebesbangen
Gestillt der Liebe stürmisches Verlangen,
Und Lipp' um Lippe botet für den Kuß
Und der Umarmung seligen Genuß.

Euch schönen Sünderinnen thränenfeucht
Will ich als Priester Gottes hier verkünden
All die Vergebung eurer Liebesünden;
Weil ihr dem Dürstenden so gern und leicht
Den schaumbenetzten süßen Kelch gereicht,

So tilg ich mit dem Kelche des Vergebens
Von euren Lippen eure Schuld des Lebens.

Auch will mich bedünken, als habest du diese rosigen Schönen nicht richtig beurteilt: Nicht Dirnen sind es, sondern Jungfrauen im Ballkleide, verspätete Hochzeitsgäste, gleich den thörichten Jungfrauen im Evangelium, nicht mehr hereingelassen in den Sommerpalast des Jahresfürsten.“ —

Was als das Gemeinsame der hier mitgeteilten Dichtungen zunächst in die Augen springt, das ist neben ihrer Sinnigkeit das Natürliche, das Angemessene der in ihnen ausgeführten Gleichungen oder, wie wir dem Sinne und der Absicht ihres Dichters gemäß besser sagen, Deutungen. Das Geheimnis, der Zauber, durch welchen dieser Märchenerzähler uns zwingt, den in ihm vorgehenden Phantasie-

prozeß in uns selbst zu wiederholen, liegt in der ihm eigenen ungemein glücklichen Befähigung, das Besondere und Eigentümliche einer jeglichen Naturform zu sehen, liegt in seinem sicheren Takte, gerade dieses Charakteristische zum tertium comparationis zu machen und auf das Naturwesen nichts zu übertragen, was zu der Form und Erscheinung desselben nicht passen will. Wagner hat das scharfe Auge, den Späherblick für die Naturform, dessen der Naturforscher bei seiner analysirenden und auf die Erkenntnis des Ursächlichen oder Zweckmäßigen gerichteten Betrachtungsweise nicht entbehren kann; aber er sieht zugleich mit dem Formsinn, mit dem großen kontemplativen Auge des Dichters, des Künstlers das Wesentliche, das sinnlich und ästhetisch Wesentliche der Erscheinung. Heimat und Standort und landschaftliche Umgebung, Blütezeit, Wuchs und Bildung der Pflanze, Anordnung, Stellung und Farbe der Pflanzenteile sind für das Bild, für die Deutung, welche sich seine Phantasie erzeugt, bestimmende, strenge verbindliche Momente; Wagner ist ein tüchtiger Kenner der Flora seiner Heimat, und daß er auch in der wissenschaftlichen Botanik sich einigermaßen umgesehen hat, das verraten uns die lateinischen Pflanzennamen, die er mitunter in Anmerkungen seinen Gedichten beisetzt. Anfänglich befremdet uns die gelehrte Zugabe an solcher Stelle; aber da der deutsche und volksmäßige Name nicht immer eine sichere Bezeichnung für die Pflanzenart abgibt, so gestehen wir uns, daß der Hinweis auf den wissenschaftlichen lateinischen Namen zur nötigen Informirung des Lesers dient und daß er zugleich die an einer bestimmten Pflanzenart entwickelte dichterische oder

mythische Anschauung legitimiren will. Die Tierwelt spielt in Wagners Märchendichtungen erst die zweite Rolle; soweit sie sich aber mit ihr befassen, verfährt Wagner mit ähnlicher Sachkenntnis wie bei der Pflanzenwelt. Seine Genauigkeit und Treue in naturgeschichtlicher Hinsicht setzt freilich voraus, daß auch der Leser einige Naturkenntnis besitze; wer ohne Auge für die Natur durch die Welt läuft, wer für unsere Feld- und Waldblumen, für ihr Wachstum und ihren Bau keinen Sinn hat, dem fehlt bei vielen Dichtungen Wagners das Verständnis für den Vergleichungspunkt und damit auch der Schlüssel für ihre Schönheiten.

Bei Heine träumt der Fichtenbaum, der einsam, auf kahler Höhe, in winterlichem Boden steht, von der Palme, die im fernen Süden auf brennender Felsenwand „einsam und schweigend trauert." Die Vereinsamung ist hier das beiden Bäumen Gemeinsame, das von beiden schmerzlich Empfundene, und zugleich begegnet sich in ihnen die Sehnsucht nach einem Ausgleich der Kontraste ihrer landschaftlichen Umgebung, ihrer klimatischen Zonen; denn den Fichtenbaum fröstelt und schläfert es unter seiner Schneedecke, die Palme verschmachtet unter dem Sonnenbrand. In diesem Verhalten und Empfinden der pflanzlichen Wesen aber spiegelt sich die Sehnsucht zweier Menschen nach einer Erlösung aus ihrer Trennung und Verlassenheit, spiegelt sich die schmerzliche Erkenntnis, daß sie beide sich gegenseitig zu erquicken, zu beleben, zu trösten die Mittel hätten und ein solcher Austausch, eine solche Annäherung ihnen doch durch eine unüberbrückbare Kluft versagt ist. Will man dem Bilde einen noch tieferen Hintergrund geben,

so könnte man vielleicht sagen, daß in der Sehnsucht der beiden Baumwesen das pantheistische Einsgefühl der Natur, die die Spaltung der Wesen beklage, zum Ausdruck komme; das kleine Gedicht, das zu den schönsten Heinrich Heines zählt, ist also auf keinen Fall ohne Inhaltsschwere, und unstreitig ist es höchst stimmungsvoll. Aber diese Art von Vorstellen, von dichterischem Vergleichen ist nicht diejenige unseres schwäbischen Poeten. Ein solches Gedicht würde Chr. Wagner schon deshalb nicht machen, weil er mit größerer Naturwahrheit verfährt, weil er ein ungleich besserer Botaniker ist, weil er seinen Pflanzen nichts „andichtet", was ihren Existenzbedingungen nicht zukommt. Denn in der That, wenn ein nordischer Fichtenbaum, den es im Winter fröstelt, einmal von besseren Tagen träumen will, so träumt er vielleicht von milden Frühlingslüften, von jungen, hellgrünen Sprossen, die seine Zweige treiben, von der Wiederkehr fröhlichen Vogelgesangs; was aber weiß er von der Palme, die er niemals gesehen hat? Im Sinne Wagners betrachtet, giebt uns Heines Gedicht ein Bild auf Kosten der Naturwahrheit; es behandelt die Natur mit romantischer Willkür. Noch schärfer, und in diesem Falle ausschließlich zu Gunsten der Denkweise Chr. Wagners, tritt Heines Koquettiren und Spielen mit der Natur in einem anderen Gedichte hervor, in dem von sämtlichen bildungsbeflissenen Backfischen wie auch von allen die Empfindelei mit Poesie verwechselnden Köpfen bewunderten Gedicht von der Lotosblume. Daß der Mond die Lotosblume, die bei Nacht ihre Blüte aufschlägt, aus Träumen „weckt", daß sie nach diesem Lebenserwecker sich sehnt, das wollen wir uns gerne gefallen lassen; aber daß die Lotos-

blume den Mond zu ihrem „Buhlen“ macht, daß sie um den Mond „weinet und zittert vor Liebe und Liebesweh“, das können wir mit der Vorstellung der Pflanzennatur nicht mehr verbinden, das glauben wir der stillen majestätischen Seerose nimmermehr. Nun läuft freilich bei der Heine'schen Lotosblume oder Seerose noch eine andere Vorstellung mit unter: die weißglänzenden Blütenblätter und der schwellende Blütenleib der Pflanze erinnern an einen weißen, aus dem Wasser nächtlich auftauchenden Frauenleib. Schon die Alten ließen, nach einer Erzählung des Plinius, die Seerose aus einer Wassernymphe, welche aus Eifersucht auf den Herakles starb, entstanden sein; in Nixenblume, dem deutschen Volksnamen für die Teichrose Nuphar, kehrt eine gleichartige Vorstellung wieder, und die Botanik selbst hat die Pflanzengattung der Seerosen mit dem Namen Nymphaea benannt. Sollen wir nun aber bei Heines Lotosblume eigentlich oder insgeheim an einen Frauenleib, einen Nixenleib denken, der aus einer mondbeschienenen Wasserfläche auftaucht, so paßt diese Vorstellung doch wiederum nicht zum sonstigen Inhalt des Gedichtes; denn die weiblichen Wassergeister ziehen wohl schöne Knaben in die Tiefe, daß sie aber den „Mond“ zum Buhlen erwählen, ist unerhört. Auch wirft uns die Angabe, daß dieses sehnsüchtige Wesen blüht und duftet, wieder auf die Vorstellung von der Blume zurück. So zerreißt uns hier wie dort die Illusion; wir sehen zuletzt nichts weiter als eine mondsüchtig, mannstoll und abgeschmackt sich betragende Schöne vor uns, wir werden inne, daß Heine aus der Thatsache des nächtlichen Blütenerschließens einzelner Seerosenarten eine übertriebene Ge-

schichte gemacht hat und daß der Mond im Grunde nur deshalb herbeigezogen ist, weil er zum Inventar der Romantik, zu den Liebhabereien schöner Seelen gehört. Alle gebührende Achtung vor Heine! Das Gedicht von der Lotosblume aber gehört zu jenen „Similisteinen" der Heine'schen Lyrik, an denen Viktor Hehn und Wolfgang Kirchbach eine herbe aber wahre und gesunde und geistreiche Kritik geübt haben,[1]) zu jenen süßlich-empfindsamen und selbstgefälligen Wort- und Klangtändeleien Heines, in denen von allerhand schönen Sachen, von Sonnen und Tauben und Rosen und Lilien und Veilchen und Mädchen geredet wird, ohne daß von der keuschen Wahrheit und dem hohen Ernste der Natur nur eine Ahnung zu spüren ist und ohne daß die neben einander gehäuften Bilder eine innere Notwendigkeit, eine organische Verknüpfung haben. Um wieviel höher steht in diesem Punkte der schwäbische Dichter, der mit allen Fasern seines Geistes in der Natur lebt, der ihr mit der aufrichtigsten Empfindung entgegenkommt, mit nicht irrender Treue sie beobachtet und in Bildern von ungefälschter Sinnigkeit die empfangenen Eindrücke zurückgibt!

Vierzig „Sonntage" oder Sonntagsgänge, Sonntagsbetrachtungen bilden den Inhalt des ersten Teiles der Gedichte Wagners. Vom Naturleben im ersten Frühling erzählen uns die ersten Abschnitte, vom Winter die letzten. Auch die Sonntagsgänge des aus 30 Stücken bestehenden zweiten Teiles begleiten den Wechsel der Jahreszeiten vom

[1]) Vgl. „Heines Dichterwerkstatt", Artikel von Wolfgang Kirchbach im Magazin für Litteratur des In- und Auslandes, 1888, Nr. 18, 19, 20, und Hehns „Gedanken über Goethe", I, S. 159—165 d. 2. Aufl.

Frühling bis zum Weihnachtsfest; desgleichen der wiederum 40 Stücke umfassende dritte Teil. So sind es im Ganzen mehrere hundert Lebewesen, welche von Wagner in das Licht einer dichterischen Anschauung, einer märchenhaften Deutung gerückt werden, und schon die Summe dieser poetischen Einfälle läßt uns über den Reichtum seiner Phantasie, über die Fruchtbarkeit seiner Imaginationsgabe erstaunen. Das weit Erstaunlichere ist freilich die Fülle von poetischem Gehalt, auf die wir dabei stoßen. Nur der Einblick in die Werke selbst kann von ihr eine deutliche Vorstellung geben, und nur ein unzureichender Behulf ist es, wenn ich hier in Kürze noch eine Anzahl von Stücken nenne, bei denen die märchenbildende Intuition des Dichters in besonders glücklicher Weise gewaltet hat und die Erfindung den schönsten und anmutigsten Verlauf nimmt. Zu ihnen gehört die Legende von den Narzissen als weißgekleideten, mit blutigroten Märtyrerkrönlein geschmückten Himmelsbräuten; die Mythe vom Schwalbenschwanz, dem von den Gelberübenbeeten wieder und wieder zu den Brunnenlachen, zum Dorfbrunnen hinüberflatternden Schmetterling, als dem mit einem langschößigen Röcklein bekleideten Wirtstöchterlein, das sich im tiefen Brunnentroge Gelberüben waschen wollte und dabei ertrunken ist; das Märchen von den Maiblümchen als unzähligen, zwischen Baumsäulen und Buschaltären knieenden Chorknaben, die den Mai einläuten, silberne Glöcklein und Rauchgefäße in den Händen tragend; das Märchen von den Veilchen als den Treuliebchen, die um Hecken und Zäune ein lustiges Verstecken spielen, nachdem der gelbe Postbote, der Zitronenfalter, der ja unter den

ersten der Frühlingsschmetterlinge erscheint, die frohe Osterbotschaft ins Land getragen hat; das Märchen von der Erdbeere, die um graues Gemäuer und moosige Steinblöcke wächst, als dem Rotkäppchen, das von einer bösen Hexe — einer häßlichen braungefleckten Kröte — verzaubert und gefangen gehalten ist.

Zuweilen bildet der sinnvolle volksmäßige Name den Ausgangspunkt für Wagners Bildschöpfung: in diesem Falle hat ihm die Volksphantasie vorgearbeitet, und der Dichter lehnt sich an sie an, indem er das Ueberlieferte mit neuen Zügen bereichert und also selbständig weiterbildet, indem er Einzelheiten der pflanzlichen Erscheinung neu deutet. So verfährt er bei der Schilderung der Herbstzeitlosen, der „nackten Jungfern", und so ist auch sein Märchen von der Wegewarte, dem blaublühenden Cichorium intybus, entstanden: Wagner sieht in den Wegwarten, die an Aeckern, an den Rainen stehen, Mädchen, die, mit blauen Sonntagskleidern geschmückt, auf ihre zum Kornschneiden über Land gezogenen Liebsten warten. Die gestreckten Blätter sind die in die Höhe ausgestreckten Arme der Mädchen, und Schnitter sind ihre Liebsten, weil die Wegewarte um die Erntezeit, wenn die Schnitter in Schaaren ausziehen, blüht.[1]) Auch die lateinische, die wissenschaftliche Benennung der Pflanze giebt hie und da, zusammenwirkend mit der deutschen Benennung, zur Entstehung einer Bildvorstellung, eines Märchens den Anstoß. Der erste Strauch, der bei uns im März blüht und so

---

[1]) Daß die Wegewarte eine Frau gewesen sei, die ihres Buhlen am Wege wartend Verwandlung erlitt, weiß schon Jakob Grimm; Näheres aber giebt die Volkssage nicht an.

wie ein seltsamer Fremdling inmitten der noch kahlen Laubholzwaldung erscheint, ist der Seidelbast oder Bergpfeffer, Daphne mezereum. Eine verwandte Art heißt der Lorbeerseidelbast, und nach der von Apollon verfolgten und in einen Lorbeerbaum verwandelten Daphne hat die Botanik die ganze Pflanzengattung benannt. Diese Vorstellungen, zusammen mit dem Sinneneindruck, den die rosenroten, starkgewürzig riechenden, dicht am Stamme sitzenden und eine Aehre bildenden Blüten und die grellroten Beeren des Seidelbastes erwecken, sind der Anstoß zu der Ballade geworden, in der sich Wagner mit dem „schwäbischen Lorbeer" beschäftigt. Er erzählt in ihr von dem Harfner und seiner Frau, die ihren fern von der südlichen Heimat gestorbenen Knaben im Walde zur Ruhe betten; in das Grab stecken sie ein Lorbeerreis und hängen daran die Korallenschnur aus den Haaren der Frau und den Edelsteinschmuck, den ein fremder Fürst dem Zunftgenossen Apollons einst geschenkt hatte. Aus einer ähnlichen Mischung von Elementen ist Wagners Märchen von der Türkenbundlilie, dem Lilium martagon, entstanden. An die einem Turban vergleichbare Blüte denkt bei dieser Pflanze der Volksname, und in Martagon steckt das Wort Mars, der Name des Kriegsgottes, mit dessen Erzeugung die Mythe diese Blume verknüpft: so erzählt uns Wagners Gedicht vom verwüstenden Einbruch eines Türkenheeres und von der Grausamkeit türkischen Kriegsrechts, wobei die braunen Flecken der roten Blütenblätter auf Blutflecken und die schnurartig zurückgerollten Perigonblätter auf Roßhaarschnüre gedeutet werden. Daß derartige Bilder vor dem Auge des Wanderers aufsteigen, ist dabei wohl vorbereitet;

hat ihn doch sein Sonntagsgang diesmal über verödeten, durch die Axt des Schattens beraubten und also sonnenverbrannten Boden geführt, und ist es doch nur ein Fortwirken dieses Eindruckes, wenn die vielgestaltigen Verwüstungen und Zerstörungen, die des Menschen Selbstsucht auf der Erde anrichtet, vor die Seele treten. Das befruchtende Motiv für die Phantasie ist hier also ursprünglich doch nicht der Name der Pflanze, sondern diese selbst, d. h. ihre in eine bestimmte Umgebung gestellte Erscheinung, und daß die pflanzliche Erscheinung als solche den Ausgangspunkt für die Gestaltung des Märchens abgiebt, ist bei Wagner die Regel, mögen auch begleitende Vorstellungen, Vorstellungen, die sich auf die Blütezeit, auf die ursprüngliche Heimat der Pflanze u. dgl. beziehen, sein Erfinden unterstützen. Recht eigentlich typisch für die Entstehung seiner Phantasiebilder wie für den Prozeß ihrer Ausgestaltung sind drei Dichtungen, von denen die erste[1]) sich mit den Birken und Schmalzblumen, die zweite mit der Tulpe, die dritte mit der Einbeere beschäftigt. An einem Maisonntag führt der Fuß unseren Wanderer einem begrünten Hügel, einem Birkenwald zu. Die schlanken, weißrindigen Bäume, deren feinblätterige, hellbelaubte Zweige sich abwärts neigen, verwandelt alsbald der Zauberstab seines Geistes:

„Das sind Waldestöchter, diese weißen,
Feinen Leiber, die wir Birken heißen,
Mädchengleich in schlanke Form sich zwängend,
Mädchengleich die Flechten niederhängend.“

Der Weg führt bergab durch feuchte Wiesen zu einem

[1]) Sonntagsgänge I, 23 ff.

Mühlbach; hier stehen gehäuft die „Siebenschwesternblumen“, die **Schmalzblumen**, in prangendem Gelb, mit schirmförmigen Blättern. Wie kokette Mädchen vor ihrem Spiegel scheinen sie in der klaren Flut sich zu beschauen, und an die eitlen Müllerstöchter im Weidenthal, die mit grünen Sonnenschirmchen und gelben Florentiner Strohhüten sich aufgeputzt hatten, erinnern sie den Märchenerzähler; von deren Thun und Treiben aber berichtet uns nunmehr eine allerliebste, den Volkston vorzüglich treffende Ballade, ein Gedicht, das als Beispiel für den schalkhaft anmutigen Geist, dessen die Muse Wagners fähig ist, hier folgen möge:

„Der alte Müller im Weidenthal,
Ueber den Hügeln da drüben,
Hatte gewißlich nur schlechte Wahl
Unter den Töchtern, den sieben.
Alle wohl sind sie von einem Schlag,
Schwatzhaft und lüstern und eitel;
Standen vorm Spiegel den ganzen Tag
Und kämmten an ihrer Scheitel.

Der Alte hatte so vollauf zu thun
In Scheuer und Mühle und Keller,
Durfte nicht rasten und durfte nicht ruhn,
Für Krüge sorgen und Teller.
Da wurde er einesmals zornig dabei,
Nahm aus der Mühle den Hammer,
Und schlug ihnen den Spiegel entzwei
Da droben in ihrer Kammer.

Die Mädchen mochten untröstlich sein
Und wollten vor Leid fast sterben,
Doch endlich schickten sie sich darein
Und teilten die Spiegelscherben;
Jammernd klagte der Alte den Trug:

O wär er ganz doch geblieben!
Hatten an einem übergenug,
Nun haben sie deren sieben!

Einst ging der Alte des Morgens früh
Hinauf in die obere Stube,
Suchte zusammen die Scherben hie
Und warf sie zusammt in die Grube;
Lächelte stille und sprach bei sich:
Wartet nur, wartet nur, Affen!
Suchet die Scherben nur ewiglich,
Will euch vertreiben das Gaffen!

Nun hatte der Mühlbach still ein klar
Und spiegelhelles Gewässer,
Das nahmen die Mädchen alsbald wahr:
Ein Spiegel spiegle nicht besser;
Den gelben Strohhut mit breitem Rand,
Der Mai flog über die Hügel,
Grünseidene Schirmlein in der Hand,
So standen sie vor dem Spiegel.

Standen so lange, beschauten sich
Wieder von oben bis unten;
Der Müller blickte so ärgerlich
Aus seiner Mühle da drunten;
Immer und immer sah er hinan,
Als wie im Selbstvergessen,
Da faßt ihn plötzlich des Mühlrads Zahn,
Um ihn zusammenzupressen.

Und gehest du wandern am Mühlenhang,
Siehst du die Töchter, die schlauen,
Auch heute wie einstens stundenlang
Sich vor dem Spiegel beschauen.
Am gelben Strohhut erkennest du leicht
Die Müllerstöchter vor andern,
Auch an den Schirmlein so mühlenfeucht
Vor denen, die thalwärts wandern."

Ein andermal[1]) geht unser Dichter an einem Garten vorüber und sieht hinter dessen verschlossenem Gitterthor eine Tulpe. Die Tulpe stammt aus dem Orient, sie ist aus der Türkei zu uns gebracht; so sieht er in der Pflanze des verschlossenen Gartens eine „gefangene, fremdartige Schöne", und da die Blütenblätter der Tulpe den Glanz und die steife Grandezza eines schweren seidenen Gewandes haben und ihre Färbung häufig ein sattes und prächtiges Gelb und Rot, untermischt mit grünen Streifen, aufweist, so wird ein völlig überzeugendes Bild in uns hervorgerufen, wenn Wagner die Pflanze anspricht:

„O Tulpe du! O du Kalifenbraut!
Im Kleid des Islam dich mein Auge schaut,
Voll wilder Glut und voll von Farbenpracht
Und märchenduftig wie die Mondesnacht".

Die Dichtung aber spinnt sich weiter, indem nun die „schöne Gefangene" von den Palästen des Paradieses, von den himmlischen Huris, ihren Schwestern, und von Ali, dem Sohn des Propheten, und dem Paradiesesmädchen, das ihn liebte und im Todeskampf tröstete, erzählt. — Ein drittes Mal[2]) geht die Wanderung nach dem feuchten, niedrigen Grunde eines Erlenwaldes. Dort ist die Luft von kleinen Stechfliegen wie angefüllt, dort raschelt es verdächtig nach Amphibienweise durch das Blätterwerk der Farnkräuter, der Schachtelhalme und der häßlichen Nesseln; „das Halbdunkel hat spinnenartige Formen großgezogen, anekelnde, häßliche, entsetzliche." Da wächst auch die giftige Einbeere, die Wolfsbeere, Paris quadrifolia,

[1]) I, 39.
[2]) I, 68 ff.

eine Staude, deren Stengel an seinem Ende in der Mitte eines grünen Blatttellers eine schwarzblaue, fettglänzende, saftstrotzende, nahezu kirschengroße Beere zeigt, nicht anders als lauerte ein Giftinsekt, ein angeschwollener, schwarzer Spinnenleib auf den grünen Blättern. Sogar die eingeschrumpften Spinnenbeine sind noch zu erkennen: die dünnen, fahlen Perigonblätter, die nach dem Verwelken der Blüte stehen bleiben und die Beere an deren Grund umgeben. Es ist eine unheimliche, eine zu gefährlichem Naschen die Kinder verlockende Pflanze, und etwas Unheimliches brütet über der ganzen Gegend; dort wo die Landstraße am Erlengrunde vorüberführt, stand ehemals ein Wirtshaus, ein gastlich einladendes aber verrufenes Haus, dessen Wirtin den Fremden zum Nachtisch schwarze, gemästete Spinnenleiber vorsetzte. Um das sumpfige Fahrgeleise des Waldwegs aber flattert ein schöner Trauermantel — „warum wohl? O wisse: es ist die Seele des verwaisten Knaben, den seine böse Stiefmutter bei der Fahrt nach der Heimat im schweigsamen Walde rücklings und unversehens vom Wagen stieß, so daß ihn die Räder zermalmten. Ja, die Stiefmutter weinte in ihrer Falschheit und sagte, er sei aus Versehen herabgefallen und der Kutscher sei schuld. — Aber die Seele des Knaben wurde zum schönen Schmetterling und muß so lange Schmetterling bleiben und die Stätte der Unthat umflattern, bis das gräßliche Verbrechen an den Tag gekommen und gerächt sein wird.“

Wie schon angedeutet, sind es in der überwiegenden Mehrzahl der Dichtungen Pflanzen, aus deren Erscheinung und Sein die Phantasie Wagners eine Anregung schöpft;

daß aber unser Naturfreund auch in der Beobachtung der Tiergestalt gerne verweilt, daß er im Seelenleben der Tiere zu lesen versucht und, wie einige Beispiele uns bereits gezeigt haben, da und dort die tierische Erscheinung und das tierische Treiben im Sinne der Seelenwanderung, der Seelenwiederkehr umdeutet, folgt aus der ganzen Art seines Naturempfindens und Vorstellens. Wiederholt begegnen uns in Wagners Dichtungen Vogelgespräche und Deutungen von Vogelstimmen. Die Raben am Acker erzählen sich von der Rache, die sie am bösen Grünrock, dem Jäger, genommen haben: er hat einen der Ihrigen flügellahm geschossen, und nun haben die Söhne des Verwundeten die Pferde seines Wagens scheuen gemacht, indem sie ihrer acht dicht vor ihm sich niedersenkten, das Gefährte umkrächzend und das Gefieder schwingend, so daß die Pferde den Wagen über Feld und Gräben schleiften und der Jäger für tot ins Dorf hineingetragen wurde.[1]) — Um die zerfallene Karthause, um die Burgruine auf dem Waldberg werden in der Abendstille mancherlei Vogelstimmen laut; der Dichter lauscht ihnen, und je nach der Eigenart des Rufes glaubt er die Stimmen ehemaliger Klosterangehöriger, ehemaliger Schloßbewohner, die sich von vergangenen Zeiten erzählen, zu erkennen: „von dem Gipfel einer Föhre ruft die große Waldtaube, sicher der Großmütter oder der Hausmägde eine, in schwäbischem Dialekt wiederholt ihr: „Mach Thür zua! S' fruirt mich! Mach!“ Und vom Waldrande der einstige Vogelfänger des Ritters, ein schmucker Tirolerknabe, sein melodisches:

[1]) I, 135.

„Signor Pio! Signor Pio!" Einer Drossel Stimmlein ruft dem Edelknecht: „Ottlieb! Ottlieb! Ottlieb!" und dieser, jetzt ein Finke, antwortet: „Pst! Pst! der Dieb! der Dieb!" Drüben auf dem Eichbaum aber sitzt als Rabe „der alte Knapp Markhart" und schreit mit heiserer Stimme: „Wart! Wart! Wart!" —[1]) Das hübsche „Märchen von der Bachstelze" erzählt uns von einem Mädchen, einem schlanken, munteren und geschwätzigen Ding, das einst als Jungmagd mit Sense und Sichel in den Kleeacker ging, den Brief seines Liebsten verlor und in Vogelgestalt noch heute darnach umherspäht. — Im Zauberland der Pyramiden taucht die Pharaonentochter nun als Nilblume, als Calla aethiopica, aus dem Flusse auf; aber auch der altägyptische Priester ist wiedergekehrt, und im weißgefiederten gravitätischen Storch, der aus dem Nilland zurückkommend sein altes Nest auf dem Kirchendache bezieht, läßt er den Heutigen sich blicken.[2]) Finden so die Angehörigen des Vogelreiches in Wagners Dichtungen eine Heimstatt, wobei in volksmäßiger Weise auffälligen Stimmen ein an menschliches Treiben erinnernder Sinn untergelegt wird, so ist doch dasjenige Tierwesen, auf welches unsere Aufmerksamkeit am häufigsten gelenkt wird, der leichtschwebende Falter, der Schmetterling. Als ein Sinnbild der Unsterblichkeit, als Bild oder Erscheinung der von irdischen Fesseln befreiten Psyche nimmt ihn von alten Zeiten her der Volksglaube, nimmt ihn

---

[1]) I, 57 (3. Aufl.), II, 16.

[2]) II, 47, III, 19. Vgl. noch die Erwähnung der Wachtel (III, 98), die als ehemalige schwäbische oder fränkische Bäckermagd im Getreidefeld ihr „Sechspaarweck! Sechspaarweck!" ausruft.

die Kunst, und ein Argument, eine Bürgschaft für die Unsterblichkeit der Seele findet in der Umbildung der Raupe und Puppe zum Schmetterling oft genug die Popularphilosophie. Sie vergißt dabei, daß sich der Puppenzustand mit der Bergung und Verwesung des menschlichen Körpers im Sarge und Grabe nicht ernstlich vergleichen läßt, weil ja der Puppenzustand kein Tod ist, weil ja die Puppe lebt, atmet, sich sogar bewegt und zum Schmetterling morphologisch eine so nahe Beziehung hat wie das Ei zur Raupe; aber die Frage nach der Beweiskraft jenes Argumentes braucht den Dichter für seine augenblicklichen Zwecke nicht zu kümmern, und mit Fug und Recht benützt er die Schmetterlingsgestalt, um auch mit ihr seine Lieblingsvorstellung, den Gedanken der Seelenwiederkehr zu verknüpfen. Eines der schönsten auf diesem Grunde ruhenden Gedichte Wagners ist die Ballade „Auf der Burgruine.“[1]) Wagners Lyrik greift nicht häufig nach geschichtlichkonkreten Stoffen; hier aber führt ihm der Anblick der weißen, mit blutroten Flecken gezierten Flügel des Apollofalters oder Augenspiegels das Schicksal des vielgemarterten Dichters Nikodemus Frischlin, der im Jahre 1590 an den Felsen von Hohenurach verunglückte, vor Augen:

„In dem Neste
Droben auf dem Fels ein Sänger lag,
Eingekerkert dort schon Jahr und Tag
Auf der Veste.

Aus dem Kerker
Brach er einst bei mitternächt'ger Weil',
Wollt' herab sich lassen an dem Seil
Von dem Erker.

---

[1]) III, 64.

Doch zerschmettert
Fanden ihn die Wächter Morgens schon;
S' war im Spätherbst, und der Buchen Kron'
Laubentblättert. —

Aus den welken
Grauen Flechten, die sein Blut benetzt,
Sind nun aufgesproßt und blühen jetzt
Felsennelken.

Aus den Moosen,
Aus den Steinen, die sein Blut bespritzt,
Sind nun aufgesproßt und blühen itzt
Skabiosen.

Augenspiegel
Schweben um die Nelk' und Skabios',
Um die weiß und rote Waldesros'
Auf dem Hügel.

Augenspiegel
Schweben hier im blauen Freiheitssaal,
Blutge Tröpflein, wie ein blut'ges Mal,
Auf dem Flügel. —

Laß das Trauern!
Von des Leibes Banden ausgeschirrt,
Seine Seele nun als Falter irrt
Ob den Mauern." —

Einzelne Pflanzen, einzelne Angehörige des Tierreiches sind es, die in den bisher aufgeführten Dichtungen als verwandelte, als vermenschlichte Wesen betrachtet oder doch mittelst einer Umdeutung zu menschlichen Wesen in Beziehung gesetzt werden; aber auch die landschaftliche Gesammterscheinung der Natur, wie sie z. B. in einer bestimmten Jahreszeit dem Auge sich darstellt, verwandelt sich im Spiegel der Phantasie Wagners

zu einem beseelten, nach Menschenart empfindenden und handelnden Organismus. Die großartigste Personifikation dieser Art liegt in der „Herbstmythe“ vor. Die einleitenden Zeilen schildern die Jahreszeit: „Bleich und gelb liegt das Stoppelfeld, aber rosenrot steht die Haide und bald, bald auch rot angehaucht der Wald. Ist's nicht, als ob die Natur sich noch einmal schmücken, ja schminken wollte wie eine verlassene Schöne, um den Geliebten zu fesseln? Aber ihre zusammengerafften Reize haften nicht lange, und bald steht sie einsam und verlassen, und weint und rast sich vor Leid und Zorn fast zu Tode. — Ja! Und sind die Regengüsse des Herbstes nicht ihr Weinen? Und sind die Oktoberstürme nicht ihr verzweifeltes Rasen darüber, daß der Geliebte immer ferner bleibt? — Ja, nur einmal noch am Allerseelentage bekommt sie Besuch, unfehlbaren Besuch von ihrem Geliebten.“ Was diese in Prosa gefaßten Sätze andeuten, das rollt nun die nachfolgende Ballade zu einem hochdichterischen Gemälde auf:

„Nicht vermag den Gatten mehr zu halten
Sie, das Weib mit dem gebleichten alten
Gelben Antlitz und gewelkten Arm; —
Täglich sieht sie ihn im Feuerwagen
An dem Sommerhaus vorüberjagen,
Wo sie weilt mit ihrem Kinderschwarm.

Doch nicht Schelten mehr noch Zornergüsse,
Auch nicht Bitten mehr noch Thränenflüsse
Führen ihn zurück an ihre Brust;
Und sie schminkt sich ihre bleichen Wangen,
Ihren Gatten wieder einzufangen
Wie die Haide schmückt sich im August.

Beim Vorüberjagen ihn zu rufen,
Und in Jugendschöne auf den Stufen
Stehend warten will die Gattin still;
Und er schauet ihrer Wangen Rosen,
Und er kehret zu erneutem Kosen,
Freundlich fragend, was die Liebste will.

Ja, es kehren wieder frohe Stunden
Zu den Gatten, die sich neu gefunden,
Aber alt und launisch wird das Weib;
Neue Reize ruft sie, zu erfreuen,
Alte Künste ruft sie, zu erneuen
Jugendrosen auf Gesicht und Leib.

Haideröslein sinds, die endlich bleichen; —
Espen, Buchen färbt sie jetzt und Eichen
Mit der Schminke, die da geht zur Rüst;
Darum dickrot ist sie aufgetragen,
Und der Gatte beim Vorüberjagen
Merkt die Täuschung jetzt und ihre List.

Und weil ihr die Jugendreize fehlen,
Schmückt mit Perlen sie sich und Juwelen
Arm und Nacken festlich und das Haar;
Des Ligusters achatgleiche Perlen,
Vogelbeeren an dem Hag der Erlen,
Schmuck von Edelstein sie stellen dar.

Doch vergebens ist all ihr Bemühen,
Ob auch hochrot ihre Wangen glühen,
Sind sie nur von ihrem Zorn so rot;
Und sie schämt sich nicht, auf allen Straßen
Ihren Zorn und Unmut auszurasen,
Ja sie rast und weint sich fast zu tot.

Doch das Rasen all es ist vergebens; —
Einmal nur im Laufe ihres Lebens,
Am geliebten Allerseelentag

Ist er stürmisch bei ihr eingebrochen,
Hat ein „Heilig“ über sie gesprochen,
Da sie stumm in seinen Armen lag.“[1])

Mehr an die Art der aus den Wettererscheinungen den Anstoß zur Mythenbildung schöpfenden Volksphantasie erinnert Wagners Auffassung einzelner meteorologischer Vorgänge und Phänomene. Die streifigen Nebelballen, die an Herbstabenden um Büsche und Bäume hängen, sind ihm noch nicht aufgearbeitete Spinnrocken; mit dem Vorrücken der Nachtstunden, dem Wachsen der Sternenhelle und Nachtkühle schwinden sie, „werden klar gemacht“:

„Die Sternlein halten eine Durchspinnnacht
Bei Vater Mond, der hoch am Himmelszelt
Spinnstube für die Sternenmädchen hält.“[2])

Die Flur, die im Spätherbst von Regengüssen schmutzig überfließt, wird zum himmlischen Kind, das sich die Augen trüb geweint hat; nun stürmt die „Wolkenschwester,“ die Schneebringerin, „um die Ecke,“ und hüllt es in frischgewaschene Leinen und Decken. Aber die „Mutter Sonne“ lacht und schilt, daß der Wildfang ihr Kind, als ob es schon Schlafenszeit wäre, eingewickelt hat, und rückt die lästigen Decken und Kissen wieder hinweg. — Eine andere „Wintermythe“ gilt einem Tag, da ein warmer, föhniger Wind die Schneemassen zum Thauen bringt; von allen Bäumen, allen Dächern tropft es, das „Flurgewand“ rings ist „eingeweicht,“ zur „Waschküche“ ist das ganze

[1]) II, 60 ff.
[2]) II, 71.

Land geworden; so geht es die Nacht hindurch, gegen Morgen aber macht ein frostbringender Nordwind die Wäsche weiß und trocken.[1])

Personifiziren und vermenschlichen diese Seitenstücke zu volksmäßigen Nebel- und Wettersagen das Naturleben, so personifiziren oder objektiviren andere Dichtungen Christian Wagners den besonderen seelischen Anhauch, der uns aus einer Landschaft, einer Oertlichkeit entgegenzukommen scheint, die seelische Stimmung, die wir von einer Landschaft ebenso sehr empfangen als in sie hineinlegen. Wer kennt nicht das plötzliche Gefühl des Alleinseins, das plötzliche Erschrecken des Herzens, das auch den Tapfersten einmal befallen kann, wenn er weitab von aller menschlichen Gesellschaft und den Spuren ihres Thuns inmitten einer ungewöhnlichen und schweigenden Naturszenerie lange verweilt? Empfindungen dieser Art stellen sich freilich nicht ein, so lange eine Wanderung bestimmte und bewußte Zwecke verfolgt, so lange mit der Betrachtung der Natur irgend ein wissenschaftliches, ästhetisches oder praktisches Interesse verknüpft ist; wenn aber jede derartige Aktivität der Seele zur Ruhe gelangt ist, dann geschieht es wohl einmal und geschieht insbesondere unter der Einwirkung seltsamer Luft- und Lichtphänomene, daß ein großes Geheimnisvolles aus der Natur her uns mit Dämonengewalt zu packen scheint, etwas, das unserm Seelenleben als etwas Weltfremdes, Finsteres, Feindliches oder doch Unheimliches sich gegenüberstellt. Solche Stimmungen brachte die antike Welt

[1]) II, 74.

mit dem Gott Pan in Verbindung, und als „Bergschreck" kennen sie unsere Alpenbewohner; auf hohen Bergwänden, in grauer Felsregion, auf öden Gletscherfeldern, an einsamen, düstergefärbten, von Wald umschlossenen Seen und Teichen überkommen sie uns, an Oertlichkeiten, wo ungewohnte Schatten über der Landschaft ein Spiel treiben und das feierlich anhaltende Schweigen der Natur plötzlich durch einen Vogelschrei, durch ein Binsengeknister, oder durch einen Ton, dessen Herkunft wir nicht bestimmen können, unterbrochen wird. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß ich einmal völlig allein einen inmitten großer Fichtenwaldungen gelegenen Teich aufsuchte. Ich brachte mehrere Stunden dort zu, seine Ufer langsam umgehend, Käfer sammelnd, dem fast unberührten und mannigfaltigen Naturleben, das sich mir bot, mit frohem Sinn, mit Entzücken hingegeben. Meine Sammelgläser waren mit allerlei interessanten Gegenständen gefüllt, und ich dachte endlich, da der Abend sich näherte, wieder an die Heimkehr; aber ich lagerte mich noch einmal an den Uferrand und ließ den Blick, der nun nichts Einzelnes mehr wahrnehmen wollte, auf dem Wasserspiegel ausruhen. Da schnellte plötzlich, kaum erkennbar, ein Fisch aus der Tiefe auf, und während ich auf das Gurgeln eines abfließenden Baches aufmerksam wurde, zog ein schwarzer, breiter Schatten, sicherlich von einer Wolke herrührend, langsam über die Teichfläche hin. In diesem Augenblick war es mir, als ob die Natur um mich her eine Seele bekäme und mich fragte, was ich hier zu thun hätte, als ob etwas Riesengroßes, Niegesehenes lebendig würde; ein Schauder, ein Gefühl von Schuld, daß ich

so viele Käfer im Weingeist getötet hätte, erfaßte mich, ich sprang auf und beeilte mich, eine von Menschen begangene Straße zu erreichen.

Hat sich der Seele ein derartiger Eindruck bemächtigt, so bedarf es nur einer geringen Phantasiezuthat, um uns in Schatten Gestalten, in einem vom Wind bewegten Zweig einen sich regenden Arm u. dgl. sehen zu lassen, und ohne Zweifel finden in ähnlichen seelischen Anwandlungen, deren tiefste Quelle in der unmittelbaren Empfindung des Gegensatzes von Natur und Menschengeist, des Fremden und Dunklen in der Natur zu suchen sein dürfte, die Sagen von Wasserfrauen, von Wasser- und Berggeistern reiche Nahrung. Dichterisch ausgestaltet, zu Dialog und Handlung entwickelt, findet sich ein solcher Natureindruck im 14. Stück des dritten Teiles unserer „Sonntagsgänge“. Wie präludirend stehen hier unter der Ueberschrift „Der Waldsee“ die Zeilen:

„Es ist geschehen,
Es ist gethan;
Des Lebens Sorgen gehen
Mich nichts mehr an.“

Die Oertlichkeit wird uns geschildert, indem der Dichter an sie hin seine Eindrücke, seine Empfindungen und Erinnerungen ausspricht: „Wohl schaust du mich unheimlich und düster an, du unheimlich düsterer See in noch unheimlicherem düstererem Tannen- und Föhrengrunde. — Aber still und verschwiegen sind deine Gewässer und hegen keinen Verrat, und darum auch haben schon so viel sich hierhergeflüchtet und haben ihre Geheimnisse

und ihre Sorgen in deinem Schooße begraben. — Und siehe: Allen diesen lagest du nicht mehr so unheimlich und düster da, du unheimlich düsterer See; sondern du lagst ihnen da als ein heimlich traulicher Mutterschooß für betrübte, geängstigte Kinder, die auch sie waren. Wie ein traulicher Mutterschooß, in welchem schon so viele weinende, geängstigte Kinder zu weinen aufgehört und in Schlaf eingelullt worden sind." Und nun krystallisiren sich diese Empfindungs- und Anschauungselemente bei Wagner zu einer der schönsten Balladen, zu einem Gedicht, das die rührendsten, weichsten Töne der Trauer, des Mitleids, der Liebe in erschütternder Wahrheit und in entzückender Melodik erklingen läßt, zur Ballade „Die Wasserfrau":

„In dem Schatten dunkler Trauerföhren
Ruht ein See;
Mädchen steht hier, nicht mehr heimzukehren,
Klagt sein Weh:

„Meine Mutter hat man heut begraben,
Bin allein;
Niemand will die Waise um sich haben,
Nennt mich sein."

Und da glänzt es von zwei weißen Armen,
Rauscht herfür:
„Will sich Niemand deiner hier erbarmen?
Komm zu mir!

Kammern sind hier, eine Ruhestätte
Auch für dich,
Und das schöne dunkelblaue Bette
Schüttle ich.

Viele ruhen hier, frei von jedem Kummer,
Frei von Not;
Kühlend sind die Fluten, sanft der Schlummer,
Süß der Tod.

Nach der Heimat kannst du nicht mehr wieder —
Komm mein Kind!
Gieb die Hand her, schließ' die Augenlider,
S' geht geschwind!"

Nixen, Wassergeister und Nymphen begegnen uns auch in anderen Dichtungen Wagners: so in der 24. Sonntagsbetrachtung des ersten Bändchens. Hier begrüßt und deutet Wagner die Ströme und Seen als die „blauen Erdenaugen", die den fernen Lichtglanz des Himmels spiegeln und vom Gottesfrieden dem Menschen eine Ahnung geben; hier spricht er vom Geheimnisvollen, das ein Wasserspiegel, eine Wassertiefe an sich für uns hat, vom „Rätsel der Flut", dessen wir uns um so unweigerlicher oder willenloser bewußt werden, je länger wir in sie das Auge versenken: „Aber weil der menschliche Geist nicht zu ergründen und nicht zu lösen vermocht dieses herbe und doch so unendlich schöne Rätsel der Flut, so hat er es zu umhüllen verstanden mit süßen bestrickenden Märchen: geheimnisvoll steigt aus der Flut herauf die perlengeschmückte Nixe, sonnt sich auf blumigem Rasen und entzückt den Erdensohn durch ihre Schöne. Er will sie freien, aber besser sie trennen sich, denn sie taugen nicht für einander." Von einer solchen Wasserjungfrau, der Tochter eines reichen Königs der Fluten, und ihrem Freier, einem Ritter und Burgherrn, von seinem Werben und dem Zwiegespräch der beiden, erzählt uns nunmehr das sich anschließende anmutige Märchen „von der Seerose".

Die Göttergestalten der Mythe — der nordisch-deutschen, denn die Mythenwelt der Antike liegt dem Empfinden unseres Märchenerzählers von Hause aus ferner — spielen in den „Sonntagsgängen" keine belangreiche Rolle. Wohl wird die wilde Jagd Wotans geschildert, wohl hören wir von Odins Roß, dessen funkensprühender Hufschlag die gelben Blüten des Huflattigs hervorgerufen hat, hören von Frau Holle, deren zu Verlust gegangene goldene Schlüssel sich in Schlüsselblumen verwandelt haben; aber derartige Anklänge an eine bereits ausgestaltete Sagenwelt begegnen uns verhältnismäßig selten. Die Phantasie Wagners geht lieber ihren eigenen Gesichten und Erfindungen nach, und auch wo sie Göttergestalten der Mythe oder dem Reiche der Elben angehörige Wesen wie Nixen und Zwerge in ihre Kreise zieht, schaltet sie mit den überlieferten Vorstellungen in freier Weise und verwebt in die Erzählungen der Sage mitunter persönliche Eindrücke. Ein Beispiel hiefür bietet der 36. Sonntag der ersten Sammlung. Wagner mußte in seinen jungen Jahren oftmals eine unweit von Warmbronn gelegene Mühle besuchen. Es wurde ihm nie recht behaglich in diesem stauberfüllten Hause und unter seinen von grobem Erwerbssinn regierten Bewohnern. Der Müller pflegte im Lehnstuhl am Ofen zu sitzen, mit dem Kopfe nickend und hustend; seine Töchter, drei hübsche Mädchen, kamen ab und zu aus der Küche in die Stube, um wieder hinauszuhuschen, und der Alte brummte und schalt beständig über ihre Eitelkeit und ihren Flattersinn. Nahe bei der Mühle war an einer Bergwand eine vermauerte Höhle zu sehen, der Sage nach die Höhle eines Zwerges;

als der Besucher einmal die Mädchen nach dem Zwerge fragte, gaben sie ihm unter Kichern eine ausweichende Antwort. Schon einmal hatte die Phantasie Wagners sich mit eben diesen Müllerstöchtern beschäftigt: zur Ballade von den Schmalzblumen, den Siebenschwesternblumen, hatte ihr Treiben den Anstoß gegeben. Nun webt er aufs Neue aus Wirklichkeit und Erfindung und Sage das Gespinnst einer Dichtung; eine reizende, den Volkston wiederum aufs Glücklichste treffende Ballade erzählt uns, was es mit den Mädchen und dem Zwerg für eine Bewandtnis hat:

„Die Nacht ist kalt, doch in der Stube drinnen
Rings um den Ofen ist's so warm und licht;
Der Müller schläft, und seine Töchter spinnen,
Drei Mädchen schlank mit freundlichem Gesicht.

„Was klopft am Laden? Horch! Was trippelt außen?
Geh', Dorchen, geh' und laß ihn flink herein;
Sei artig, Kind, der Zwerg steht wieder draußen,
Er bringt dir Gold, Granaten, Edelstein."

„O Mutter, still! Mir grauet vor dem Zwerge!
Er ist zwar reich, doch aber auch so alt
Wie seine Höhle drüben in dem Berge;
Ich mag ihn nicht, die häßliche Gestalt!"

„Doch weißt du, Kind, daß, wenn du nicht erraten,
Was er dir aufgab jüngst, du sein dann bist;
Er freut sich deß, neckt dich, klopft an den Laden:
Gelt! Wenn du wüßtest, wie mein Name ist?"

Und draußen lärmt's und tanzt und singt's ganz leise:
„Hei! Wenn mein Schätzle wüßte — wüßte — daß,
Hei! Wenn es wüßte — daß — ich — Erdmann heiße,
Wie würd' es lachen! Hei! Das wär ein Spaß!"

Und huscht hinein, und flugs an ihre Seite,
Packt Gold, Granaten, Edelsteine aus,
Beschenkt sie reich, beschenkt die Schwestern heute
Und fordert scherzend den Verlobungsschmaus.

„Was du mir aufgabst jüngst, hab' ich erraten,
Und Erdmanns Weibchen werd ich niemals sein!"
Da weint der Zwerg: „Ich hab mich selbst verraten,
Behüt dich Gott, mein liebes Mägdelein!"

Und in der Ferne hört man leise Klage; —
Jetzt mauert er der Höhle Eingang zu,
Verschließt sich drinn und lebt noch heutzutage
Im Schooß des Bergs in ungestörter Ruh."

Irgend eine Umdeutung, irgend eine Wesensverwandlung auf Grund eines Phantasieaktes, irgend eine Vermenschlichung oder Anpassung nichtmenschlichen Thuns und Treibens an menschliche Verhältnisse findet in nahezu sämmtlichen das Naturleben behandelnden Dichtungen statt, welche wir seither kennen gelernt haben. Es ist aber selbstverständlich, daß ein Poet, der wie Wagner die Blumen liebt und mit Pflanzen wie Tieren in einem stetigen und traulichen Verkehr steht, diese Naturkinder auch einmal um ihrer unmittelbaren Erscheinung willen feiert. In der Weise unserer Aller erfreut sich auch er des duftenden Blumenschmuckes in Feld und Wald oder der herbstlichen Astern und Nelken an den Fenstern der Bauernhäuser; in den Jahreserstlingen, den Blüten des Seidelbastes, sieht auch er einmal schlechthin einen „Lenzgruß", und gleich unzähligen Trauernden gilt auch ihm das Bepflanzen der Gräber mit Blumen als eine Ehrung der Toten. Aber auch der sinnbildlichen Auffassung der pflanzlichen Erscheinung begegnen wir bei ihm, wie schon erwähnt

wurde: wenn in den „Weihegeschenken“ der Dichter der Geliebten Blätter des Majanthemum bifolium, des Zweiblatts, um die Schläfe windet, so wird ihm die Pflanze in solcher Verwendung zu einem „Symbol“ der geeinten Herzen, und wenn er die aus grauer Zwiebel aufgesproßte prächtige Hyazinthe gewahrt, so erinnert er uns, wie gar oft aus unscheinbarem Aeußern seelische Schönheit sich entfalte. Indessen sind die Gedichte, bei denen die Pflanze als wirkliche Pflanze aufgefaßt wird oder die Phantasie sich begnügt, in ihrer Erscheinung ein Sinnbild oder Abbild zu finden, weitaus in der Minderzahl, und die Grenze zwischen einem auf Umdeutung verzichtenden und einem das Naturwesen umdeutenden Verfahren wird auch mitunter leicht flüssig. Bekanntlich wirkt eine Anhäufung starkriechender Blumen in geschlossenem Raume betäubend und kann insbesondere dem Schlummernden Gefahr bringen. Diese Thatsache bildet die Unterlage zu einem der stimmungsvollsten Gedichte Wagners, zu der Ballade „Blumenrache“:[1])

„Ach, umsonst war all des Jünglings Hoffen,
Ach umsonst war all sein Liebeswerben,
Von der Täuschung, die ihn hat betroffen,
Ist nur eine Rettung ihm, das Sterben.

Wohl gedenkt er, wie er manche Jahre
Nach dem trauten Hause durfte wandern;
Morgen steht die Braut vor dem Altare,
Aber mit dem Glücklichern, dem Andern:

Durch die Haine und die Wälder irrend
Sieht er rote Frühlingsblumen sprossen;

[1]) Sonntagsgänge II, 10.

Süßer Düfte voll, doch sinnverwirrend
Sind des Lorbeers rosige Genossen.

Und er bricht sich einen Strauß der roten
Duft'gen Blumen, um als Abschiedssegen
Stumme Gabe durch verschwieg'nen Boten
Ihr, der Liebsten, auf den Tisch zu legen.

Nacht ist es, und todesschweres Bangen
Legt sich auf die Schläferin im Zimmer,
Kaum noch dämmert in ihr Brautverlangen,
Morgen ist es und sie schläft noch immer.

Schwere Düfte schweben wie Gespenster
In dem kleinen Stübchen auf und nieder,
Und die Schwestern reißen auf die Fenster,
Doch die schöne Braut erwacht nicht wieder.“

Indem hier das verderbliche Aushauchen der Pflanzen mit dem Beginnen eines verzweifelnden Menschenkindes in Zusammenhang gebracht, indem das Gedicht „Blumenrache“ überschrieben ist und die Düfte „wie Gespenster“ im Zimmer auf und nieder schweben, scheinen die Blütenzweige des Seidelbastes oder schwäbischen Lorbeers mit Absicht zu wirken, scheinen sie die Aufgabe, die Rachegeister verschmähter und auf den Tod gekränkter Liebe zu werden, geflissentlich übernommen zu haben: der naturgesetzliche, der physiologische Vorgang gewinnt die Bedeutung eines sittlichen Aktes, und der Schritt zu einer Metamorphisirung der Pflanzen in bewußte und wollende Wesen scheint schon gethan. Wo aber diese Umwandlung das ausgesprochene Motiv der Dichtung bildet, da ist Wagner recht eigentlich in seinem Element, da ist die Eigenart seines dichterischen Schauens am bestimmtesten ausgeprägt. So — um hier nur noch Ein Beispiel an=

zuführen — ein Gedicht „Die wiedererstandene Mutter".[1]) Die schönste aller Blumen, die Rose, dient von alter Zeit her wie zum Schmuck der Tempel und Altäre, so auch zum Gräberschmuck, zur Ehrung der Toten. Aber bei dieser Vorstellung bleibt die Phantasie Wagners nicht stehen. Ein Rosenstrauch mit Einer Knospe und vier aufgeschlossenen Rosen „triumphirt" auf einem verödeten Grabe: er wird dem Dichter zur „wiedererstandenen", wieder ins Leben zurückgekehrten Mutter:

— — — — —

— — — — —

„Ein Rosenbusch blühend stehet
Am Steinkreuz an morschem Stab;
Die tote Mutter, sie gehet
Hervor wohl aus ihrem Grab:

Fünf Röslein sind's, die entfalten
Sich hier an dem Rosenstock;
Fünf Kindlein sind's, die da halten
An Hand sich und Mutterrock.

Sie hängen an sich so feste,
Das Erste, sowie das Letzt',
Und jedes wohl für das Beste
Und für das Liebste sich schätzt.

Das Jüngste doch, daß ihr's wisset,
Das ist die Knospe so rot;
Die Mutter hat sie geküsset
Nicht lange vor ihrem Tod."

---

[1]) Sonntagsgänge II, 23.

Strenge genommen sollte in der vorletzten Zeile nicht „sie" sondern „es" geschrieben sein, da, wie der Rosenstock und die Knospe, so Mutter und Kind zusammengehören und eben „das Jüngste" von der Mutter geküßt wird; aber dieses kleine grammatische Versehen verrät uns nur das Unmittelbare und Unbewußte der Intuition, unter deren Gewalt dem Dichter die Begriffe der beiden Vorstellungsreihen ineinander fließen.

Drittes Kapitel.

Christian Wagners religiöse und philosophische Weltanschauung. Die Ideen des Formwechsels alles Seins, der ewigen Wiederkehr des Vergangenen und der Seelenwanderung als Motive seiner Poesie.

Es wäre nun aber ein völliges Verkennen der dichterischen Absicht Christian Wagners, wenn man die von ihm immer und immer wieder vollzogene Umdeutung der natürlichen Erscheinung als ein bloßes Spiel, als ein Phantasiespiel betrachten wollte. Wäre sie nichts weiter als ein solches, so hätten wir auf diesem Wege immerhin eine erstaunliche Fülle reizender und eigenartiger Märchendichtungen gewonnen, und darin läge an sich eine Bereicherung unserer Poesie, um derentwillen wir dem schwäbischen Bauer die Hand drücken müßten und dieser sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Nationallitteratur erworben hätte. Aber Wagners Dichtung ist mehr als die anmutige Laune eines seiner Erfindungen frohen und seine innere Bilderwelt mit künstlerischer Lust

gestaltenden Geistes. Der Boden, aus dem sie hervorquillt, ist eine von tiefer Religiosität durchdrungene Weltanschauung, und nicht eben ein Ergötzen unserer nachdichtenden Phantasie zu bereiten ist sein letzter Zweck, sondern einen Glauben will er uns verkünden, *seinen* Glauben, *seine* Lebensansicht und das *ihm* eigene sittliche Empfinden und Denken. Damit hebt sich diese ganze dichterische Arbeit aus der Sphäre des Phantastisch-Willkürlichen und Zufälligen; sie gibt sich als der notwendige Ausdruck einer organisch geschlossenen und alle ihre Kräfte und Vermögen um einen Mittelpunkt sammelnden Individualität, und sie gewinnt zu ihrem ästhetischen Wert auch die Bedeutsamkeit einer in das religiös-sittliche Gebiet hinüberreichenden kulturgeschichtlichen Erscheinung. Nicht nur unsere Einbildungskraft sondern auch unser sittliches Gefühl wird mächtig gefesselt. Denn Wagners Glaube, so subjektiv er geartet oder gefärbt ist, birgt in sich doch einen objektiven Wahrheitsgehalt von schwerem Gewicht; er berührt sich mit uralter philosophisch-theologischer Weisheit wie mit modernster Naturerkenntnis, und die moralische Lehre, welche seine Frucht ist, darf die Zustimmung und Hochachtung der Besten und Edelsten für sich fordern.

Indem ich es im Folgenden versuche, Christian Wagners religiös-ethische Weltanschauung zu schildern, mache ich mir von der Schwierigkeit und Verfänglichkeit dieser Aufgabe kein Hehl. Nicht ein wissenschaftlichstrenge gefügtes Lehrgebäude liegt ja in Wagners Schriften vor uns, und nicht ein philosophisch geschulter Denker spricht in ihnen sich aus, so merkwürdig helle Blitze diesen Kopf auch durchleuchten. In Bildern sucht er das ewige Welträtsel

zu deuten, und wir insgesammt, wir Kinder der Erde, wie anders vermögen wir uns das Ewige und Göttliche faßlich zu machen, als indem wir uns von ihm eine bildliche Vorstellung, ein Bild schaffen, das doch wiederum unserm irdischen Gesichtskreis und Sinnenleben entnommen und also immer unzulänglich ist und im besten Falle ein Stück, ein kleines Segment der Wahrheit spiegelt? Ein Hang zur Mystik, ein phantastischer Zug geht durch Wagners Empfinden und Denken, durch Wagners Religiosität. Aber nicht jene Mystik ist, welche den ehernen Naturgesetzen einen willkürlich ersonnenen Wunderglauben entgegenstellen möchte, sondern eine Anschauungsweise, welche das Weltganze und die Erscheinungen des Lebens nicht anders begreifen will als aus der ungeschiedenen Einheit der Verstandes- und Gemütskräfte heraus und nicht anders als durch ein kontemplatives Sichversenken, Sicheinfühlen in die Dinge. Diese Art von Mystik kommt den letzten Wahrheiten vielleicht näher als der einseitige Intellektualismus, der in philosophischen Systemen seine Gipfelpunkte gefunden hat und es mit Hegels „Idee“ oder Schopenhauers „Willen“ doch auch nur zu mehr oder weniger großartigen Ahnungen zu bringen vermochte; und auf alle Fälle kommt sie der Wahrheit näher als der landläufige naturwissenschaftliche Materialismus, der sich mit Phrasen wie der von „Kraft und Stoff“ über die größten Rätsel hinwegtäuscht. Indem nun bei Wagner das Erkennen ein intuitives ist, erschwert es um dieser seiner Natur und Herkunft willen die Umsetzung in begriffliche Formeln. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß wir den poetischen Niederschlag eines Glaubensbekennt-

nisses vor uns haben, daß die religiösen Anschauungen, welche Wagner entwickelt, durch einen dichterischen Prozeß hindurchgegangen sind; indem Wagner als Poet das Begriffliche und Abstrakte umkleidet und verhüllt, erfreut er sich selbst der bunten Fülle, des Reizes und der Farbenpracht dieses Gewandes, und indem er seine inneren Gesichte ausgestaltet, überläßt er sich den künstlerischen Bedürfnissen seiner Natur. Dabei treibt die Phantasie des Dichters mitunter Ranken, welche zu den beherrschenden Ideen seiner Gedankenwelt nur noch in entfernter Beziehung stehen, und die Grenze zwischen dem, was lediglich als poetische Imagination aufgefaßt sein will, und dem, was dem dauernden Kerne seiner Ueberzeugungen und Lehren angehort, wird unsicher, wird ihm selbst mitunter unbewußt. Dieser Dämmerzustand aber entspricht nur dem naiven Charakter seines Schaffens, dem Träumerischen seines Wesens und seiner dichterischen Natur.

Nun hat allerdings Christian Wagner vor Kurzem selbst den Versuch gemacht, seine sittlich-religiösen Ueberzeugungen in systematischem Zusammenhang und in lehrhafter Weise uns vorzutragen: sein „Neuer Glaube“, nach Art eines Katechismus Fragen und Antworten bietend, will die Anschauungen des Autors über die Welt und das Leben planmäßig entwickeln und auf einen dogmatisch bestimmten Ausdruck bringen. Die Antworten werden zum Teil in Prosa gegeben, zum Teil in gebundener Rede, und zwar verwendet Wagner hiezu neben neuen Gedichten auch solche, welche bereits in den „Sonntagsgängen“ und „Weihegeschenken“ veröffentlicht wurden, oder doch Stücke von ihnen. Unter dem Gesichtspunkt

des Aesthetischen betrachtet, geht es hiebei nicht ohne einigen Verlust ab: dort, in den „Sonntagsgängen" sind die Gedichte glückliche Augenblickskinder, entsprungen aus einer durch die Lokalität oder ein kleines Erlebnis erregten und vorbereiteten lyrischen Stimmung und von Herz zu Herzen unmittelbar wirkend; hier, in der Wiederholung, dienen sie einem abstrakten Zweck, sind der Reflexion untergeordnet und finden eben deshalb auch beim Hörer oder Leser, der sich durch die vorausgehende, an sein Nachdenken appellirende Frage auf ein verstandesmäßiges Erkennen oder Erkennensollen gewiesen sieht, nicht gerade die für das dichterische empfänglichste Stimmung. Es kommt hinzu, daß ihr Inhalt, eben weil sie aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen oder nur stückweise wiedergegeben sind, nicht überall völlig verständlich wird und daß die Aneinanderreihung mehrerer Gedichte zu Einer Antwort den jedem Einzelgedicht zukommenden Ton mitunter stört. Doch nicht um diese Dinge handelt es sich hier; die Frage ist, ob und inwieweit uns Wagners „Neuer Glaube" im Verständnis der dem Dichter eigentümlichen Denkweise und Anschauungen fördert. Da kann nun kein Zweifel sein: Zur Einführung in die Gedankenwelt Wagners, zu einer Ueberschau über sie ist dieses Büchlein trefflich geeignet, und einen derartigen praktischen Zweck hat ja Wagner bei der Abfassung wohl im Auge gehabt. Dagegen bereitet es denjenigen, welche mit Wagners zuvor veröffentlichten Dichtungen bereits vertraut sind und, durch den Titel verlockt, vom „Neuen Glauben" eine reichere metaphysische Ausbeute erwarten, leicht einige Enttäuschung; und zwar deshalb, weil diese

Schrift, ohne daß sie die in das philosophische Gebiet fallenden Anschauungen ihres Autors völlig erschöpfte, in der Hauptmasse oder doch im Wesentlichsten ihres Inhalts nur wiederholt, was wir in anderem Zusammenhang bereits kennen gelernt haben, und weil sie auch der Form, die sie sich gegeben hat, nicht volles Genüge leistet. Sollte mit mehr oder weniger Absichtlichkeit den christlichen Katechismen, an denen unsere heutige Jugend noch immer erzogen wird, eine „neue“ Glaubenslehre entgegengestellt und gewissermaßen ex cathedra verkündigt werden, was einer gereifteren Menschheit zu denken und zu thun gezieme, so durfte die Klarheit der Gliederung und die Bestimmtheit des Ausdrucks, welche z. B. dem Katechismus Luthers nachgerühmt werden muß, nicht unterboten werden. Aber Wagners „Neuer Glaube“ erfüllt diese Forderung nicht ganz oder nicht überall; die logische Entwicklung der Gedankenmasse ist ziemlich locker, und die Fassung der Fragen und Antworten entbehrt mitunter der zu wünschenden Präzision. Empfängt man in Wagners „Sonntagsgängen“ und „Weihegeschenken“ an ein paar Punkten den Eindruck, daß die metaphysischen und psychologischen Fragen, die der Verfasser anrührt, nicht ganz zu Ende gedacht sind oder nicht die letzte Klärung erfahren haben, so muß dies bei einer Schrift, die auf die Freiheit und Ungezwungenheit der reindichterischen Mitteilung verzichtet und einen dogmatisch-doktrinären Charakter behaupten will, noch mehr auffallen. Das werden wir dem gefühlsmäßigen Warmbronner Poeten, der sich auf seinem Lebenswege eine größere Schulung im abstrakten Denken, eine größere Uebung in der theoretischen Vortragsweise

nicht wohl aneignen konnte, gerne zu gute halten; aber wir werden uns auch, wenn es gilt, in das Gedankengewebe des Mannes einen spähenden Einblick zu thun und die Summe seiner Vorstellungen zu ziehen, an den Formulirungen seines „Neuen Glaubens“ nicht genügen lassen, sondern werden ihn am liebsten da aufsuchen, wo er mit größerer Ursprünglichkeit und Unbewußtheit, wenn auch scheinbar planlos und nicht immer leicht erfaßlich oder erklärbar, den Reichtum seines Geistes dichterisch ausgegossen hat: in seinen dichterischen Schöpfungen.

In der Vorrede zum ersten Bändchen der „Sonntagsgänge“ spricht Wagner vom „Weltengott“ als dem „bewußten überlegenen Etwas außer der Leiblichkeit“. Die nämliche Definition bringt Frage 12 des „Neuen Glaubens“ („Was versteht der Bekenner des Neuen Glaubens unter Gottheit?“), und auch die Antwort auf Frage 29 wiederholt die Bestimmung: „Der Weltengott, das bewußte überlegene Etwas außer der Leiblichkeit“. Hier wird also Gott der Welt als ein sie Ueberragendes und mit Eigenbewußtsein Ausgestattetes entgegengestellt, als bewußte Intelligenz, die von der Welt, der Leiblichkeit unterschieden und „außer ihr“ ist.[1]) Mit dieser rationalistisch-theistischen Gottesvorstellung stimmt es überein, wenn in Frage 15 von der „Vorsehung“ und den Gesetzen, die sie bei ihrem „Walten“ inne halte, die Rede ist, wenn

---

[1]) Strenge genommen, sollte zwischen „bewußte“ und „überlegene“, als zwei koordinirten Prädikaten, ein Komma stehen; aber Wagner nimmt es mit der Interpunktion nicht genau. Daß etwa „bewußt“ im Sinne von „uns bewußt, uns wohlbewußt“ stände, wobei das Komma fehlerhaft wäre, ist nicht annehmbar.

das Gedicht zu Frage 13 an die „Weltverwaltung" die Bitte „ums tägliche Brod" und um Erquickung der Seele richtet, wenn Frage 48 Gebetserhörung durch „Gott" den Bekennern des „Neuen Glaubens" ausdrücklich zusichert. Dennoch hält Wagners Dichtung den theistischen Gottesbegriff, insofern hiebei an einen außerweltlichen, von der Welt getrennten Gott gedacht wird, nicht strenge fest; vielmehr verfließt die theistische Auffassung bei ihm in eine pantheistische, und diese ist es, welche seine Phantasie recht eigentlich befruchtet: die Welt ist ihr die Inkarnation Gottes, die in der Welt, in der Leiblichkeit zur Erscheinung kommende und wirkende Weltseele ist ihr die Gottheit. Schon die Vorrede zu den „Sonntagsgängen" spricht zugleich von Gott als demjenigen, den wir in den Gefilden, in der Natur „in tausendfacher Gestalt" sehen und der aus den Gefilden zu den Menschen redet; hiebei ist an einen transszendenten Gott nicht zu denken. Denn der Ausdruck „in tausendfacher Gestalt" bedeutet nicht etwa soviel als „in seinen Schöpfungen"; die Schöpfungen trennen von ihrem Schöpfer sich ab, Wagners Gott aber ist in die Natur eingegangen, und er selbst ist es, der in der Gestalt der Natur erscheint. Die Antwort auf Frage 12 des „Neuen Glaubens" läßt auf die Definition noch die Sprüche folgen: „Ich bin das Sehende und bin das Wissende. — Ich bin im Tag und bin in der Morgenröte und bin in der Nacht. — Ich kenne kein Gestern und ewig mein ist das Heute." Auch diese an altägyptische Weisheit erinnernden Sprüche, zum Mindesten der erste und der zweite, sind keineswegs Formulirungen eines theistischen Glaubens, sie sind viel=

mehr pantheistisch gefärbt. Zum Geist der Dinge, zum geistigen Prinzip und Subjekt der Welt macht Gott sowohl der altindische Pantheismus wie die Hegel'sche Spekulation, und wenn der Christ seinem Gott „Allgegenwart“ zuschreibt, so thut dies der Pantheist erst recht. Man könnte nun sagen, Wagner schwanke zwischen Theismus und Pantheismus hin und her; aber richtiger wird man wohl annehmen dürfen, daß er sich einen Gott, der von der Welt getrennt ist und ihr äußerlich gegenübersteht, so wenig denken will wie einen Gott, der mit der materiellen Welt identisch wäre, daß also seine religiöse Anschauung ähnlich der mancher moderner Denker Transszendenz und Immanenz verbinden möchte. Eine philosophische Brücke zwischen beiden Anschauungsweisen zu schlagen hat er freilich keinen Versuch gemacht.

Auf einen Gott, der im Werden der Welt sich zur Erscheinung bringt und entwickelt, führen auch die kosmogonischen Vorstellungen des Dichters. In die ewige Ruhe des Urstoffs, führt Wagner im 38. Sonntag des dritten Bändchens aus, „trat als Geist hinein ein Götterwille“; mit der durch ihn bewirkten Beseelung der „toten Masse“ begann die Schöpfung, und aus dem Sichbewegen, Rollen, gegen den Mittelpunkt des Strudels zu gerichteten Strömen, Treiben und Aneinanderreiben der Massen sprang in das Dunkel das erste Licht. Aber die Schöpfung, einen Kreis von Kreisen bildend, rückt in Zeit und Raum beständig fort, erneuert sich beständig; ungemessener Raum, ungemessene Zeit ist gegeben, „um Milliarden von Meteoren des Lebens nacheinander und nebeneinander aufflackern und verglimmen“, „unzählbare Lebensschicksale

nacheinander und nebeneinander melodisch abrollen und verklingen zu lassen", und in der beständigen Wiederkehr des Bestandenen, beständigen Wiederbringung des Vergangenen in neuer Gestalt, beständigen „Neuverschlingung" des Vergehenden „mit neuem Gehalt" vollzieht sich die „Selbstverjüngung des Weltgeistes".

In diese Vorstellungen, deren Einzelheiten bald an die Schöpfungslehre des Pentateuch, bald an die Vedaweisheit, aber auch an hellenische und deutsche spekulative Philosophie erinnern, nimmt Wagner, der Sohn des 19. Jahrhunderts, hin und wieder Begriffe und Gedanken der modernen Naturwissenschaft herein. Die Lehren Darwins vom Kampf ums Dasein, von der Entstehung der Arten, die Entwicklungsgeschichte der Organismen, wie sie von der Geologie und Paläontologie aufgestellt wurden, sind ihm nicht fremd: unter ihrem Einfluß spricht er von der „Völkerwanderung der Pflanzenfamilien" (I, 79), bei der uns in der Gegenwart der weitausgebreitete und mehr und mehr zu einer Weltmacht anschwellende Stamm der Kompositen, der Korbblüter und insbesondere der Strahlenblüter entgegentrete; unter ihrem Einfluß spricht er (I,67) vom Dahinschwinden der Orchideen, deren oft seltsam und abenteuerlich gestaltete Blüten an sitzende Schmetterlinge, an Bienen, an Hummeln erinnern, schildert sie als „der Schöpfung der Insekten vorangegangene" und diese „vielleicht Jahrtausende vor deren Entstehung schon andeutende" Pflanzengebilde der Urzeit, als einen „ersten halbgelungenen Versuch der formenbildenden Natur", die „sich ein Modell zu höherem Aufschwung schaffen" wollte, aber „die Einzelwesen vom Hauptstamme abzulösen und selbständig

zu beleben“ noch nicht fähig war, und ruft ihnen, die vom „harten Geschlecht der Trifolien und den gewaltthätigen Stämmen“ der Wicken-, Ginster- und Peltschengewächse, den „poesielosen künftigen Eroberern . . . unseres Erdbodens“, aus unsern Breiten heute verdrängt werden, ein Lebewohl zu. Der Darwin'sche Gedanke der schrittweise erfolgenden Differenzirung des Organischen begegnet uns hier in einer der Sprache unserer naturwissenschaftlichen Schriften vollkommen angepaßten Ausdrucksweise, an anderen Stellen wiederholt sich dieser Entwicklungsbegriff, nicht ohne daß der philosophirende Dichter zu einem kühneren Fluge der Phantasie einen Anlauf nähme. So faßt die 38te Sonntagsbetrachtung des dritten Teils die biogenetische „Auseinanderfaltung des Einzelwesens in verschiedene Gattungen und Arten“ (es ist bei Einzelwesen hier an kombinirte Typen gedacht, aus deren Differenzirung verschiedene Stämme von Organismen sich entwickeln) als eine „Weiterbildung und Vollendung“ der Lebewesen, als einen Entwicklungsgang, der, wie Wagner in der Form einer Frage hinzusetzt, „bei der Zelle“ beginne und „bei einem beschwingten wissenden Gotte“ aufhöre. Metaphysisch genommen würde hiemit die Welt schließlich die Gottesgebärerin, der Gottgeist oder göttliche Wille, der zu der Schöpfung den Anstoß gegeben hat, ginge aus ihr selbst am Ende des Prozesses als konkretes Wesen hervor; doch denkt Wagner in diesem Zusammenhang nicht eben an ein Hervorgehen dessen, was wir sonst Gott nennen, sondern, wie es scheint, nur an ein Wesen, das höher organisirt ist als der heutige Mensch, nur an eine vollendete Organisation. Zum Mindesten wird man

sich hiebei einer andern Sonntagsbetrachtung erinnern dürfen, einer Sonntagsbetrachtung, die nach den „Zukunftsformen des Lebens“ ausblickt und zum Troste aller derer, die die Mängel ihres heutigen Menschen-„Madenleibes“ schmerzlich empfinden, eine Zeit des Aufschwungs, eine Zeit vollkommener Organisation verspricht (I, 103 ff.). Heute hänge der Körper dem Geiste wie ein Bleigewicht an, heute sei „der edle Renner Menschengeist“ minder noch als selbst die Motte geflügelt:

„Doch wenn einmal das ungestümste Sehnen
Den Zukunftsmenschen ganz und voll erfaßt,
Jahrtausende getragen noch die Last
Des Madenleibes und der Geistesthränen;
Dann baut den Leib im langen Zeitenlauf
Die Seele anders, baut ihn ohne Mängel,
Und wie der Falter von dem Blumenstengel,
So schwebt der Erde Jüngstgeborner auf.“

Die prosaischen Zeilen, die an diese merkwürdigen Verse geknüpft sind, scheinen, indem sie einem nebenher anschießenden Gedanken folgen, den „edlen Renner Menschengeist“ vergessen zu haben und reden vom Menschengeschlecht nur noch als vom Menschenwolf, den, wenn er in seiner Blutgier genug der Lämmer verschlungen habe, zuletzt selbst ein Ungeheuer, „die Wolfsmutter Erde“ verschlingen werde. „Dann aber“, fährt Wagner fort, „werden andere Kontinente und Meere sein. Andere Klimaverhältnisse. Ein beschwingtes edleres Wesen von kleineren Formen wird seine [des Menschen] Erbschaft antreten, und dasselbe wird in fernen Zeiten von seinem [des Menschen] Zeitalter sprechen, wie wir vom Zeitalter der Saurier oder der Mammuthe sprechen.“

In dichterischer Wiedergabe unseres geologisch-paläontologischen Wissens und zugleich unter Anlehnung an die Vorstellungen indischer Religion entwickelt die 37te Sonntagsbetrachtung des ersten Bändchens den Erdschöpfungsprozeß und seine Ziele. Der Bramine, dessen Gastfreund der Dichter zu sein vorgibt, erkennt in den winterlichen Eisblumen an den Fensterscheiben „die Urgebilde des Pflanzenlebens, die Farne, die Schilfe, die Schachtelhalme und wie sie alle noch heißen, die fremdartigen unbekannten Formen", und indem ihm der nordische Winter die große „schaffende und zerstörende Kraft" vor Augen führt, welche die Inder Brahmâ und Çiva (Schiwa) nennen und „welche doch nur der Ausfluß einer und derselben Quelle" ist, entrollt er seinem Freunde ein angeblich bereits in den Veden enthaltenes kosmogonisches Gemälde. Zwiefältig, lehrt er, sei des ewigen Brahmâ Wirken und zwiefältig wie die Kräfte der Jahreszeiten wechselten Brahmâ und Çiva im Geschäfte, beide sich gegenseitig fördernd und ergänzend, nicht getrennte Mächte, sondern Ein Wesen, ein ungeteilter Gott. In großartig dichterischer Weise wird der in allem Weltgetriebe sich offenbarende Gegensatz von Schaffen und Zerstören, von Liebe und Haß, von Einen und Trennen, wird, unter Anrufung Brahmâs, das erste Schöpfungszeitalter, die Urzeit der Erde geschildert:

„So wie an hoher Brittenschiffe Borden
Die Nadel zeigt nach Süden und nach Norden,
Die Pole bald sich meiden und sich fliehen
Und bald sich suchen, um sich anzuziehen,
So ist dein Wirken bald ein Trennen, Hassen

Und bald ein Einen und Zusammenfassen,
So wirktest du von Anbeginn, als bleiern
Ein Dunstmeer lag auf unterird'schen Feuern,
Als nach dem Dämmerscheine ew'ger Nächte
Zum erstenmal die Alge und die Flechte
Als Lebewesen die umwogte Klippe
Des Urmeers überzogen und die Rippe
Des ersten Landes. Nachmals Myriaden
Korallentiere an den Felsgestaden
Der Inselmeere klebten; nah und ferne
Seenelken, Tulpen, ries'ge Liliensterne,
Buntschillernd, farbenprächtig. — Schachtelhalme
Hochstämmig, riesenästig mit der Palme
Die sumpf'gen Ufer schattend überdeckten,
Da griffst du zu, und deine Arme streckten
Die Riesenfaust, zu wecken in den Tiefen
Unheimliche Gewalten, die da schliefen,
Zu gräßlicher Zerstörung: — Wassergüsse
Wie Meer auf Meer gegossen, — Lavaflüsse
Mit donnerndem Getös. — Vulkane huben
Erdteile auf wie Schollen und begruben
Die erste Welt. — — Um rohe Lebensmassen
Zu höherem Gehalt zusammenfassen
Und reinigen zu können, hinzuführen
In sachtem Lauf zu Brahmas Lichtrevieren,
War dies geschehn."

Weniger glücklich in der sprachlichen Form werden die folgenden Zeitalter geschildert; dagegen überrascht wiederum die Schilderung der Tertiärzeit und der Eis- und Diluvialzeit bis zum Anbruch der Gegenwart durch Schönheit und Anschaulichkeit:

„Geläutert, reiner
In seinen Lebenstrieben, höher, feiner
In Formen und Gestalt, trat neues Leben
Auf die verlass'ne Welt. Der Säugetiere

Geadelt Volk. Die schönen Waldreviere
Erfüllte ringsum fröhliches Gewimmel,
Zum erstenmal hob sich zum blauen Himmel
Des Vogels Flug. An Arten reich gegliedert,
Akazienglеich die Blätter schön gefiedert,
Zahllose Wipfel. — Gab es Paradiese
Auf Erden jemals wohl, so waren's diese;
Zu keiner Zeit erreichte nach wie ehe
Die Blumenfülle solche Schönheitshöhe.
Doch fürderschreitend auf der Wesen Leiter,
Die aufhört bei Vollkommenheit, war weiter
Für Ihn kein zögernd Rückschau'n. — Schiwa türmte
Gewitter auf: Die Hagelwolke stürmte
Mit klirrendem Getös vom hundertfachen
Gedonner übertönt und vom Zerkrachen
Zahlloser Wälder. — — Lange schlief die weiße
Und unter hundertjähr'gem Gletschereise
Erstarrte Winterwelt in öder Stille,
Bis wieder Glanz und wieder Lebensfülle
Ihr neu entsproßten. —

Der Bramine glaubt, wenn auch nur mit ehrfürchtiger Scheu vor der Gottheit, vermuten zu dürfen, daß es jetzt erst dem großen Brahmâ nach ernstem Sinnen gelungen zu sein scheine, „den geringen Wertgehalt der Seelen in hohe Gotteswerte umzuzählen“, d. h. in Menschen gotteswürdige Seelen zu erschaffen, und nun spricht er, zu seinem Ausgangsgedanken zurückkehrend, das Ziel des Weltgetriebes, den Schöpfungszweck aus:

„Und wann sie alle bis in die Atome
Sind abgewaschen in dem heil'gen Strome,
Von allem Schmutz der Erdenwelt gereinigt,
Mit Brahma selbst aufs innigste vereinigt
In einem seiner Lichteshimmel droben,
Dann ist der Pole Spannung aufgehoben.“

Erscheint so als der Zweck und das Ziel des Weltprozesses die Läuterung und Veredlung der Lebewesen oder, allgemeiner und umfassender ausgedrückt, die Vergeistigung des Irdischen oder Materiellen, so tritt doch dieser wiederum mit mancherlei philosophischer und theosophischer Spekulation sich berührende Gedanke gegenüber der Idee der Stoffwanderung und des Formwechsels des Stoffes in Wagners Dichtung in den Hintergrund. Vom Ziel des Weltprozesses, das nicht anders als mit dem Ende der Zeiten zu denken ist, kann uns nur etwa eine Vision, ein Traum, ein Ahnen hochfliegenden Geistes eine Vorstellung geben; was aber unaufhörlich und unverhüllt vor unsern Augen, unsern Sinnen, unserer unmittelbaren Wahrnehmung sich vollzieht, ist der Wechsel von Leben und Tod, von Entstehen und Vergehen, ist Veränderung, und diese Veränderung unter dem Gesichtspunkt einer Wiederkehr des zuvor in anderer Gestalt Vorhandenen zu betrachten, ist das eigentliche Thema, ist die in tausend Variationen sich wiederholende Grundmelodie der Wagnerschen Dichtung.

Die philosophische Idee oder Wahrheit, welche dieser das Denken Christian Wagners beherrschenden Vorstellung zu Grunde liegt, ist die Einheit des Seins, dessen Wesen sich uns unter dem unendlichen Wechsel der Erscheinungen verbirgt; die naturwissenschaftliche Wahrheit, auf die sie sich stützt, ist die stetige Wiederverwendung, Wiederverbindung der durch Zerstörung eines anorganischen oder organischen Gebildes aus einem bestimmten Zusammenhang oder Verbande freigewordenen Stoffe und Atome. Aller monistischen Systeme Endziel, beschäftigt der Gedanke

der Einheit des Seins das metaphysische Vorstellen schon in seinen frühesten Versuchen; er begegnet uns in der ältesten indischen Spekulation wie an den Anfängen des griechischen Philosophirens. Dem indischen Denken, den Upanishaden und der aus ihnen entwickelten Vedânta-philosophie ist die Welt ein Traum des Âtman-Brahman, ist Brahman („das Brâhma") das Allumfassende, das Einzigseiende:

„Wenn man die Einzelwesen denkt in Eins verbunden
Und dieses ausgebreitet, hat man Brâhma",

heißt es in der Bhagavadgîtâ-Episode des Mahâbhârataepos. Was außer Brahman zu existiren scheint, ist Täuschung, ist Mâyâ; die empirische Realität mit ihrer Vielheit und Geteiltheit ist das Blendwerk der Mâyâ, welches Brahman, im Verlangen, vieles zu sein, sich fortzupflanzen, sich auseinanderzudehnen in Namen und Gestalten, aus sich heraussetzt wie der Träumende die Traumgestalten.[1]) Um die nämliche Zeit, als in Indien die Upanishaden abgefaßt werden, unternimmt bei den Griechen philosophisches Denken die ersten Systembildungen; die jonischen Naturphilosophen suchen nach einem Urstoff, aus dem alles stammt und in den alles zurückkehrt, und Anaximander von Milet findet ihn in der unendlichen Materie. Durch Ausscheidung, lehrt er, entwickeln sich aus ihr alle besonderen Stoffe; in ewigem Kreislauf gehen aus dem

[1]) Vgl. die Sûtra's des Vedânta oder die Çârîraka-Mîmânsâ des Bâdarâyana nebst dem vollständigen Kommentare des Çankâra, übersetzt von Paul Deussen (Leipzig 1887), S. 315, sowie die Taittirîya-Upanishad 2, 6 und die Chândogya-Upanishad 6, 32.

Unendlichen die Himmel und die zahllosen Welten hervor, und wie alles aus einem andern geworden sei, so müsse auch alles in den Stoff, aus dem es geworden sei, zurückkehren, weil alle Einzeldinge für ihre Ungerechtigkeit einander Buße zu zahlen hätten.[1]) Mit doktrinärer Gewaltsamkeit die Erscheinungen verkennend und starren Abstraktionen sich überlassend betont die Schule der Eleaten, die Verkünderin der Lehre vom All-Einen, vom *ἓν καὶ πᾶν*, die Einheit des Seins, als ob alles Werden und Vergehen, alle Vielheit und Veränderlichkeit nichts als Sinnentäuschung wäre; wogegen Herakleitos von Ephesus, gerade auf das Werden den Blick richtend, lehrte, daß alles fließe, daß die Gesammtheit der Dinge in einer ununterbrochenen Bewegung und Wandelung begriffen und das Beharren nur Schein sei, wie denn Niemand in den nämlichen Strom zweimal zu steigen vermöge. Der erste, der die ruhelose „Lebendigkeit der Natur, den unablässigen Wechsel der Stoffe mit allem Nachdruck geltend gemacht" hat, ist Herakleitos auch der erste, der den Gedanken eines unbedingten, den Kreislauf der Stoffe, den ewigen Wechsel von Weltbildung und Weltzerstörung beherrschenden Gesetzes erfaßt und in diesem Gesetze des Weltlaufs das einzige, was im Wechsel der Dinge bleibe, erkannt hat.[2]) Als auf Mischung und Entmischung der Stoffe beruhend erklärte der geistvolle Agrigentiner Empedokles alle Veränderung, indem er

---

[1]) Vgl. Eduard Zeller, die Philosophie der Griechen, 5. Aufl. (Leipzig 1892), I, 1, S. 197, 198, 232, 233, 229.

[2]) Vgl. Ed. Zeller, die Philosophie der Griechen I, 2, S. 633—643, 732—734.

einigende Liebe und trennenden Haß als die die Veränderung bewirkenden Ursachen annahm. Noch ungleich mehr unseren heutigen naturwissenschaftlichen Anschauungen sich nähernd lehrten die Schöpfer der Atomistik, Leukippos und Demokritos von Abdera, daß auf der Verbindung und Trennung der Atome das Werden und das Vergehen, alle Veränderung und Wechselwirkung der Dinge beruhe, daß die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt nur von der wechselnden Verbindung der Atome herrühre, daß weder etwas aus nichts werden noch etwas, was ist, zu nichts werden könne.[1])

Erklären, in ihrer physikalischen Ursachlichkeit begreifen ließen sich die Veränderungen der sinnlich wahrnehmbaren Dinge oder die besonderen Erscheinungen der Stoffumwandlung freilich erst dann, als aus Naturbetrachtung Naturwissenschaft, wissenschaftliche Physik und Chemie geworden war, als durch die Mittel experimenteller Forschung von den Gesetzen des Naturlebens sich die Schleier gehoben hatten. Aber der nämliche Denker, der am Anbruch einer neuen Geistesperiode fast mit den Worten des Demokritos den „Kanon" oder Grundsatz aufstellte, daß es kein Zunichtewerden gebe, daß, was an einem Körper zerstört werde, entweder in die Luft entweiche oder in einen anderen Körper hinüberwandere — der nämliche Francis Bacon war es ja auch, der von der Wissenschaft Induktion und experimentelle Methode forderte, und, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege fortgeschritten, spricht nunmehr die Naturwissenschaft, die Ahnungen und

---

[1]) Vgl. ebenda S. 843—848.

Erkenntnisse der Philosophen von der Einheit des Seins und dem ewigen Flusse der Dinge in gewissem Sinne bestätigend, von der „Erhaltung der Kraft" und vom „Kreislauf des Stoffes."

Im engeren Sinne verstehen wir unter Kreislauf des Stoffes jenen auf Grund des pflanzlichen und des tierischen „Stoffwechsels" sich vollziehenden Stoffumsatz, welcher das pflanzliche und das tierische Leben sich gegenseitig bedingen läßt: die Pflanze nimmt bei Tage aus der Luft Kohlensäuregas in sich auf und scheidet Sauerstoff aus, während das Tier Sauerstoff einatmet und Kohlensäure dafür abgibt. Genauer betrachtet ist dieser Stoffkreislauf ein noch umfassenderer. Die teils aus der Luft teils aus dem Boden aufgenommenen Nährmittel der Pflanze sind anorganische Substanzen, hauptsächlich Kohlensäure, Wasser, Stickstoff (als Ammoniak) und Salze. Die Pflanze assimilirt sich diese Stoffe, indem sie sie in den Zellen in organische Verbindungen umwandelt; hiebei zerlegt sie die Kohlensäure in ihre Elemente, in Sauerstoff und Kohlenstoff, haucht den Sauerstoff aus und verwendet den Kohlenstoff zur Bildung von Kohlenhydraten wie Zellstoff, Stärkemehl und Zucker, den Stickstoff aber zur Bildung von eiweißartigen Stoffen, von Pflanzeneiweiß, Legumin und Kleber. Die Nahrungsmittel der Tiere (und Menschen) sind im Wesentlichen organischer Natur, sind zu einem großen Prozentsatz pflanzliche Stoffe, und zwar dienen zur Blut- und Gewebebildung hauptsächlich die stickstoffhaltigen Nahrungsbestandteile. Die kohlenstoffhaltigen Verbindungen werden mit Hilfe des von den Tieren eingeatmeten Sauerstoffes

oxydirt; hiebei wird die sich entwickelnde Kohlensäure an die Atmosphäre zurückgegeben, und allmählich erfolgt unter Zersetzung eine Zurückverwandlung sämmtlicher Gebilde des tierischen Organismus in anorganische Substanzen: die zur Ausscheidung bestimmten Endprodukte des tierischen Lebensprozesses sind Kohlensäure, Wasser, Ammoniak und Salze, die nämlichen Substanzen also, welche der Pflanze als Nährmittel dienen.

Versteht die Wissenschaft unter Kreislauf des Stoffes die hier geschilderte Folge von physiologisch-chemischen, die Erhaltung des organischen Lebens bedingenden Prozessen, so läßt sich der genannte Begriff doch noch auf andere Naturvorgänge anwenden. Zunächst im Gebiete der anorganischen Chemie. Es ist noch nicht ein Kreislauf, sondern eine Rückbildung, ein Rücklauf, wenn nach den Gesetzen der chemischen Wahlverwandtschaft z. B. der aus 2 Elementen, aus Quecksilber und Schwefel, bestehende Zinnober durch den Hinzutritt von Eisen in Quecksilber und neu sich bildendes Schwefeleisen geschieden und sodann durch ein Zusammenschmelzen von Quecksilber und Schwefel wiederum Zinnober erzeugt wird. Es ist aber ein wirklicher Kreislauf, wenn ein Metall durch Erhitzung aus seinem festen Aggregatzustand zunächst in den flüssigen, hierauf bei steigender Erhitzung in den gasförmigen Aggregatzustand übergeht und bei erfolgender Abkühlung sich aus den metallischen Dämpfen wiederum eine Schicht festen Metalles niederschlägt.

In größtem Maßstab vollzieht sich die Wanderung und Wandelung des Stoffes im Prozeß der Erdbildung. Was wir als Erdoberfläche kennen, ist zum größten Teile

der Niederschlag aus einstigen Meeren, und die Geologie und Erdkunde lehren uns, daß infolge der Regen und der durch sie bewirkten Bildung von fließenden Gewässern auch die Hauptmasse der heutigen Erdoberfläche „in einer Bewegung nach dem Ozean begriffen“ ist: die von den Gewässern eingeschwemmten Substanzen schlagen sich in den Meeren zu einem feinen Schlamme nieder, um allmählich zu festem Gestein zu erhärten und im Laufe der Zeiträume von Neuem über den Spiegel des Meeres gehoben zu werden, und der von tausend und abertausend Strömen unsern Gebirgen stetig entführte kohlensaure Kalk dient nicht nur zur Bildung von Schalen unzähliger Meeresbewohner, sondern reicht auch hin, um das Material für die mächtigsten Kalkstein- und Gypsformationen der Zukunft zu liefern.[1]) Im Meere haben wir den Beginn des organischen Lebens zu suchen und in ihm auch wiederum den Mutterschooß einer künftigen Erdgestaltung:

„Denn Alles was der Triebe Schmerz und Sehnen
Gestillt im oberird'schen Lebenslauf,
Das saugt das Meer in unzählbaren Venen
Zu neuverklärter Erden-Schöpfung auf.

Und wann die Zeit erfüllet ist, so heben
Die Tiefen sich, die Flut entweicht; das Licht
Erweckt ein bess'res Fleisch zu neuem Leben,
Die kleine Erde hat ihr Weltgericht.“[2])

---

[1]) Vgl. Credner, Elemente der Geologie.

[2]) Aus den poetischen Versuchen meines Großvaters Apollonius Peter Weltrich, gedruckt zu Kulmbach 1838. Es möge erlaubt sein, diese Verse der Vergessenheit zu entreißen, da sie den in den Zusammenhang unserer Betrachtung gehörigen Gedanken in knapper Fassung bereits aussprechen.

Die Schichtenfolge der Erdrinde erzählt uns, daß ein derartiges „Gericht“ schon wiederholt erfolgt ist, daß die Gesammtform der Schöpfung schon dreimal eine langsam durchgreifende Umbildung und Neugestaltung erfahren hat; da aber für diese Umgestaltung, für den Neubau der Erdoberfläche und der Gebirge, wie auch die Neubildung der Organismen immer wieder das Material der älteren Schichten verwendet wird, so daß z. B. die heute sich bildenden Austernbänke, die Korallen und die Konchylien der Gegenwart ihren Kalkstoff teilweise der Muschelfauna verdanken mögen, die in der Muschelkalkformation der Triaszeit zur Ablagerung gelangt ist, — so stellt sich diese Wanderung und Wandelung des Stoffes in der Gesammtheit ihrer Erscheinungen in der That als ein Kreislauf des Stoffes dar.

Dergleichen Naturvorgänge müßte man sich vergegenwärtigen, wenn man das große Thema der Wagner'schen Dichtung etwa befremdlich finden sollte. Es wäre aber eher verwunderlich, wenn ein die Phantasie in solchem Maße reizender und dichterisch so fruchtbarer Gedanke wie der des Formwechsels und des Kreislaufs des Stoffes die Poeten nicht schon seit langem beschäftigt hätte. „Poesis doctrinae tamquam somnium“ — die Dichtkunst ist gleichsam ein Traum vom Wissen — lautet der tiefgeschöpfte Ausspruch des Francis Bacon, und nicht nur der sittlichen Bildung, sondern auch der wissenschaftlichen Erkenntnis der Zeiten eilt der Geist der Dichter voraus. So haben denn die Poeten, noch bevor Chemie, Physik und Biologie des Genaueren nachzuweisen vermochten, welche Wege die Metamorphosen des Stoffes

gehen und welchen Gesetzen sie folgen, ahnend und in freier Weise verfahrend jenen Kreislauf gelegentlich geschildert. In der 3. Szene des 4. Aktes bemerkt Shakespeares Hamlet: „Jemand könnte mit dem Wurm fischen, der von einem König gegessen hat, und von dem Fisch essen, der den Wurm verzehrte". „Was meinst du damit?" fragt König Claudius, und Hamlet antwortet: „Nichts als euch zu zeigen, wie ein König eine Reise durch die Gedärme eines Bettlers machen kann." — In der Kirchhofszene des 5. Aktes sagt Hamlet zu Horatio: „Warum sollte nicht die Einbildungskraft den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis sie ihn findet, wie er ein Spundloch verstopft?" Horatio wirft ein: „So die Dinge betrachten, hieße sie seltsam betrachten", aber Hamlet fährt fort: „Nein, wahrhaftig, nicht im Geringsten. Man könnte ihm bescheiden genug dahin folgen und sich immer von der Wahrscheinlichkeit führen lassen. Zum Beispiel so: Alexander starb: Alexander ward begraben: Alexander kehrt zum Staube zurück; der Staub ist Erde; von Erde machen wir Lehm, und warum sollte man mit dem Lehm (in den er verwandelt ward) nicht ein Bierfaß stopfen können?" Vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt noch merkwürdiger ist die Stelle im „Sturm", im Gesang Ariels:

„Fünf Faden tief dein Vater ruht;
Sein Gebein wird zu Korallen;
Zu Perlen werden die Augen ihm;
Nichts an ihm zu nichts wird verfallen,
Denn alles wandelt des Meeres Flut
In irgend ein reich und seltsam Gut."[1])

[1]) Die Stelle im „Sturm", z. Teil auch die der Kirchhofszene nach der Uebersetzung Edwin Bormanns („das Shakespeare-Geheim-

Die Phantasie Hamlets ergeht sich in Beispielen des Stoffkreislaufs, um die Vergänglichkeit irdischer Größe grell zu beleuchten und den menschlichen Stolz zu demütigen; im Gesang Ariels, des Naturgeistes, aber bleibt die Umbildung des Stoffes die Hauptsache, und die bedeutsame Rolle, welche hiebei dem Meere zufällt, wird richtig geahnt. Auch gegen die Einzelheiten hat unser heutiges Naturwissen nicht viel einzuwenden. Denn (phosphorsaurer) Kalk ist der Hauptbestandteil der Knochen, und aus Kalkmasse sind die Korallen gebildet; der sogenannte Glaskörper des Auges aber, wie auch die Linse, besteht aus einer gallertartigen Masse, und aus kohlensaurem Kalk und Tiergallert bildet sich bekanntlich als eine Absonderung des Mantels der Muschel die Perle. Mag auch der Gallertstoff der Muschel nicht geradewegs aus einem verwesenden Auge stammen und mag es vielleicht nur das Weiße des Auges, sein feuchter Glanz und seine Form nebst der anfänglichen Weichheit der Perlmasse gewesen sein, was die Verknüpfung von Perle und Auge bei Shakespeare veranlaßte, ein merkwürdiges Erkennen steckt in jener Stelle doch, und ein freies Verfahren werden wir dem Dichter in solchen Dingen überall einräumen. Wenn er uns den Kreislauf des Stoffes in einer der Wirklichkeit nur einigermaßen entsprechenden Weise schil-

nis“, Leipzig 1894), da sie hier sinngetreuer verdeutscht sind als bei Schlegel. Noch bezeichnender für den Gedanken ist die wörtliche Uebersetzung der Stelle im „Sturm“: Volle fünf Faden (tief) liegt dein Vater; von seinen Gebeinen werden Korallen gebildet; zu Perlen wird, was seine Augen waren: nichts ist an ihm, was verschwindet, sondern (scil. alles) erleidet (thut erleiden) eine durch die See bewirkte Veränderung in etwas Reiches und Seltsames.

dert, leisten wir auf die Nennung etwaiger Mittelglieder, Uebergangsstufen und Zwischenformen billig Verzicht; haben wir doch ein Lehrbuch der Chemie bei ihm niemals zu suchen.

So darf denn auch Christian Wagner nicht ohne die Zustimmung der Wissenschaft seinen auf die Umbildung alles Lebens, auf den Formwechsel des Seins gerichteten Phantasien nachgehen, darf uns („Sonntagsgänge", I, 3. Stück) erzählen, daß das ehemalige Muschelkalkmeer seiner schwäbischen Heimat seine Toten wiedergegeben habe, daß sie „wiedererstanden sind als Eichen und Birken, wiedererstanden als Rosen und Wachholder" . . . daß sie „wiederkehren werden auf den Aeckern als Klee und Kartoffeln, als Hopfen und Rüben". Er darf uns, diese Vorstellungen zu einer Mythe ausspinnend, („Sonntagsgänge", III, 2. Stück) erzählen, daß die Osterblumen, die Pulsatillen, die auf der schwäbischen Muschelkalkhaide aufgeblüht sind, vor Zeiten Meerfräulein waren, daß ein Zwerg sie in das Meergestein verzaubert habe, sie aber sammt der Muschelkönigin nach Erlösung, nach einem flutenden Ostertag, der das Wasserreich wieder zur Herrschaft bringe, sich sehnten und daß sie vorläufig als Blumen aufgewacht seien und einen Blumenleib trügen, wie denn auch die Korallen sich in Holdernadeln, in die lillafarbigen Blütensträuße des spanischen Flieders, der Syringe, verwandelt hätten. Nur verallgemeinert spricht den nämlichen Gedanken der Sehnsucht der Wesen nach einem Erwachen aus tausendjährigem Todesschlummer, den Gedanken einer Wiederkehr in Blumengestalt ein anderes, balladenartiges Gedicht Wagners („Sonntagsgänge", II, 6. Stück)

aus: Das „Heer“ ehemaliger Lebewesen rüttelt hier an dem Gitter, das sie gefangen hält, es will befreit sein, will zurück nach der Heimat, und erhält von einem freundlich ernsten Alten, der hinzutritt, Bescheid:

„Laßt uns heim, so ruft die Menge. — Thöricht kindisches Begehr!
Nach der Heimat wollt ihr Armen? Eure Heimat ist nicht mehr!
Nach der Heimat wollt ihr Thoren? Eure Heimat kennt euch nicht!
Eure Zeit, sie ist vergangen, ist verschollen, ist Gedicht!

Auf der Heimat Boden wandelt nun ein anderes Geschlecht,
Anders in Gestalt und Sitten, anders in Gesetz und Recht;
Würde so ich euch entlassen, wie ihr wart dereinst vorzeit,
Würd' es euch nur Kummer bringen, Schmerzen und viel Herzeleid.

Doch ich ehre eu'r Verlangen und den frommen Heimwehzug;
Nach der Heimat dürft ihr alle, das sei euch für jetzt genug;
Meinem Schließer ists befohlen, daß bebändert und betreßt,
Schön und schmuck wie Königskinder nach der Heimat er euch läßt.

Andre Kleider müßt ihr tragen, neue Kleider sind bestellt,
Die da taugen in das Leben, die da passen in die Welt:
Farb'ge Mützen, grüne Tücher, Kronen wohl auf manches Haupt,
Nicht mehr Pelze, noch Gewänder, die von Moder sind bestaubt.

Und so mögt ihr wiederkehren nach der einst'gen Feuerstatt,
Nach dem Hofe, nach dem Brunnen, da der Fuß gewandelt hat,
Nach dem Felde, das vorzeiten einst beackert euer Pflug,
Nach dem Walde, wo gerastet ihr beim blut'gen Fehdezug.

Und so mögt ihr wiederkehren, wartend an den Pfaden stehn,
Fromme Menschenaugen grüßen, frommer Menschen Gruß verstehn;
Nach den Fensteraugen winkend, klimmen an der Wand empor,
Neuer Zeiten Atem trinkend; — Schließer Lenz, mach auf das Thor!“ —

Die naturwissenschaftliche Betrachtung sieht in dem Kreislauf des Stoffes lediglich einen Kreislauf der Ele-

mente, lediglich materielle, auf physikalisch-chemische Gesetze gegründete Vorgänge, und auch wo sie, wie beim Ernährungsprozeß der Pflanzen und Tiere, von einem Kreislauf des Lebens spricht, denkt sie nur an Erscheinungen physikalisch-chemischer Natur. In Wagners Dichtung aber vermengt sich die Vorstellung des Stoffkreislaufes oder des ewigen Formwechsels der Elemente mit der Idee der Wiederkehr eines aus dem irdischen Leben geschiedenen Seelischen, dem Anschein nach also mit der nämlichen Idee, welche unter dem Namen Seelenwanderung bekannt ist. Hier begegnen sich nun freilich zwei ihrem Begriffe nach sehr verschiedene Dinge. Der Seelenwanderungsglaube hat seine Geschichte für sich und hat seinen Ursprung nicht in naturwissenschaftlicher Erkenntnis, sondern im Glauben an die Fortdauer der Seele nach dem Tode; er ist ein Versuch der Phantasie, sich vom Zustand der abgeschiedenen Seele eine bestimmte Vorstellung zu machen, und entspricht neben andern dem gleichen Verlangen dienenden Vorstellungen einem Gemütsbedürfnis des Menschen. Als der Ort, an welchem die durch den Tod vom Körper getrennte Seele verweilt, wird entweder das Diesseits, die dem Menschen bekannte Erde mit dem sie umgebenden Luftraum, oder ein „Jenseits“ gedacht; die Ausgestaltung des letzteren, mag es nun im „Himmel“, in der Sternenwelt oder in einem unterirdischen Raume gesucht werden, ist lediglich Sache der Phantasie. Schon der Ahnenkult, insofern er die Seelen der Vorfahren auf die Gestirne versetzt, kennt ein solches Jenseits, und zumeist gilt dasselbe zugleich als der Wohnsitz von Göttern, so daß der Glaube an die Uebersiedelung

der abgeschiedenen Seele in das Jenseits mit einem Götterglauben in Verbindung tritt. Aber es gibt auch Formen des Ahnenkults, denen zufolge die Seele des Vorfahren am Diesseits haftet; sie bezieht Bäume und andere Naturkörper, erscheint somit auch in lebenden Wesen wieder, und mit dieser Vorstellung, welche einfacher, auch roher und ebendeshalb wohl älter ist als die Vorstellung eines unter göttlicher Obhut stehenden, von Licht strahlenden oder auch von Schrecken erfüllten Jenseits, ist der Gedanke der Seelenwanderung, der Metempsychose oder der Versetzung der abgeschiedenen Seele in eine neue irdische, menschliche oder untermenschliche, Leiblichkeit, gegeben. Auch wo nicht Ahnenkult stattfand, mußte er sich einstellen; denn die von allen Völkern als Hauch, Luftgebilde oder Schatten gedachte abgeschiedene Seele scheint, wenn sie auf der Erde sich umhertreibt, gleich dem Menschen zu Zeiten einer Ruhestätte, eines festen Wohnsitzes zu bedürfen; sie wandert in andere Körper also über. So lange sie nur in der Form eines freischwebenden Lufthauches existirt, scheint sie dem naiven Glauben der Gefahr des Verrinnens zu unterliegen; hat sie aber einen bestimmten Wohnsitz, eine neue körperliche Hülle sich zu eigen gemacht, so ist sie selbst gewissermaßen gefestigt. Aus dem Gespenster- oder Seelenglauben erwachsener Aberglaube und Mythe vollziehen tausendfach diese Versetzung, und sie befriedigen hiemit ein Denkbedürfnis des Menschen; denn ohne irgend eine Art von Körperlichkeit oder Abschließungsfähigkeit gegen außen hin vermögen wir uns ein individuelles Wesen nicht vorzustellen. Aber auch den über primitive Stufen hinaus entwickelten

Religionen bot sich der Gedanke der Seelenwanderung häufig als Auskunftsmittel. Sie fanden sich vor die Aufgabe gestellt, der menschlichen Phantasie vom künftigen Aufenthaltsort und Zustand der Seele bestimmte Bilder zu bieten. Das religiös-sittliche Gefühl, der Glaube an die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes forderte zugleich, daß das künftige Leben für das vorausgegangene Belohnung oder Bestrafung bringe. So schufen sich die Religionen den Gegensatz überirdischer oder unterweltlicher Stätten der Seligkeit oder der Qual, den Gegensatz von Himmel und Hölle, himmlischen Paradiesen und Peinigungsörtern. Dabei führte die Einsicht, daß es zwischen einem guten und bösen Erdenwandel Mittelstufen gebe und daß die abgeschiedene Seele zumeist weder der Vereinigung mit der Gottheit völlig würdig sei noch auch eine ewige Verdammung verdiene, auf die Annahme einer dem Menschen nach seinem Hinscheiden gegönnten Läuterungsfrist, auf die Annahme von Uebergangszuständen, in denen die Seele einer Belohnung oder Bestrafung zwar bereits teilhaftig werde, aber ihr endgiltiges Schicksal sich erst entscheide. Wo sich die religiöse Phantasie von himmlischen und höllischen Welten reichentwickelte Vorstellungen gebildet hatte, da verlegte man auch die Läuterungsorte in ein Jenseits, sprach von Stufen oder Graden der Seligkeit, von Fegefeuer u. dgl.; wo aber nach dieser Richtung hin festere Phantasiebilder mangelten oder Vorstellungen eines älteren, zur Unterscheidung von Himmel und Hölle noch nicht gelangten Volksglaubens haften geblieben waren, da lag der Gedanke nahe, als den Schauplatz jener Buße und Läuterung das

Diesseits mit in Anspruch zu nehmen und die Seele wiederholt in das irdische Körperleben eintreten zu lassen. Die Verweisung der sündigen oder ungerechten Seele in einen verachteten Tierkörper wurde nun bald zu einem bequemen, der Priestermacht nützlichen Strafmittel.[1]) Die Verweisung der abgeschiedenen menschlichen Seele in einen Tierkörper (oder auch in einen pflanzlichen Leib) ist aber überhaupt — ohne daß sie immer als Erniedrigung oder Strafe gefaßt würde — diejenige Form, in welcher der Seelenwanderungsglaube am allerhäufigsten erscheint, und die Vorliebe für sie hängt zusammen mit der der ganzen Menschheit eingeborenen und in den Zeitaltern des naiven Vorstellens am lebendigsten wirkenden Naturbeseelung, mit der pananimistischen Auffassung der Natur.

Daß der Mensch auf den Gedanken gekommen ist, die abgeschiedene menschliche Seele finde eine neue irdische Verkörperung in einem Tier oder in einer Pflanze, war allerdings nur möglich auf Grund einer Ahnung der Einheitlichkeit alles Seelischen, der Einheitlichkeit aller Schöpfung. Indessen handelte es sich hiebei nicht um ein Wissen, sondern um ein Empfinden oder, soweit ein intellektuelles Sichrechenschaftgeben mit im Spiele war, um Theosophie und Spekulation, und nach den Gesetzen des Stoffwechsels oder Stoffkreislaufs fragt die geschichtlich überlieferte Seelenwanderungslehre

[1]) Ich entnehme diese Sätze einer von mir gleichzeitig mit der vorliegenden verfaßten größeren Schrift, welche, die Geschichte der Religionen und die Geschichte der Philosophie durchstreifend, den Ursprung und die Ausbreitung des Seelenwanderungsgedankens behandelt.

nirgends. Der Seelenwanderungsglaube hat die Annahme einer immateriellen, den Tod überdauernden und als selbständiges Wesen existierenden Seele zur unerläßlichen Voraussetzung, und der Wiedereintritt der Seele in das Körperleben, in die Leiblichkeit ist für ihn ein Geheimnis, ein Wunder, eine Folge göttlicher oder dämonischer Anordnung, ein nicht physikalisch sondern metaphysisch zu begreifender Akt; für die Lehre vom Stoffkreislauf aber kommt die Frage nach der Existenz oder Beschaffenheit der Seele gar nicht in Betracht, und bei dem von ihr nachgewiesenen Zerfall eines organischen (und beseelten) Körpers in anorganische Substanzen ist ihr der etwaige Verbleib der Seele völlig gleichgiltig. Wissenschaftlich betrachtet, hat somit der Stoffkreislauf oder die Stoffumwandlung mit der Seelenwanderung oder Seelenwiederkehr gar nichts zu thun, und kaum von einer Analogie dürfte man reden. Anscheinend läßt sich allerdings auf dem Wege metaphysischer Spekulation, und zwar auf der Grundlage einer pantheistischen Weltanschauung, eine Brücke schlagen. Wenn nämlich als das alle Dinge belebende und gestaltende Prinzip eine Weltseele gedacht wird, so wohnt und wirkt diese sowohl im Anorganischen als im Organischen, so ist der Erscheinungs- oder Formwechsel der Dinge nichts als der Erscheinungswechsel ihrer selbst; indem sie das All beseelt und in ihm lebendig ist, bilden sämmtliche Naturvorgänge, bilden alle Veränderungen des Stoffes oder dessen, was uns als Materie erscheint, nur ein Glied in der Kette ihres Wirkens, nur der Art, nicht aber dem Ursprung nach von der Aeußerungsweise des Psychischen verschieden.

Was wir im engeren Sinn Seele nennen, die Menschen- und Tierseele, wird auf diesem Standpunkt zu einer mit Eigenbewußtsein ausgestatteten Ausstrahlung der Weltseele; die nämliche beseelende Kraft des in und hinter allen Dingen wirkenden Einen, die sich bei dem Absterben eines organischen Gebildes aus diesem zurückzieht, tritt an einem anderen Punkte und in einem anderen Gebilde neubeseelend hervor, und da alles geistige Leben in der Natur an eine physische oder materielle Unterlage und an organisirten Stoff gebunden ist, so bedient sich die beseelende Grundkraft des Stoffkreislaufs oder der Stoffumwandlung, um für Neubeseelungen beständig neue materielle Unterlagen oder Substrate zu gewinnen. Der chemisch-physikalische Stoffumsatz wird also hier zu einer Begleiterscheinung, einer Parallele und allgemeinhin zur Bedingung der wechselnden Erscheinung seelischen Lebens. Aber freilich, eine Kluft bleibt dennoch bestehen: jene sich erneuernden Ausstrahlungen der Weltseele bringen die individuelle Seele, oder das seelische Individuum, dessen Wiederkehr die Lehre von der Seelenwanderung behauptet, nicht zurück. Vielmehr scheint es gerade ein neues Individuum zu sein, zu dessen Bildung eine jener Ausstrahlungen der Weltseele verwendet wird.

Unter den geschichtlichen Völkern, den Kulturvölkern, sind es zuerst die arischen Inder, welche den Glauben an die Seelenwanderung, an die „Wiedergeburt“, die wiederholte Verleiblichung der Seele auf Erden gelehrt haben; etwa vom zehnten Jahrhundert vor Christus an bis in die Gegenwart behauptet er bei ihnen die Herrschaft. Daß sie die Schöpfer des Seelenwanderungsglaubens

seien, will ich hiemit nicht sagen; vielmehr besteht die Wahrscheinlichkeit, daß sie ihn von den nichtarischen Ureinwohnern Indiens übernommen haben, wie denn dieser über alle Zonen der Erde verbreitete und von zahlreichen asiatischen, afrikanischen, australischen, amerikanischen Naturvölkern geteilte Glaube wohl in die Urzeit des Menschengeschlechtes zurückreicht. Das indische Denken erfaßt die Seelenwanderung in strengem Zusammenhang mit der Idee der sittlichen Vergeltung. Ein Fundament der brahmanischen wie der buddhistischen Religion, ist er auch mit der indischen Philosophie verflochten; die Upanishaden vertiefen ihn, und nicht nur das Gesetzbuch des Manu, sondern auch das Vedântasystem, soweit dieses exoterische Lehre ist, gibt ihm eine bis ins Einzelne und Minutiöse gehende Ausgestaltung. Im europäischen Altertum findet die Seelenwanderungslehre eine Stätte bei den Griechen und bei den Kelten; auch den Germanen war sie nicht fremd. Zwar in die griechische Volksreligion ist sie nicht eingedrungen; aber in den Mysterien begegnen uns ihre Spuren, und in den philosophischen Systemen und Lebensanschauungen einzelner Denker spielt sie eine bedeutsame Rolle. Pythagoras und Empedokles eröffnen hier die lange Reihe ihrer Anhänger oder hervorragenden Vertreter. Nach Pythagoras erwartet die Seele, die sich eines unkörperlichen und unsterblichen Lebens nicht würdig gemacht hat, die Buße einer neuen Verleiblichung auf Erden, und ganz typisch spricht diejenige Form des Seelenwanderungsglaubens, welche die Möglichkeit eines Hindurchgehens der Seele nicht nur durch mehrere menschliche, sondern auch durch tierische und pflanzliche Leiber

annimmt, das philosophische Gedicht des Empedokles aus in den Versen:

Einst schon war ich ein Jüngling, ich war auch ein Mädchen, war Vogel,
Lebte als Fisch in der salzigen Flut und grünte als Strauchwerk.[1])

Von den Pythagoräern hat auch Platon den Seelenwanderungsglauben übernommen. Er gibt ihm im Zusammenhang mit seiner Lehre von der Präexistenz und Fortdauer der Seele, auch mit seiner Lehre von der Anamnesis oder Wiedererinnerung eine philosophische Begründung; in den schildernden, zum Teil mit Mythen eigener Erfindung und Phantasiespielen verflochtenen Ausführungen, die er zur Seelenwanderung beibringt, widerspricht er sich jedoch mehrfach. Es erinnert ganz an indische Lehren, wenn wir im Phaidon lesen, daß diejenigen, welche ihr Leben hindurch räuberischer Gewaltthätigkeit ergeben waren, nach dem Tode in die Leiber von Wölfen zu fahren hätten, und es ist andrerseits ganz platonisch-griechisch, wenn es im Timaios heißt, daß die nach der Bestimmung des Weltschöpfers von den Gestirnen auf die Erde versetzten und im Körper eines Mannes verleiblichten Seelen zu den Sternen zurückkehren, wenn sie im irdischen Dasein die Sinnlichkeit überwunden haben, daß sie im gegenteiligen Falle aber nach dem Tode wiedergeboren und zwar in Weiber, ja bei fortgesetzter Schlechtigkeit in Tiere verwandelt würden. Eine große Verbreitung und mannig-

---

[1]) „Ἤδη γὰρ ποτ᾽ ἐγὼ γενόμην κουρός τε κόρη τε,
Θάμνος τ᾽οἰωνός τε καὶ εἰν ἁλὶ ἔλλοπος ἰχθύς.“

faltige Entwicklung gewinnt der Seelenwanderungsglaube in den späteren Zeiten des griechisch-römischen Altertums: der von Platon beeinflußte alexandrinische Jude Philon belebt ihn wieder, einer seiner namhaftesten Bekenner wird Plutarch, die Neupythagoräer und die Neuplatoniker, insbesondere deren Haupt Plotinos, nehmen ihn in ihre mit Theosophie und orientalischer Mystik vermengten Systeme auf, und mit ihren Schulen erhält er sich bis in die Zeiten des Unterganges der griechischen Philosophie, bis in den Ausgang der antiken Welt. Aber von philonischen und platonischen, zum Teil über Alexandria her vermittelten Gedanken berührt, gewährte auch die christliche Gnosis dem Seelenwanderungsglauben Zutritt, und indem ihn, aus pythagoräischen Quellen mitschöpfend und ihre eigene abstruse Phantastik hinzumischend, die in der Kabbala niedergelegte jüdische Mystik wiederholte, behauptete er sich im Mittelalter und gewann in vorderasiatischen, wie in europäischen Ländern wiederum Anhänger. Und noch einmal erfährt er in der Neuzeit eine Auferstehung. Giordano Bruno läßt ihn gelten, der holländische Physiologe Franz Mercur van Helmont wirft sich zu seinem Vertreter auf, und die Philosophie des Leibniz, obwohl sie ihn dem Namen nach bekämpft und eine ewige „Transformation“ der organischen Wesen an seine Stelle setzen möchte, leiht ihm eine starke Stütze. Gerade das 18. Jahrhundert, das von Leibnizischen Gedanken beherrschte Zeitalter der Aufklärung, befreundet sich mit dem Seelenwanderungsglauben, legt sich gerne unter Zuhilfenahme desselben den Unsterblichkeitsglauben zurecht, gibt sich Mühe, ihn philosophisch und physiologisch zu begreifen; Charles

Bonnet lehrt eine „Palingenesie“, eine Wiedergeburt aller Wesen, wobei, falls der dem Menschen dereinst beschiedene höhere Vollkommenheitszustand einen außerirdischen Schauplatz habe, wenigstens Tiere und Pflanzen auf der Leiter irdischer Wiedergeburt eine individuelle Erneuerung und Wesenserhöhung erleben, und Lessing, um von andern Denkern hier nicht zu reden, schließt seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ mit den Sätzen: „Warum könnte jeder einzelne Mensch . . . nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet? Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des Gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit

mein?". Doch nicht nur durch Lessings glänzenden Namen erlangt der Seelenwanderungsgedanke in der deutschen Litteratur, im goldenen Zeitalter der deutschen Dichtung das Bürgerrecht; auch ein anderer ihrer Größten, auch Jean Paul, hat sich mit der Verteidigung dieser Hypothese befaßt, und in einzelnen Stunden dichterischer Erregtheit und tiefen Herzensempfindens hatte selbst Goethe dem Gedanken der Seelenwanderung Raum gegeben und sich die rätselhafte seelische Uebereinstimmung, in der er sich mit Charlotte von Stein befand, aus einer ehemaligen Verbindung, Verschwisterung oder Vermählung ihrer beider Naturen erklärt. Und noch im 19. Jahrhundert ist der Gedanke der Metempsychose unter uns nicht abgestorben.

Daß in der Volkspoesie, im Volkslied, in dichterisch gestalteten Sagen der Gedanke der Seelenwanderung vielfachen Niederschlag gefunden hat, ist zuerst von August Koberstein aufgezeigt worden[1]), nachdem schon Jakob Grimm in den „Altdeutschen Wäldern" auf die Bedeutung des Themas vom Fortleben der Seelen in der Pflanzenwelt aufmerksam gemacht hatte; freilich mengt Koberstein auch einige Sagen und Sagengruppen ein, die für die Seelenwanderung nicht in Anspruch genommen werden dürfen. Ein paar Ergänzungen hat nachher Reinhold Köhler gegeben.[2]) Der Geist des Attis ent-

[1]) In den „Vermischten Aufsätzen zur Litteraturgeschichte und Aesthetik" (Leipzig 1858), und zwar in der Abhandlung: „Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt" (S. 31–62). Zuerst gedruckt im Weimarischen Jahrbuch von Hoffmann und Schade v. J. 1854.

[2]) Weimarisches Jahrbuch vom J. 1854, S. 479 ff.

weicht nach einer phrygischen Sage in eine Fichte, während aus seinem Blute Veilchen aufsprießen. Ein Baum setzt nach der griechischen Sage das Leben des Protesilaus fort, der bei der Landung der Griechen an der trojanischen Küste zuerst aus dem Schiffe gesprungen und von einem trojanischen Manne erschlagen worden war: aus seinem Grabe schießt ein Baum auf, der jedesmal verdorrt, sobald er hoch genug ist, um Ilion zu erblicken, und jedesmal von Neuem in die Höhe wächst. Ein bretonisches Volkslied erzählt von einem Gattenpaar, daß es in zwei Eichen wiederaufgelebt sei, in deren Zweigen zwei weiße Tauben sich schnäbelten. Deutsche, slavische, litthauische, nordische Sagen und Volkslieder wissen von Aehnlichem: Lilien oder Nelken wachsen aus dem gemeinsamen Grabe der Liebenden, Lilien auf dem Grabe des Mädchens beginnen zu bluten, wenn der überlebende Geliebte zurückkehrt, in einem schwedischen Volkslied wächst aus dem Grabe eines Liebespaares eine Linde über das Kirchendach empor und das eine Blatt „nimmt das andere in Arm“; ein serbisches Lied erzählt, daß aus des Liebsten Grab eine grüne Kiefer, aus dem Grabe des Mädchens eine Rose aufgesproßt sei und um die Kiefer „wie die Seide um den Strauß“ sich gewunden habe. Mannigfaltig ausgebildet erscheint die gleiche Vorstellung in dem Hohen Liede der Liebe, das uns das Mittelalter hinterlassen hat, in der altkeltischen Dichtung von Tristan und Isolde: in der Fassung des alten französischen Prosaromans schießen aus den Särgen der beiden Toten zwei Epheuranken hervor und bedecken mit ihrem Laubwerk die Gräber; in der Fassung des Ritters Eilhart von Oberge läßt der König

Marke auf Tristans Grab eine Weinrebe, auf Isoldens Grab einen Rosenstock setzen, und beide Gesträuche verwachsen so in einander, „daß man sie mit keinen Dingen von einander bringen mochte“; in Heinrichs von Freiberg Tristanschluß wird erzählt, die Weinrebe und der Rosendorn hätten alsbald ihre Wurzeln jeglichem der beiden Geliebten in des Herzens Grund geschlagen, jegliches Reis habe sich dem andern über den Gräbern zugeneigt und beide hätten sich wie in inniger Liebe in einander verschlungen; in der altnordischen Dichtung werden Tristan und Isolde nach dem Tode absichtlich getrennt und an verschiedenen Seiten einer Kirche bestattet, aber — die Natur kehrt sich wider den Frevel und die Thorheit der Menschensatzung — aus jedem Grab wächst eine Linde empor und über dem Kirchendach besprechen und verschlingen sich beider Zweige. — Ich erwähne nur noch ein litthauisches Volkslied: nach diesem bricht ein Mädchen auf dem Grabe des Jünglings eine Rose und wird von der Mutter verständigt:

„Das ist ja die Rose nicht!
Ist des Jünglings Seele,
Welchem brach sein Augenlicht
Durch den Gram der Liebe.“

Es fragt sich nun des Genaueren, ob sich die Auffassung Christian Wagners an die hier angeführten Vorstellungen anschließt, ob die Wiederkehr, die Wiederbelebung des Verstorbenen, von der er tausendmal spricht, mit dem Namen Seelenwanderung bezeichnet werden darf. Unzweifelhaft findet sich bei ihm hin und wieder Gedichte, die uns dazu ein Recht geben. Im zwanzigsten „Sonn-

tag" des zweiten Bändchens z. B. begegnet uns die echte Vorstellung der Metempsychose; wir lesen: „Nach dem Flachslande führt mich der Weg; nach dem Waldweg daneben, dem Lieblingspfad der seligen Mutter ein inneres unwiderstehliches Verlangen:

Bringt dich nicht vom fernen Nachtgestade,
Mutter, her des Sohnes Sehnsuchtszug?
Kannst erscheinen im Vorüberflug
Nicht du mir auf deinem Lieblingspfade?

Sonnenschein liegt auf dem Waldgehege,
Und der Mittag zittert auf dem Rain;
Himmelblau entfaltet ist der Lein
Dicht daneben an dem Ackerwege.

Und ein Schmetterling schwebt hin und wieder
In der Iris blauem Farbenstrahl,
Auf und ab den Pfad wohl siebenmal
An dem stillen Waller auf und nieder.

Irisblauer Falter: dein Begegnen
Ist so seltsam mir, so wundersam:
Wars ein Geist, der mir entgegen kam?
Flog vorüber was wie Muttersegnen?"

Vortrefflich drückt sich in diesem schönen und zarten Gedicht, das in Zeiten der Trauer, nicht lange nach dem Tode der Mutter Chr. Wagners entstanden ist, die einem mystischen Erleben offene Stimmung der Seele aus; daß der Irisfalter nicht mit sicherer Ueberzeugung als die Wiedergekehrte geglaubt wird, sondern nur die ahnungsvolle Frage auftaucht, ob er sie sein möge, wollen wir indessen nicht ganz übersehen. Noch bestimmter und gleichfalls in seiner reinen oder echten Gestalt wird der

Seelenwanderungsgedanke in einigen anderen Gedichten ausgesprochen. In den „Weihegeschenken“ wird der Ligusterstrauch angeredet:

„Sage, was warest du doch, milchduftiger Strauch des Ligusters,
Einst, da die Römer geherrscht in den germanischen Gau'n?“

Und der Liguster antwortet:

„Ziegenhütende Maid und Bereiterin köstlicher Käse,
Siehe, den besten hievon bracht' ich als Opfer dem Pan.
Ehrend gedachte er mein, mich wandelnd zum duftigen Strauche,
Lüstern benagt mich, wie einst, neckisch das fröhliche Volk.“

Ja noch mehr: der Ligusterstrauch setzt hinzu:

„Aber dich selber, o Freund: Wahrhaftig, ich kenn' dich! Du warest
Bei des Ämilius Schaar, wider die Katten geschickt!
Denkst du des schwüligen Tags und der Kühlmilch spendenden Jungfrau,
Fröhlicher Krieger von einst, denkst du der Klelia noch?“

Ebenfalls in den „Weihegeschenken“, in einem Gedicht, das die Ueberschrift „Wiederverkörperung“ hat, fragt der Poet:

„Wer war ich einst? Von wem ward mir dies hohe
Geistleben und der heil'gen Dichtung Lohe? —
Weß Erbe bin ich? Wer als neugeboren
Trat wieder in mich aus des Grabes Thoren?

Und wer wird künftig, wann dereinst ich sterbe,
Als neues Ich wohl sein mein Geisteserbe?
Wer in der Fernzeit, wenn das Grab mich schattet,
Ersteh'n, mit meinen Liedern ausgestattet?“

Desgleichen scheint es im Sinne der Seelenwanderung gesagt zu sein, wenn die „Abrechnung“ des 39. Sonn-

tags der „Balladen und Blumenlieder“ das Mahnwort bringt: „Die Maus, die voreinst in deiner Falle Hungers gestorben ist, wird vielleicht einmal — natürlich in anderer Gestalt — deinen Nachkommen ein Almosen spenden und wird reicher sein denn sie.“[1]) — Ein merkwürdiges philosophisches Gedicht, „Trennung und Einung“ betitelt, findet sich in den „Weihegeschenken“ und lautet:

„Reißt das Band, das Leib und Seele bindet,
Eine Flucht Geschiedener stattfindet,
Die, ernüchtert von dem Lebenstruge,
Nunmehr folgten ihrem eignen Zuge,
Unaufhaltsam nach dem Ort entwogen,
Wo sie von dem Zuge hingezogen.

Aber, unfrei von dem Lebenstriebe,
Geht in Splitter ihre Freiheitsliebe;
Satt gar bald der Elemente Hasten,
Satt gar bald der toten Ruhe, tasten
Ringsum sie, sich einen Leib zu wählen,
Mit verwandtem Geist sich zu vermählen.

Und sie finden sich. — Verwandtes findet
Zu Verwandtem sich, und wieder bindet
Sie das Band der Seele und des Leibes,
Sie das Band des Mannes und des Weibes;
Bis sich trennen wiederum die Gatten,
Die einander endlich übersatten.“

Hier ist die Vereinigung des Seelischen und des Körperlichen zu einem Lebewesen mit der Ehe, mit der Verbindung von Mann und Weib verglichen. Der Tod schei-

---

[1]) Hier angeführt nach der verbesserten Fassung der Seite 41 des „Neuen Glaubens“.

det die Verbundenen, das Seelische wird wie das Körperliche frei vom Andern; aber der ihm anhaftende Lebenstrieb zwingt das Körperliche, sich wieder einer Seele zu vermählen, deren organisirende Kraft die Elemente zweckvoll bindet und ordnet, wie er das Seelische zwingt, in einen Leib zurückzuwandern und so aus der weltabgeschiedenen beschaulichen Ruhe wieder in den Kreis des Lebendigen, des thätigen Seins einzutreten.

Nicht so deutlich wie angesichts dieser Beispiele haben wir den Eindruck, daß Wagner den Gedanken der Seelenwanderung als Lehrmeinung oder Glauben aussprechen wolle, bei denjenigen Gedichten, für welche er das Motiv eines Märchens oder einer legendenhaft empfundenen Ballade abgibt. Eben um der Gattung dieser Gedichte willen werden wir geneigt sein, eine poetische Laune, ein Phantasiespiel, das sich des Seelenwanderungsgedankens bemächtigt hat, anzunehmen; insofern aber auch in ihnen eine abgeschiedene Seele mit einem neuen Leibe bekleidet erscheint, werden wir sie gleichwohl hier anreihen dürfen. Ich meine Gedichte und Schilderungen wie die des 19. Sonntags des ersten Bändchens, wo von dem um sumpfige Fahrgeleise flatternden Trauermantel erzählt und der Bescheid gegeben wird, er sei „die Seele des verwaisten Knaben, den seine böse Stiefmutter im schweigsamen Walde rücklings und unversehens vom Wagen stieß, daß ihn die Räder desselben zermalmten“. Es heißt des Weiteren noch einmal: „Aber die Seele des armen Knaben wurde zum schönen Schmetterling und muß so lange Schmetterling bleiben, bis das gräßliche Verbrechen an den Tag gekommen und gerächt sein wird.“ Die Versicherung wird

also wiederholt, und dennoch empfinden wir,[1]) daß es sich kaum um eine ernsthafte Ueberzeugung des Dichters handle, daß er vielmehr im Märchenton, in der Weise der Volkssage mit uns rede und sich dieses mythischen Elementes bewußt sei. Der sittliche Ernst, den er in seine Erzählung legt, darf mit dem Glauben an die Realität des Vorgangs nicht verwechselt werden. Einen gemischten Eindruck haben wir bei der Ballade von Frischlin, von dessen Seele es heißt, daß sie nun als Falter, als Apollofalter, die Blutstropfen des Verunglückten als rote Flecken noch auf den Flügeln tragend, ob den Mauern irre. Die vielgebrauchte Vorstellung, welcher der Schmetterling als Symbol der Auferstehung, der Unsterblichkeit gilt, spielt hier mit; aber der Gedanke, daß die auf den Felsen niedergefallenen Blutstropfen auf den Schmetterlingsflügeln sich erhalten haben, ist doch ein eigenartiger Zusatz, und wir dürften das Gedicht neben jene Verse vom Ligusterstrauch stellen, wenn es nicht als „Ballade“, als kunstmäßige poetische Erfindung sich gäbe. In der nämlichen Erzählung, die vom Trauermantel als der Seele des verwaisten Knaben spricht, hören wir auch von der giftigen, in der Mitte eines dunkelgrünen Blättertisches gleich einem schwarzen, strotzendvollen Spinnenleib sitzenden Einbeere, und der Dichter, der die am Grunde der Beere stehengebliebenen schmalen Perigonblättchen gewahrt, fährt fort: „Ja, ich erkenne sie noch die zusammengeschrumpften Spinnenbeine.“ Zuvor ist die Rede von einer früheren, fremdartigen, düsteren Erdperiode, in der das Halbdunkel der Wälder „spinnen=

---

[1]) Vgl. den volleren Text dieser Sonntagsbetrachtung S. 53—54.

artige, anekelnde, häßliche, entsetzliche Formen großgezogen" habe. Indem nun ein solches Spinnenwesen im heutigen Erlenwald als Einbeerpflanze oder doch als Teil derselben wieder ins Leben getreten ist, scheint in der That Beseeltes der Vorzeit neue und seinen ursprünglichen Eigenschaften entsprechende Verkörperung gewonnen zu haben. Hier begegnet uns der Seelenwanderungsgedanke, wenn auch in eigenartiger Verwendung, also wieder.

Als Einzelerzeugnisse betrachtet, vermöchten diejenigen Dichtungen Wagners, in denen die Identifizirung einer Pflanze oder eines Tieres mit einem anderen, zuvor vorhandenen Lebewesen in einem freien Phantasspiel, einer dichterischen Anschauung ihre zureichende Erklärung finden könnte, einen Beweis für die Annahme, daß der Verfasser der „Sonntagsgänge" ein Anhänger der Seelenwanderungslehre sei, nicht abzugeben. Es ist noch kein Glaubensbekenntnis, wenn Chr. Wagner den Zitronenfalter als den Postboten, der die Botschaft von der Ankunft des Frühlings ins Land trägt, frohen Sinnes begrüßt; hier liegt es näher, an ein poetisches Vergleichen, an ein poetisches Bild zu denken, das freilich um so ungesuchter und reizender ist, als die alte Livrée unserer Postillone ja wirklich ein Gelb war. Ebensowenig werden wir — falls uns nicht um anderer Gedichte oder Aeußerungen Wagners willen die Metempsychose in Erinnerung kommt — die Lehre von der Seelenwanderung ausgesprochen finden, wenn die Veilchen, die um die Osterzeit in den Gebüschen und zwischen den Gräsern so versteckt aufblühen, daß man ohne Suchen und Sichbücken ihrer nicht gewahr wird, als kleine Mädchen und Treu-

liebchen geschildert werden, die vor dem Dorfe und um die Hecken sich tummeln und Versteck spielen. Mitunter ist jeder Zweifel ausgeschlossen: wenn ein weißblühendes Mohnfeld „gleich Zelten im Morgenwinde flattert" und mit seinen darunter gemischten roten Blüten den Dichter an das vorüberziehende Heer eines Paschas erinnert oder wenn der Schmetterling, der auf dem Rosenblatt die Pfauenflügel wiegt, mit dem Engel der heiligen Stadt und die giftige Spinne, die im Innern der Nelken oder Violen sitzt, mit dem um die Mauern der Gottesstadt schleichenden Satan verglichen werden, so liegt nichts anderes vor als eine dichterische Anschauung, als ein Gleichnis, bei welchem die Phantasie sich der Freude an einer von ihr entdeckten Aehnlichkeit hingibt. Ebensowenig ist an Seelenwanderung zu denken, wenn der Dichter eine pflanzliche Erscheinung als das Sinnbild eines menschlichen Zustandes nimmt, wenn er in den „Sonntagsgängen" z. B. das „unzertrennliche" Zweiblatt als das Symbol ehelicher Treue preist. Das mit der Erwähnung dieser Pflanze verknüpfte „Märchen" spricht nun freilich von „zusammengewachsenen Herzen" und erzählt uns von einem Knaben und seinem Liebchen, die vor dem Zorn der Eltern in die harte Fremde und endlich in den Wald geflüchtet sind, um dort die ermatteten Augen einander zuzudrücken und im Bett des Grabes die gemeinsame Ruhe zu finden;[1]) zu der herkömmlichen Vorstellung der Seelenwanderungslehre paßt dieses Gedicht aber schon darum nicht, weil jegliches Exemplar der Pflanze, deren Zwei-

[1]) Sonntagsgänge, I, 51.

blättrigkeit ihr selbst das botanische Merkmal, dem Dichter aber den Anstoß zur Bildschöpfung gegeben hat, doch nur als Ein pflanzliches Wesen existirt, die übliche Seelenwanderungstheorie aber fordern würde, daß die Liebenden als zwei neue Lebewesen, zwei Individuen, wieder in Erscheinung treten. Wo der Dichter (z. B. bei der an eine geschmückte Konfirmandin ihn erinnernden Hyazinthe[1]) die Identifizirung mit einem „wie" oder „gleich" einleitet, gesteht er selbst zu, daß er an eine Vergleichung denkt, daß zum Mindesten eine solche den Ausgangspunkt für seine Erzählung bildete; aber auch ohne die Beigabe eines dieser Wörtchen kann uns doch der Ton oder die Beschaffenheit des ganzen Berichtes überzeugen, daß sich die Dichtung auf dem Boden des Gleichnisses bewegt, daß sie lediglich die epische Entwicklung und Ausgestaltung eines Gleichnisses ist. Selbstverständlich kann bei Chr. Wagner von Seelenwanderung nicht geredet werden, wo es nicht ein lebendiges Wesen, sondern ein künstliches oder technisches Gebilde ist, das die Phantasie des Dichters an der Stelle einer Pflanze oder Blume sieht, wenn z. B. die Blüten der Kompositen als Stadtgemeinden geschildert oder Orchisblüten mit Schaluppen, die in fernen Welten Vollendete tragen, verglichen werden oder die „Sonntagsgänge" beim Anblick der gleich zahllosen kleinen Sonnen über eine Wiese ausgestreuten Löwenzahnblüten uns von einem Zwerge erzählen, der sie als Kerzen angezündet habe (wie ja auch unsere Kinder die kugeligen, dichten, grauweißen Haarkronen dieser Blumen, als wären sie

[1]) Sonntagsgänge, II, 9.

Lichter, auszublasen lieben). Hier wie in allen eine Vergleichung bietenden Fällen ist — von der epischen Ausgestaltung abgesehen — der geistige Akt, den der Dichter vollzieht, kein anderer als der in der volksmäßigen Benennung zahlreicher Pflanzen von unser Aller Vorfahren bethätigte — wir kennen von Kindesbeinen an den Waldmeister, das Maßliebchen, den Fuchsschwanz, das Mausöhrchen, das Löwenmaul, das Katzenpfötchen, die Jungfer im Grünen, den Frauenschuh, das Schneeglöckchen, die Kaiserkrone, die Königskerze, den Rittersporn, den Aaronsstab, und es ist ein schönes Zeugnis für den ursprünglich dichterischen Sinn des deutschen Volkes, daß es sich solche Pflanzennamen in Menge geschaffen hat. Desgleichen liegt keine Inanspruchnahme des Seelenwanderungsgedankens vor, wenn die braunroten Flecken der Orchis maculata auf die Blutstropfen der an der Mauer ermordeten Grafenkinder gedeutet werden; hier sagt uns das Gedicht[1]) vielmehr, daß die Seelen der Kinder, deren Herzblut das Kraut besprengte, in Engelskarossen zum Himmel schweben. Nebenher mag hier bemerkt sein, daß die Verwandlung oder Verzauberung, wie sie das Volksmärchen und die Mythen der Völker mit lebenden Wesen tausendfach vornehmen, noch nicht Seelenwanderung ist; sonst müßte es als solche schon genommen werden, wenn die von Apollon bedrängte Daphne von ihrer Mutter in einen Lorbeerbaum verwandelt wird. Nur wo die durch den Tod von ihrem Körper getrennte Seele in einen neuen Leib einzieht, findet Seelenwanderung statt.

---

[1]) Sonntagsgänge, I, 58.

Daß die Beseelung oder Beseeltheit eines Lebewesens, das als ein wiedergekehrtes, wiedererstandenes gilt, bei Chr. Wagner anders gedacht ist als in der Seelenwanderungslehre, insofern eine mehrfache Beseelung Eines und des nämlichen pflanzlichen Individuums angenommen wird, zeigt sich öfters. Der siebente „Sonntag" des zweiten Bändchens bringt ein reizendes kleines Gedicht, überschrieben „Blühender Apfelbaum" und des Wortlauts:

„O schau doch an des Wiedereinens Lust;
Zehntausend Kinder an der Mutter Brust.

Ein ganz Geschlecht, das längst im Tode lag,
Kommt nun zum Sonnenschein und kommt zum Tag.

Des Wiedereinens Seligkeit, sie ruft
In diesen Blumenseelen wach den Duft.

Und dieser Duft als Freudendank, als Lied
Tagüber süß an mir vorüberzieht."

Der Apfelbaum gilt also hier als eine Mutter unzählbarer Kinder, und als diese Kinder gelten die Blüten; ein längst gestorbenes Geschlecht mutterlos gewordener Kinder freut sich, zu Blüten geworden, der Wiedervereinigung mit einem mütterlichen Wesen. Eine solche Vielbeseelung Eines pflanzlichen Individuums ist dem Seelenwanderungsglauben, der den ganzen Baum als von einer einzigen, ehemals menschlichen oder tierischen Seele bezogen dächte, etwas sehr Fremdes. Auf ein ähnliches Bedenken hat uns soeben das Gedicht vom Zweiblatt, vom Majanthemum bifolium, geführt. Auch das gleichfalls dem siebenten Sonntag des zweiten Bändchens zugehörige

Gedicht „Die wiedererstandene Mutter“ [1]) könnte Anstoß erwecken; doch ist hier die Auffassung der einzelnen Pflanze als einer mehreren Seelen, der Mutter wie den Kindern, zur Neuverleiblichung dienenden Wohnstätte weit weniger störend, weil ein Rosenstock mit 5 Knospen einer mit Kindern gesegneten (menschlichen) Mutter viel eher entspricht als ein Apfelbaum mit „zehntausend“ Blüten und weil die in den Rosenknospen wiedererstandenen menschlichen Kinder, an deren innige Beziehung zu einer und der nämlichen Mutter wir glauben können, gewissermaßen als noch nicht völlig abgelöst vom mütterlichen Organismus, als noch nicht völlig selbständig gewordene Wesen gedacht werden.

Indem wir aber in den Schriften des Warmbronner Poeten weiterblättern, stoßen wir auf eine Reihe von Gedichten, bei denen wir noch mehr irre werden, ob wir Chr. Wagner als einen überzeugten oder schulgerechten Vertreter des Seelenwanderungsglaubens zu nehmen haben, ob die Seelenwanderung wirklich die letzte Ueberzeugung des Dichters, ob sie die in ihm zur Herrschaft gelangte Vorstellung ist. Im 38. Sonntag der „Balladen und Blumenlieder“ will ein kleines Lehrgedicht die ewige „Selbstverjüngung des Weltgeistes“ erklären: es findet, wie in anderem Zusammenhang schon erwähnt werden mußte, ihre Ursache in der ewigen Neugestaltung und Wiederbringung des Vergangenen, der ewigen Wiederverschlingung des Einstgewesenen mit neuem Gehalt. Die begleitende Betrachtung spricht von der Beständigkeit der

[1]) Vgl. oben S. 72.

Wiederkehr des Bestandenen als dem Schöpfungszweck, und ein nachfolgendes merkwürdiges Gedicht, „Wiederbringung" betitelt, enthält in seiner Mitte die bedeutsamen Strophen:

„Ist dein Blick noch nie hindurchgedrungen?
Hat dein Ohr die Kunde nie erlauscht,
Daß das Sein bei Alten wie bei Jungen
Stets und ewig nur die Hülle tauscht?

Daß das Leben, das da ging verloren,
Daß das Schöne, das man trug hinaus,
Nur in andren Formen, andren Thoren
Wieder eintritt in das Vaterhaus?

Daß die Wonnen, die dahingezogen,
Daß die Freuden, die vorbeigewallt,
Wohl vielleicht aufs Neue angeflogen
Sei'n in Blumen und in Laubgestalt?"

Sieht man solche Stellen auf ihren Gedankenkern an, so wird deutlich, daß von einer Wiederkehr der Seele oder doch der individuellen Seele nicht die Rede ist, sondern nur von einem ewigen Formwechsel des Seins. Die Seelenwanderung, strenge genommen, verlangt durchaus, daß ein Ich wiederkehrt; lassen aber Dichtungen oder Betrachtungen der eben genannten Art ein Ich ins Leben zurückkehren? Eigentlich nicht. So gibt denn auch der Katechismus Christian Wagners auf die Frage: „Was lehrt der Neue Glaube über das Leben nach dem Tode?" die Antwort: „Ein durch alle Ewigkeit gehendes unzählbares Wiederkehren. Auch nach der Zertrümmerung des jeweiligen Weltkörpers auf andern, neu erst werdenden Sternen." Fragen wir selbst nun weiter: Was kehrt

wieder? so fehlt die Antwort. Aber andere Stellen des „Neuen Glaubens“ und mehrere Dichtungen der „Sonntagsgänge“ wie der „Weihegeschenke“ geben uns die letzten Aufschlüsse.

Auf Frage 22 des „Neuen Glaubens“: „Ist es .... nicht schmerzlich, früher oder später doch ins Grab sinken zu müssen?“ wird uns geantwortet: „Nur ein winziger Teil des Selbst ist es, der ins Grab versenkt wird. Von dem weitaus größeren Teil ist der Mensch schon zuvor Zeuge glänzender Auferstehung gewesen.“ Wie das gemeint ist, offenbart uns das beigefügte zweistrophige Gedicht:

„Nicht des Menschen Bestes wird begraben,
Nur des müden Leibes schaler Rest
Schlummert in dem Grabe schwer und fest,
Um sich an der Ruhe satt zu laben.

Karge Reste darf das Grab nur haben.
Aber wonniglich im Laubgeäst
Wiegen in dem lauen Frühlingswest
Sich die Teile, die sich wegbegaben.“

Es sind Teile, die sich schon vor dem Tode des Körpers von diesem „wegbegeben“ haben, gemeint. Und im Folgenden werden wir des Weiteren belehrt, schon unser Kindesleib sei längst nicht mehr in uns enthalten. Er sei längst aus uns hinausgetreten und habe andere Daseinsformen angenommen, denen wir wahrscheinlich schon oft begegnet seien, ohne sie zu erkennen. „Jeder Herzschlag bröckelt ein Stück deines Wesens von dir ab, und jeder Atemzug baut wieder daran auf. — Du bist nicht mehr ganz derselbe, der du gestern, und gar nicht

mehr derselbe, der du vor Jahren warst." Wo aber sind nun die abgebröckelten Teile? Darauf antworten die Verse:

„Kannst du wissen, ob von deinem Hauche
Nicht Atome sind am Rosenstrauche?
Ob die Wonnen, die dahingezogen,
Nicht als Röslein wieder angeflogen?
Ob dein einstig Kindesatemholen
Dich nicht grüßt im Duft der Nachtviolen?"

Was nach Christian Wagners Anschauung wiederkehrt, sind also die Atome (das Wort im populären Sinne genommen), die Stoffteilchen. Das Wiederkehren oder die „Wiederbringung" aber bestimmt sich genauer als eine Neuverbindung, Neuballung dieser Stoffteilchen, welcher zufolge ein neues Lebewesen gestaltet wird und in Erscheinung tritt.

Unaufhörlich werden — dies ist die Meinung Christian Wagners — durch den „Stoffwechsel" oder die zur Erhaltung des körperlichen Lebens erforderlichen Vorgänge der Nahrungszufuhr und des Ersatzes der verbrauchten Stoffe, durch die mit dem „Stoffwechsel" verbundenen Ausatmungen, Ausdünstungen, Ausscheidungen Stoffteilchen des Körpers nach außen hin abgegeben und von der Natur zur Neubildung von Lebewesen verwendet; ein Stückchen meines Ich, meines Körpers kann demnach, neuorganisirt, in jener Pflanze, jenem grünen Laubgeäst oder Waldstrauch, jenem Tierwesen ein Bestandteilchen bilden. Ebenso aber wie mein gegenwärtiger Körper heute Stoffteilchen abgibt, die zur Bildung anderer Lebe-

wesen mitdienen, sind zu seinem eigenen Aufbau Stoffteilchen verwendet, die einst anderen, nun längst vergangenen Lebewesen zugehörten. Darum darf im „Neuen Glauben“[1]) von dem durch die Fluren wandelnden Braminen gesagt werden, ihm sei, als hätte in längst entschwundener Zeit, jenseits aller Rückerinnerung, ein zersplittertes Atom, ein Tausendstel seines Wesens „als Blumenblatt gezittert.“

Zugestandenermaßen sind diese Gedanken im Wesentlichen richtig, wenn auch die Anwendung, welche Christian Wagner vom Stoffwechsel und den als Stoffkreislauf des Näheren schon geschilderten physikalisch-chemischen Vorgängen macht, mitunter ins Abenteuerliche fällt und die Meinung, als sei der Körper nach dem Ablauf mehrerer Jahre ganz und „gar nicht mehr derselbe“ wie zuvor, als werde restlos jeder Teil des Körpers allmählich durch einen neuen ersetzt, eine Uebertreibung enthält. Wohl aber hilft die von uns ausgeatmete Kohlensäure dieses oder jenes Pflanzenblatt bilden, und wohl erfährt eine in der Erde geborgene Leiche insofern eine stoffliche Auferstehung, als Wurzeln der auf dem Grabe wachsenden Bäume oder Sträucher in die Tiefe dringen und aus den Verwesungsprodukten gewisse Stoffe als Nahrungsstoffe sich zuführen können. Daß Wagner der Umbildung, Umwandlung, Umgestaltung der Stoffteilchen im Einzelnen nicht nachgeht, daß er die Wege und Stationen, die hiebei in Mitte liegen, nicht aufzeigt, ist sein gutes dichterisches Recht, ist eine Freiheit, die wir auch ihm nicht verkümmern dürfen; wir werden

---

[1]) S. 66.

ihm auch ein examen rigorosum ersparen, wenn er, einer Lieblingsvorstellung nachhängend, den Braminen beim Anblick der Eisblumen an den gefrorenen Fensterscheiben erklären läßt, die aus dem brennenden Dochte der Lampe und dem Atem des Menschen stammende Kohle sei in diesen Krystallisationsgebilden zu ihrer Urform zurückgekehrt und die aus kohlenstoffhaltigen Niederschlägen entstandenen Eisblumen wiederholten die Formen des Pflanzenlebens, weil die Pflanze selbst ein Produkt der Kohle sei.[1]) Auffallend, für unsere naturwissenschaftliche Anschauung anstößig und für manchen Leser wohl ungeheuerlich ist es nur, daß Wagner in Rosen auch wiedergekehrte Freuden sieht, daß er im Duft der Nachtviolen oder in Blumen überhaupt nicht nur den Atem sondern auch die Gedanken verstorbener Kinder wiederfindet, daß er aus „Liedern" Fliedersträuße werden läßt, die Syringen als duftgewordene Pfingstchoräle betrachtet und fragt, ob nicht das einstige Scherzen und Lieben eines sangesfreudigen Jünglings in jenem Waldvögelein wiedererschienen sei.[2]) Hier scheint nun, für den der Wagnerschen Denkweise Fernstehenden ganz unzulässig, Nichtstoffliches aus Stofflichem hervorzugehen. Unter dem Gesichtspunkt der Poetik möchte Jemand meinen, manches Derartige als Tropus, als Synekdoche z. B., auffassen und entschuldigen zu sollen; es handelt sich aber bei den in Rede stehenden Aeußerungen unseres Dichters keineswegs um poetische oder rhetorische

---

[1]) Vgl. z. B. Wagner im 37. Sonntag des ersten Bändchens.

[2]) Vgl. neben andern einschlägigen Stellen insbesondere Sonntagsgänge I, 50 und Balladen und Blumenlieder S. 47.

Figuren sondern um seine gesammte Naturauffassung, um seine Weltanschauung, und die Frage ist, ob er dabei mit sich selbst in Uebereinstimmung bleibt. Und das wird sich behaupten lassen. Denn sobald man erwägt, daß nach der Ueberzeugung Chr. Wagners gerade mit dem Hauch eines Lebewesens, also eben auch im Singen, Stoffteilchen abgegeben werden, erscheint es ja wohl als möglich, daß diese Stoffteilchen zur Bildung einer Pflanze dienen, deren Duft durch seine Art oder Wirkung an die Besonderheit der Ausatmung eines Lebewesens erinnert. Wagner geht aber noch einen Schritt weiter: er ist geneigt, in der Form z. B. einer Blume die „Verbildlichung" eines Gedankens, die an ein neues Lebewesen geknüpfte Verkörperung der Wünsche, des Sehnens und Begehrens eines ehemaligen Lebewesens, das zur Bildung des neuen Stoffteilchen abgegeben hat, zu sehen, so daß z. B. eine Schmetterlingsblüte „zum Ausdruck einer vom Staub der Erde sich hinwegwünschenden Seele"[1]) wird und ein abgeschiedenes Seelisches, *weil* es in dieser Form einen Ausdruck seines Selbst findet, in ihr aufs Neue erscheint. Demgemäß denkt er sich denn auch das sehnsuchtsvoll süße Singen des Waldvogels und diesen Vogel selbst als hervorgegangen aus Wesensbestandteilen eines ehemaligen Jünglings, der in Liederklängen die Lust und das Leid seiner Seele ausströmte. Die Nüchternheit kann sagen: das ist ungezügelte Naturmystik; wessen Phantasieschifflein aber kühn genug ist, das Meer, das der Warmbronner Poet befahren hat,

---

[1]) Das Angeführte aus einem Brief Christian Wagners an mich vom 7. Juni 1894.

nach allen Richtungen zu durchkreuzen, ins Raumbegrenzte ihm nachsegelnd, der wird sich auch an diese Regionen bald gewöhnen. Ja, er wird finden, daß dergleichen Vorstellungen in der Entwicklungslinie des Wagnerschen Denkens liegen und daß sie aus dem Naturpantheismus, aus der einheitlichen Durchgeistigung der Natur, die der Warmbronner Dichter verkündigt, zu erklären sind. Die nämliche Auffassung der Einheitlichkeit des Alls der Welt ist es, die ihn treibt, auch auf andere Planeten organisches und beseeltes, dem irdischen und menschlichen analoges Leben sich auszumalen.

So darf denn Christian Wagner im zwölften Sonntag seiner „Balladen und Blumenlieder“, in einer Betrachtung, welche die Ueberschrift „Seligkeitswanderungen“ hat, auch die Fragen aussprechen: „Ist es nicht, als ob es eine doppelte Rückerinnerung gäbe? Eine Rückerinnerung noch weit hinter der Rückerinnerung? Eine Seligkeitserinnerung früheren Seins und Wonnegenießens? — Und warum sollte es diese Seligkeitserinnerungen nicht geben? Sind wir denn nicht Alle schon von Ewigkeit her dagewesen, ja bei so Vielem dabeigewesen, nur nicht in gegenwärtiger Form?“ Und er darf beifügen: „Was wird immer wieder das zeitweilige Ende des Gewordenen sein? Wohl nur dieses: Wann das Gewordene sich des Wiederwerdens unwürdig oder des Nimmerwerdens würdig gemacht hat, nicht mehr fähig ist, das Angenehme des Lebens festzuhalten und kosten zu können. — Doch nicht abgegrenzt auf unsere Erde alleine ist das Werden und das Vergehen all ihres Lebendigen. Denn so sie erstarrt ist einst und zerbröckelt einst und zerstäubt einst, so ist dennoch alles noch da und

nicht das Kleinste von ihr verloren. Und die Bröcklein und Stäublein bilden im Laufe der Jahrmillionen, mit andern zusammengesellt, wieder andere Welten, und das Werden und Vergehen beginnt von Neuem oder ist schon da. — Und wer kann es wissen, welches Maß von Seligkeit, welches Verklärt werden dieser im Erdenleib Gestorbenen, nun Auferstandenen wartet?

Tausendmale werd' ich schlafen gehen,
Wandrer ich, so müd und lebenssatt;
Tausendmale werd' ich auferstehen,
Ich Verklärter in der selgen Stadt.

Tausendmale werd' Vergessen trinken,
Wandrer ich, an des Vergessens Strom;
Tausendmale werd' ich niedersinken,
Ich Verklärter in dem selgen Dom.

Tausendmale werd' ich von der Erden
Abschied nehmen durch das finstre Thor;
Tausendmale werd' ich selig werden,
Ich Verklärter in dem selgen Chor."

Das klingt nun stellenweise fast christlich. Aber es ist ganz und gar nicht im Sinne der Kirche gemeint. Denn diese „millionenfache, zwischen hinein glorreiche Auferstehung", die auch die Antwort auf Frage 66 des „Neuen Glaubens" als Trost für den Gedanken des Insgrabsinkenmüssens preist, ist eine Auferstehung d. h. eine zu neuem Leben führende Verbindung der wandernden Atome, der Stoffteilchen. Von Seligkeitsempfindungen aber könnte bei diesen Stoffteilchen nicht gesprochen werden, wenn nicht vorausgesetzt wäre, daß sie ursprünglich beseelt sind oder daß durch eine bestimmte Art ihrer Verbindung

und Neuverbindung die in ihnen schlummernde Beseeltheit erweckt wird. Und somit denkt sich Christian Wagner seine Atome als beseelt, und seines Glaubens letztes Geheimniß ist der ewige Formwechsel des allbeseelten Seins.

Auf diese Annahme führen auch Stellen des „Neuen Glaubens". In der Antwort zu Frage 20 wird der Mensch als eine „größere Anhäufung des Lebens" bezeichnet, in der Antwort zu Frage 21 wird hinzugesetzt, Jahrmillionen hindurch hätten sich die Atome eines Menschenleibes, gebunden an Fels und Stein, an Wind und Wellen „gesehnt", dereinstmals zu solcher Gottähnlichkeit zu gelangen; es sei schon ein Glücksloos, armselige Flechte oder Grashalm geworden zu sein, eine noch viel seltenere Lebensanhäufung, eine noch viel höhere Glücksnummer aber sei die Zusammenfassung zu einem Menschenleibe: „siehe wohl zu", mahnt der Dichter den Unglücklichen, der den Selbstmord wählen möchte, „ob deinen Atomen zum zweitenmal eine solche Wiederkehr", eine solche Erlösung aus Geringwertigkeit, Zerstreuung und Zerflatterung „gestattet werden wird!" Ein Empfinden der Geringwertigkeit eines Zustandes, ein „Sehnen" nach Erlösung aus ihm, nach Erhöhung könnte den Atomen nicht zugeschrieben werden, wenn sie nicht als beseelt gedacht wären.

Nunmehr sind uns auch die Gedichte, in denen sich Christian Wagner den Gedanken an sein eigenes der Natur entstammtes und in die Natur zurückfließendes Sein hingibt, nicht mehr dunkel. Er stellt sich vor, daß Stoffteilchen, welche sein Körper im Verlaufe der Kindheit, der Jugend an die Natur abgegeben hat, zu Faltern, zu

Rosenranken, zu Blumensonnen geworden sind, daß sie zum Wachstum dieser organischen Gebilde mitgedient haben; indem er, durch den Wald wandelnd, ihrer gewahr wird, begegnen die Träume, die Freuden seiner entschwundenen Jugend in ihnen ihm wieder, erleben Teile seines eigenen Wesens eine Verjüngung, eine Auferstehung. Erhöht, zum Menschendasein erhöht aber besteht die Atomvereinigung, die des Dichters Ich bildet, noch immer, und er ist sich dessen freudig bewußt, während die von ihm abgesplitterten, nun in „Auseinanderfaltung" existirenden Teilchen den in der „geschlossenen Haltung" eines Menschenleibes, eines Menschen-Ichs verbliebenen ehemaligen Genossen ihren Gruß bieten. So lautet das schöne, seines philosophischen Gehaltes ungeachtet lyrisch-stimmungsvolle Gedicht, das „Wiederverjüngung" betitelt ist und die „Weihegeschenke" beschließt, folgendermaßen:

„Einsam wandelt durch den Wald ein Alter,
Um ihn schweben blau und goldne Falter:

Einst'ger Träume himmlisches Verjüngen
Schaut er hier in diesen Schmetterlingen.

Einst'ger Jugend selige Gedanken
Grüßen ihn aus diesen Rosenranken.

Einst'ger Kindheit unschuldvolle Wonnen
Winken ihm aus diesen Blumensonnen.

Seines Eignen freud'ger Auferstehung
Schaut er zu von seiner Menscherhöhung.

Und ihn selber als geschloss'ne Haltung
Grüßt sein Einst als Auseinanderfaltung."

Dabei beglückt ihn, dem die geliebte Gattin gestorben

ist, der Gedanke, daß eine Art von Wiederverbindung mit ihr schon jetzt möglich sei, schon jetzt stattfinde. Das Gedicht „Wiedereinung"[1]) beginnt:

„Alle Teile, die von mir sich trennen,
Ein Bestreben, einen Wunsch nur kennen:

Sich aufs neue wieder nun zu einen
Mit der Hingeschiednen, mit der Reinen.

Daß gefunden sich, daß sich getroffen
Die Atome wieder, darf ich hoffen".

Und nun führen, gemäß einer Vorstellungsweise, welche uns bereits vertraut geworden ist, die nächstfolgenden Verse aus, vielleicht umschwebten Teilchen seines Ichs als Falter jene (aus Stoffteilchen der Abgeschiedenen gewordene) Blume, vielleicht hätten ihrer beider Teilchen als zwei Waldvögelein sich wiedervermählt, vielleicht sei das Geranke jener grünen Laube aus Bestandteilchen ihrer beider zusammengewachsen.

Aber auch die Frage, was denn nach dem Ablauf des gegenwärtigen Lebens das Schicksal der jetzt zu seinem Menschen-Ich gesammelten Atome, das Schicksal seines jetzigen Ich sein möge, beschäftigt den Dichter. Er gibt dem Wunsche Ausdruck — und ist der Erfüllung dieses Wunsches gewiß — die „abgegriffene und verblaßte Münze" seines alternden Seins wieder einmal umtauschen zu dürfen „gegen eine andere von neuem und blankem Gepräge", er möchte in die „Paradiesesflur" der Kindheit zurückkehren und seinem neuentstandenen Jugendbild wieder

[1]) Weihegeschenke S. 108.

begegnen. Er verhehlt sich aber auch nicht, daß der Gedanke einer Wiederauferstehung der Teilchen von schmerzlichen Empfindungen nicht frei sei, nicht nur weil im Leben Elend und Qual die Wonne und Seligkeit hundertfach überwiege, sondern auch deßhalb, weil ungewiß sei, ob die zukünftige Verbindung der aus einem Menschenleib abgeschiedenen Stoffteilchen nicht ein Wesen geringerer, niedrigerer Art abgebe, ob, um in einem von Wagner gebrauchten Bilde zu sprechen, aus dem stolzen Silberthaler durch Umschmelzung nicht Bettlerkreuzerlein würden. Darum richtet er an das „selige Licht“ die „flehende Bitte“, es möge ihm, wenn er todt sei, sein Wesen nicht zu Werktagsschlacken zerbröckeln“, sondern:

„Zu duft'gen Blumen in dem Lenzgefild
Und zu der Rosen hohem Schönheitsbild

Und zu der Lieder sel'gen Melodien,
Schallwellen, die durch Menschenseelen ziehn

Und sie erheben in der Andacht Dom,
Wollst du verwenden jedes Staubatom!“[1])

Und schon scheint ihm für die Erfüllung dieses Wunsches Gewähr geleistet, Bürgschaft geboten zu sein: indem er, ein Alternder, Müder, Heimwehkranker, durch den Hain geht, im Gnadenschein frommer Blumenaugen Tröstung zu finden, schauen ihn große weiße Anemonen-Sterne an, und er sieht im Glanze dieser „Hochverklärten“ seines Zukunftsleibes strahlendes Gebilde.[2])

---

[1]) Balladen und Blumenlieder, S. 48.
[2]) Weihegeschenke S. 103.

Freilich, ein sicheres Erkennen jener in dem Gedicht „Wiederverjüngung“ ausgesprochenen Auferstehung, ein sicheres Wiedererkennen der während des Lebensprozesses aus dem Körper entweichenden und zu neuen Gebilden sich zusammenfindenden Teilchen ist uns, wie Chr. Wagner selbst sich gestehen muß, ebensosehr versagt wie ein sicheres Wissen der Form und Art, in der sich nach unsrem Tode die Stoffteilchen unseres Leibes oder eine Anzahl derselben wiedervereinigen, um als lebendiges Ganzes „wiederzukehren“. Desgleichen ist uns ein sicheres Erkennen der „Auferstehung“ Anderer, der Auferstehung Gestorbener, die wir miterleben, versagt, und das Gedicht „Wiedereinung“, das den Drang und die Hoffnung ausspricht, mittelst neuer Atomverbindungen eine Wiedervermählung mit der gestorbenen Geliebten zu erreichen, schließt ebendarum mit der Klage:

> „Schmerzlich nur, daß ewig bleibt verhüllet
> Jeglich Schauen, das die Sehnsucht stillet.
>
> Traurig wohl, daß ewig uns verschlossen
> Bleibt Erkennen unsrer Ichgenossen.“

Indessen lauten die Aeußerungen des Dichters, der auf dieses Erkennen oder Nichterkennen an vielen Stellen zu sprechen kommt, verschieden: je nach der Gemütsstimmung, in der er selbst sich befindet, ist seine innere Ueberzeugung oder der Glaube, daß ihm das Verlorene oder Gesuchte in diesem oder jenem neuen Lebewesen wiederbegegne, bald stärker, bald schwächer, und ebenso gilt ihm bei Andern der Grad des Erkennens, der ja schon von einer besonderen individuellen Befähigung

abhängig ist, als schwankend. Wer ein „Sonntagskind“ ist, wird nach der Volksvorstellung, die mit diesem Begriffe sich verbindet, von der Natur, den Naturmächten mehr geliebt, mehr begnadet als gewöhnliche Sterbliche, ist der Natur vertrauter, darf in ihr geheimnißvolles Wesen tiefere Blicke thun; so ist bei dem „Sonntagskind“ auch das Empfinden, als ob Veilchen, Schmetterlinge und Vöglein als alte Bekannte ihm Grüße zuwinkten, als ob sie absichtlich sich um es schaarten und freundlich neckend auf sein „thörichtes Fragen“ und Zweifeln ihm bestätigend antworteten, besonders lebendig.[1]) Hinwiederum schilt den Dichter, der sein gestorbenes Liebchen im Grünen sucht, ein am Feldrain sitzender Fremder: wie doch die Menschen mit sehenden Augen so blind seien und ob er denn nicht gewahre, daß die Vermißte dort am Hag als Waldrose mit leuchtenden Augen ihn grüße?[2]) Aber „allerdings wird der Schlüssel zu diesem Erkennen kaum gefunden werden“, setzt der „Neue Glaube“ hinzu[3]): „Dein Kindesleib ist nicht mehr in dir enthalten. Er ist längst aus dir hinausgetreten und hat andere Daseinsformen angenommen, denen du wahrscheinlich schon oft begegnet bist, die du jedoch, wie wohl begreiflich, nicht erkannt hast.“ So bleibt es denn während der Begegnungen mit andern Lebewesen bei dem Ahnen eines Zusammenhanges mit dem eigenen Selbst oder mit abgeschiedenen Lieben, bei einem Vielleicht, bei der Frageformel: „Kannst

[1]) Vgl. „Wanderungen des Sonntagskindes“ im 12. Sonntag der „Balladen und Blumenlieder“.

[2]) Neuer Glaube, S. 17.

[3]) Ebenda, S. 18.

du wissen", ob nicht Teilchen deines Selbst, deines Hauches in diesem oder jenem pflanzlichen oder tierischen Individuum Haft und Gestalt gewonnen haben? Begegnungen finden statt, aber:

„Du weißt es gar nicht, welche nahe Hand
Dich oftmals segnet,
Du weißt es gar nicht, wie oft ist verwandt,
Was dir begegnet".[1])

Das ahnungsvoll erregte Gefühl glaubt der Nähe des gestorbenen Liebchens, der gestorbenen Mutter gewiß zu sein, aber die Augen des Suchenden sind „wie mit Spinnweben überzogen"[2]), so daß er nicht deutlich sehen kann, und andrerseits verweigern die Dinge dem Zweifler die Antwort und verweisen ihn auf sein Ahnungsgefühl:

„Wenn du selbst die Lösung kannst nicht finden,
Schweigen wir gegenüber dir, dem Blinden!

Wenn du selber uns nicht magst erkennen,
Brauchen wir uns auch nicht selbst zu nennen!"[3])

Denn nicht anders geht es ja auch mit der Erinnerung an frühere, vor unsrer letzten Geburt durchlebte Zustände, an Existenzformen, zu denen auf Grund der Seelenwanderung eine Beziehung zu unsrem heutigen Sein waltet: dunkel glaubt sich der Dichter solcher vergangenen Zeiten zu erinnern, aber ihm schwindelt, und auf ein sicheres Erkennen verzichtet sein Geständnis: „Zu schwer, All-

[1]) Balladen und Blumenlieder, S. 56. Vgl. „Neuer Glaube" S. 18 unten.

[2]) Balladen und Blumenlieder, S. 8.

[3]) Ebenda, S. 63.

wissender, ist mir der Faden."[1]) Nur in glücklicher Stunde, in Stunden der Erweckung, blitzt ihm auch hier ein bestimmteres Empfinden auf: er sieht am Bach neben einander das Wiesengeranium, das Blutkraut und das Hildhaar stehen und ist, kraft seiner „Kunde des früheren Seins und der Kunde des göttlichen Amtes", das in ihm fortlebt, gewiß, daß die 3 Bachnymphen, die ihn einst als Richter über ihre Schönheit erwählt haben, in den 3 Blumen ins Leben wiedergekehrt sind.[2]) Während er aber in diesem Falle der bevorzugten Blume, dem Hildhaar, sagen muß, welches Looses sie vordem sich erfreute, ist es ein anderes Mal[3]) die Blume selbst, die Waldlilie, die sich ihm als Genovefa zu erkennen gibt und ihm die daneben stehende Karthäusernelke als ihr Söhnlein, ihr Schmerzenskind, bezeichnet. Wo er als „Märchenerzähler" die Pflanzenwelt deutet, ist es ja gerade sein Beruf und Vermögen, entschwundenes menschliches Leben in Blumen und Gewächsen wiederverkörpert zu sehen; aber sofern nicht bestimmte Eigenschaften und Eigentümlichkeiten des pflanzlichen Wesens ihn wie mit Notwendigkeit und augenblicklich an bestimmte menschliche Personen und Geschicke erinnern, kann es auch hier geschehen, daß ihn schwankende Meinung anwandelt, und erst spät erkennt er in der Syringe, die ihm zuvor als ein „duftgewordener Pfingstchoral" gegolten hat, die persische, aus den Lauben von Teheran ins Land der Giaurs herübergekommene Schöne.[4])

---

[1]) Weihegeschenke: Vergebliches Rückerinnern, S. 22—23.

[2]) Ebenda, S. 38—39.

[3]) Balladen und Blumenlieder, 22. Sonntag.

[4]) Vgl. Sonntagsgänge I, 50.

Daß es nach Chr. Wagners Ueberzeugung eine sittliche Einrichtung ist, um derentwillen Unsicherheit im Wiedererkennen der von uns geschiedenen und in neuer Gestalt wieder ins Leben gekehrten Lieben besteht, sei vorläufig nur angedeutet: die letzte Strophe des Gedichtes „Wiederbringung" erläutert, ein Erkennen sei verwehrt, damit der Mensch das schmerzlich Verlorene im ganzen Umkreis des Lebendigen suche und sonach nicht nur einzelnen sondern allen Wesen liebewillig begegne:

„Darum nur sollst du es nicht erkennen,
Dein Verlornes, in dem bunten Spiel,
Daß du Alles mögst das Deine nennen,
Statt des Wen'gen lieben künftig Viel.[1])

Bevor einige kritische Bemerkungen über Chr. Wagners Glauben an eine ewige Wiederkehr oder Auferstehung des Lebendigen gesagt werden sollen, möchte ich eine zur Zeit noch nicht gedruckte Dichtung, in die mir der Verfasser Einblick gewährt hat, zur Sprache bringen; denn der Gedanke des ewigen Gestaltenwechsels der Wesen findet in ihr abermals und in eigenartiger Weise Ausdruck. Ich meine „Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben."[2]) Es ist hier der Dichter selbst und seine Frau, die uns in mancherlei Verwandlungen begegnen: in neuer irdischer Existenz tritt die Gestorbene dem hinterbliebenen Gatten vor Augen, und in fernen Welträumen finden sie sich und erkennen, obwohl beiderseits neu ge-

[1]) Balladen und Blumenlieder, S. 136.

[2]) Vgl. oben S. 18. „Oswald und Klara" wird zusammen mit den „Herbstblumen" unter dem Haupttitel „Neue Dichtungen" erscheinen.

staltet, einander wieder; Längstvergangenes wie Zukünftiges, vom Heute durch Jahrtausende, durch Jahrmillionen Getrenntes, wird enthüllt. Dabei entwirft die Imagination, einzelne astronomische Beobachtungen oder Hypothesen benützend, phantastische Gemälde vom Leben auf den Mond, auf dem Mars, auf andren Gestirnen, Gemälde von untergehenden wie von werdenden Welten. Die Dichtung ist von der kühnsten Phantasie getragen, und will es auch mitunter scheinen, als ob Wiederholungen sie eintönig machten, so verdrängt die Großartigkeit der Vorstellungen diesen Eindruck doch wieder, und daß das Thema eine längere Reihe von Variationen verlangt, wenn die Inhaltsfülle des Grundmotives erwiesen werden soll, ist ja einzuräumen. Im Uebrigen ein öffentliches Urteil über „Oswald und Klara" heute schon aussprechen zu wollen, hielte ich für unbescheiden und um so mehr für verfrüht, als das Ganze wohl noch eine Ueberarbeitung erfahren wird und einiges mit dem Wirklichen allzu willkürlich Umspringende zu einer Ausscheidung bestimmt werden dürfte; an ein paar Beispielen den Inhalt dieser Dichtung aber deutlich zu machen, dient unserer Untersuchung, und so möge zunächst ein höchst origineller und wohl jedes Lesers Seele bewegender Einfall Christian Wagners angeführt sein. Wir wissen, daß es Fixsterne oder Sonnen und ganze Sternenheere gibt, deren Entfernung von unserem Sonnensystem, unserer Erde eine so ungeheure ist, daß das von ihnen ausstrahlende Licht Jahrhunderte, Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen; es ist also möglich, daß das Licht eines Sternes, der sich inzwischen verdunkelt oder eine Zerstörung erlitten hat, unser Auge

trifft. Diese physikalische Thatsache muß man sich vergegenwärtigen, um einer Phantasie des Dichters, der er in „Oswald und Klara“ Raum gibt, eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. Chr. Wagner stellt sich nämlich vor, daß, so wie das Licht von irgend einem Weltkörper in den fernen Weltraum ausstrahle, auch Bilder, Lichtbilder gewissermaßen, des auf irgend einem Planeten-Schauplatz sich abspielenden Lebens in den Weltraum hinaus projicirt und dort irgendwo wahrgenommen werden, während der Schauplatz selbst, dem sie ihren Ursprung verdanken, schon nicht mehr besteht. Demnach verstehen wir den Abschnitt der Dichtung, der uns mit der Ueberschrift „Wieder ein Stück Ewigkeitsleben“ das Folgende vorführt:

„So wie wir sitzen beisammen zu dreien oder zu vier,
So sind wir gesessen vor Zeiten unzählige Male schon hier,
So werden wir sitzen in Zukunft wohl noch unzählige Mal,
Und ist es nicht drunten auf Erden, ist's droben im Sternensaal.“

Ja, wir saßen zusammen zu dreien oder zu vier, aber wir waren keine Menschen mehr. Doch menschenähnlich, etwa so wie man sich selige Götter vorstellt. Auch waren wir in der That Selige und ergingen uns in einem schönen, luftigen Saale mit blauer Decke, besäet mit silbernen Sternen. Ja, wir tranken auch Etwas, das ein alter Grieche wohl Nektar genannt haben würde. Ein duftiges Getränk, das frisch vom Baum hinweg in den gleichen Kannen hereingetragen wurde, in denen es gewachsen. Aus jedem Blattwinkel hingen ihrer zwei oder drei herunter. Dieser Baum hatte purpurrote, jener blaue oder goldfarbene. Ebenso war auch der Nektar in den-

selben. — Ja, wir sprachen und tranken und erzählten uns Mancherlei. Mehrere der Gäste, worunter auch Klara, waren bei der abendlichen Kühle in den Garten hinausgegangen. Plötzlich rief sie mich hinaus. Tiefbewegt, wie sie war, zeigte sie nach der Erde. Wunderbar deuchte michs, daß ich so scharfe Augen hatte. Unzählige Weltkörper funkelten näher oder ferner, aber da war keiner, auf dem ich nicht — irdisch gesprochen, jedes Räuplein am Zweig, jeden Sperling auf dem Ast hätte sehen können."

„Sieh dort! Das ist die Erde, und dort, dort zwischen den zwei Wäldchen unser Heimatsort! — Ja, ich sah es ganz deutlich: Es war ein schöner Morgen im März, der Wald noch kahl, aber die Felder schon ziemlich abgetrocknet, manche frisch beackert. — Auf dem Fußpfad, der über die Wiesen in das Dorf hineinführt, schritt ein junger Mann, — ich, ich selbst als glücklicher Bräutigam. — Ja, das war das kleine Haus des Schwiegervaters dicht am Bache. — Dann, nach einer Weile kam aus demselben heraus ein ländlicher Hochzeitszug. Vorne eine Schaar von Kindern, dann die Schwestern der Braut, dann sie, sie selber. — Gott! Wie schön war sie! — Ja, ich trug den Tuchrock, den mir der Schneider grob gemacht hatte. An meiner Seite sie, die süße, unvergleichliche Klara. — Dann kamen die Brüder der Braut und sonst Verwandte. Der Zug bewegte sich nach der Kirche. Warten wir, bis er wieder herauskommt, sagte Klara. — Ja, endlich kam er heraus, und bewegte sich nach ländlicher Sitte langsam gasseentlang zum Gasthaus „Zur Traube." Gott! das waren wir selbst in früherer

Gestalt, und das war sie! — — Lange sahen wir einander an und konnten vor Ueberwallung der Gefühle kein Wort sprechen. Sie drückte mir stumm die Hand und sagte erklärend:

„Jegliches Geschehnis im Weltraum ist nach Tausenden von Jahren noch wahrzunehmen, und zwar immer hinaus in weitere Ferne, wenn auch der Schauplatz, auf dem es sich abgespielt, längst nicht mehr ist. — Es traf sich gut, daß bei dem bestehenden Abstand von der Erde das Lichtbild von ihr oszillirend gerade heute dies Geschehnis zeigte.“ —

„Noch einmal schauten wir hinauf, aber wir sahen nichts mehr. Es wird die Zeit sein, da wir uns im Tanzsaale aufhielten, sagte Klara. —“

„Wie wohl uns ist! Wahrhaftig: Unser heutiger Wirt hat Recht:

Dieses Uebermaß von Lebenswonnen
Hättest du, der armen Erde Kind,
Arm an Sinnen, fühllos, taub und blind,
Nicht in Träumen Himmeln angesonnen!“ — —

Aber noch eine andere Unsterblichkeitsanschauung geht den von der Sternenwelt in die Vergangenheit zurückblickenden Liebenden auf. Sie sehen, als sie auf einer Aetherfahrt sich wieder einmal begegnen, nach einem fernen Himmelskörper. „Sieh! Sieh!“, ruft Klara ihrem Oswald zu, „dort ist die Erde! — dort, zwischen den zwei Wäldchen unser Heimatsort!“ Oswald blickt nach der Richtung und erkennt einen das Thal hinab fahrenden Leiterwagen: „Ich sah meinen Vater und meine Mutter. Ich sah mich selber mit einem Stück Kuchen in der Hand,

mich Büblein von sieben Jahren. — Ja, das ging zur Hochzeit von deinen Eltern, zu der die meinigen auch geladen waren. Ich sah deutlich den Rosmarinstengel am Rock des Bräutigams und das Myrtenkränzlein im blonden Haar der Braut. — Das war mein Vater, und das war meine Mutter! sagte Klara. Sie sagte es in einem Tone, in dem seltsame Wehmut, tiefes Heimweh und hohe Freudigkeit wunderbar mit einander vermischt klangen. — Wie viel Erdenjahre mögen seither verstrichen sein, fragte sie nach einer langen Minute wie geistabwesend. — Das ist schwer zu sagen, liebe Klara. — Vorerst wäre zu fragen, ob die Erde je noch besteht? Glaube kaum. — Aber das Lichtbild jeglichen Geschehnisses ist festgenagelt in den unendlichen Himmelsräumen auf ewige Zeiten. — Wieder und wieder sahen wir hin, dann sagten wir beide wie aus einem Munde, zuerst Klara: Und weißt du, Oswald, daß das unsere Erde doch nicht ganz ist. Auch ich habe es anfänglich geglaubt wegen der übergroßen Aehnlichkeit des Landschaftsbildes, der Brautleute, sowie der übrigen Hochzeitsgäste, die ich alle sofort erkannt habe. Allein bei schärferem Hinschauen ergaben sich doch einige kleine Unterschiede, namentlich in Hinsicht der Vegetation. — Da würde sich ja schließen lassen, daß wir so zwischenhinein auf verschiedenen, immer wieder anderen, aber durchaus ähnlichen Planeten, von verschiedenen aber durchaus einander ähnlichen Müttern, auch unter ähnlichen Verhältnissen immer neu geboren würden und daß sich unser Lebensgang so ziemlich wieder in nämlicher Bahn abspiele. — Ja, wer kann es wissen, wie oft unser damaliges Erden-

dasein sich schon wiederholt hat? Noch wiederholen wird? — —.“

Hiernach sähe ich also mein Ich abermals wieder, aber nicht dasjenige Ich, das ich einstmals auf Erden war, sondern ich sähe das im Verlaufe von ungeheuren Zeiträumen in meinem Gesichtskreis anlangende Lichtbild einer von mir auf irgend einem andern Planeten durchlebten und meinem ehemaligen Zustand auf der Erde ähnlichen Existenz. Man wird gestehen müssen: eine kühnere, eine grandiosere Verwertung des Seelenwanderungsgedankens ist noch von keines Menschen Hirn ausgesonnen worden. Daß für eine Phantasie, welche in so michelangelesken Zügen arbeitet, für eine Phantasie, der unser Sonnensystem sammt seinem ganzen zeitlichen Verlauf nicht Raum genug zum Schweifen bietet, Jahresmilliarden wie Jahre sind, ist ebenso selbstverständlich, als daß wir auf diesen Ewigkeitswanderungen Wesen begegnen, die sich einer reichlicheren Ausstattung als der auf 5 Sinne beschränkten erfreuen, oder Wesen „von unsagbarer Schönheit und Hoheit“, von „fast ewiger Lebensdauer bei seligem Fastnichtsbedürfen,“ Wesen, denen zu sagen vergönnt ist:

„Vor tausend Jahren aßen wir zu Morgen,
Auf tausend Jahre sind wir noch geborgen.“

In anderen Abschnitten schildert uns „Oswald und Klara,“ wie der Dichter seiner Geliebten, seiner Frau, da sie ehemals eine blaue Blume war, als ein mit dem Pfauenauge geschmückter Falter genaht ist, wie sie in Gestalt einer weinschenkenden Kellnerin ihm entgegentritt und er ihr, ohne zu wissen, daß sie keine andere als

Klara ist, jugendlich-feurig den Hof macht, wie sie oder ein Teil von ihr als kleines, reisigtragendes Mägdlein unversehens vor ihm her geht und wie er als Jüngling, als Harfner hundert Jahre nach seinem Tode in sein Haus zu Warmbronn zurückkehrt und sein eigenes Bild, das Bild eines gealterten Mannes, dort an der Wand findet. Am Schlusse des Werkes erinnert sich ein Gedicht an schmerzlich erlebte Wirklichkeiten: es spricht von Klara als der letzten der Klarissinnen (da das Spital zu Leonberg, in welchem Wagners Frau starb, ehemals ein Klarissinnenkloster war). Die Vorstellung des Sanften, Reinen, Trauernden und Friedlichen verknüpft sich für Chr. Wagner mit dem Namen Klarissin, der ja den Orden der heiligen Klara bezeichnet, schon in seinen frühesten „Sonntagsgängen"; sie erzählen uns[1]) in einem schönen, zarten Gedicht von der Verwandlung zweier Klarissinnen in eine Nachtviole und eine Nachtigall.

Wir haben dem Dichter seither das Wort gelassen, wir tauchten mit ihm in seine Gedankenwelt; nun aber wird es am Ort sein, das Facit der Betrachtung zu ziehen, die Vorstellungen, in denen sich Chr. Wagner bewegt, vergleichend gegen einander zu halten und sie auf ihren inneren Zusammenhang zu prüfen. Unsere Untersuchung hat aufgezeigt, daß sich in den „Sonntagsgängen," den „Weihegeschenken" und dem „Neuen Glauben" einige, jedoch nicht viele Gedichte finden, denen die Vorstellung der Metempsychose ausgesprochenermaßen zu Grunde liegt; daß in einer Reihe anderer Gedichte die Vorstellung der

[1]) I, 54—55.

Seelenwanderung nur das dichterische Motiv abzugeben scheint, ohne daß eine dogmatische Behauptung, eine Lehrmeinung damit ausgesprochen wäre; daß wieder in andern, jedoch verhältnismäßig wenigen Gedichten ein Vergleichen an Stelle des Identifizirens zweier Lebewesen tritt, daß endlich die Ausgestaltung, welche der Seelenwanderungsgedanke bei Chr. Wagner erfährt, mitunter nicht schulgerecht, nicht der echten Ueberlieferung dieser Lehre gemäß ist. Daneben aber und den Gedanken der Seelenwanderung anscheinend verdrängend begegnet uns in den „Sonntagsgängen," in den „Weihegeschenken" und im „Neuen Glauben" die Vorstellung beseelter Stoffteilchen oder Atome und im Zusammenhang mit ihr der Glaube an die Neuentstehung von Lebewesen durch Neuverbindung dieser Stoffteilchen oder der Glaube an den ewigen Gestaltenwechsel des allbeseelten Seins.

Beide Vorstellungen, die Seelenwanderung und die durch Neuverbindung von freigewordenen Stoffteilchen herbeigeführte Neuentstehung von Lebewesen, sind mit einander nicht vereinbar; sie schließen sich vielmehr aus. Denn der Lehre der Seelenwanderung gemäß tritt „die Seele," welche als ein besonderes Wesen die innere oder geistige Einheit des Individuums darstellt, nach dem Tode des Körpers, den sie bewohnte, in einen neuen Leib ein, und hiemit behauptet das Individuum durch mehrere, durch wiederholte Existenzen hindurch sein Ich, seine Identität, oder behauptet sie doch angeblich. Nach jener zweiten Vorstellung aber treten Stoffteilchen oder „Atome", die sich von einem noch lebenden Körper abgelöst haben oder aus dem Zerfall eines toten Körpers stammen, zu einem

neuen Organismus zusammen oder gliedern einem andern Organismus sich an. Der Tod des die Stoffteilchen abgebenden Körpers ist zu dieser Art von Wiederbelebung also nicht notwendig, und hierin liegt der eine wesentliche Unterschied. Der andere nicht minder wesentliche aber liegt darin, daß nicht ein Ich, nicht irgend eine die innere Einheit des anderen oder früheren Lebewesens bildende Psyche in einen neuen Leib übertritt, sondern daß im günstigsten Falle eine dem andern oder früheren Lebewesen „gleichwertige“ Gruppirung der Atome entsteht.

Nun lassen die Gedichte Chr. Wagners freilich ein durch neue Atomgruppirung entstandenes Lebewesen sein früheres Ich „grüßen,“ lassen ein früheres oder anderes (daneben noch bestehendes) Ich in ihm sich wiedererkennen, sich ahnen; eine solche Annahme ist aber haltlos, ist ein Spielen mit dem Ichgedanken. Denn die Neuballung von Stoffteilchen ist als solche nichts als ein stofflicher Vorgang, und auch wenn die einzelnen Stoffteilchen oder „Atome“ als beseelt, als mit Empfindung begabt gedacht werden, bleibt es unfaßlich, wie aus ihrer Vereinigung, ihrem successiven Zusammentreten etwas, was als Seele, Ich, Ichbewußtsein, zentrales Bewußtsein des aus der Vereinigung gebildeten Ganzen gelten könnte, entstehen soll. Nur eine Psychologie, welche das Leben als Mechanismus auffassen und in der groben und gedankenlosen Weise der Materialisten mit dem Ichbewußtsein sich abfinden wollte, vermöchte anzunehmen, daß die äußerliche Summirung irgendwelcher Stoffteilchen sammt den lokalen Empfindungsreizen, welche diese etwa auf einander ausüben, eine seelische Einheit oder „die Seele“ abgibt. Nach Chr. Wagners dichterischen

Aeußerungen bilden die Stoffteilchen, im Menschen sich zusammenfindend, eine größere „Anhäufung von Leben.“ Diese Lebensanhäufung ist in Wahrheit aber nichts als die eines Korallenstocks, einer Kolonie von Korallen- oder Polypenzellen; das physische Wachstum eines solchen Ganzen wird durch äußere Einflüsse wie auch durch die Lebensthätigkeit der Einzelzellen bestimmt, aber ein Gesammtbewußtsein von sich selbst, ein Ichgefühl wird dem Korallenstock Niemand zuschreiben. Mit der Organisation des pflanzlichen Körpers ist es ja ähnlich. Chr. Wagner denkt sich seine Stoffteilchen mit Sympathien und Antipathien ausgestattet. Was sich dabei ergäbe, entspräche der chemischen Anziehung (Affinität) und Abstoßung, aber es wäre, auch wenn man dieses Verhalten als ein seelisches nehmen wollte, immer nur ein Wirken von Atom auf Atom; ein gewolltes, bewußtes Sichzusammenschließen vieler Atome zu einem Ganzen, das als solches einen Zweck hat, ließe sich daraus nicht erklären. Ein Haufe könnte so entstehen, nicht aber ein Ganzes, das ein Individuum ist; und also ergibt sich hiebei kein Ich und gäbe es kein „Grüßen“ von einem Ich zu einem andern oder Doppel-Ich.

Für die Annahme einer Beseeltheit alles Stofflichen, eines Ausgestattetseins desselben mit Empfindung, könnte sich Chr. Wagner auf den Vorgang der Hylozoisten berufen; er könnte auch an die das All durchdringende und belebende „Weltseele“ pantheistischer Philosophen erinnern wollen. Aber eine Rechtfertigung fände sein Ichbegriff weder durch die eine noch die andere dieser Instanzen. Denn Empfinden ist nicht dasselbe wie Vorstellen, reflek-

tives Sichvorstellen, und wollte man auch die „Beseeltheit“ der Körperwelt auf Stofflichkeiten, die ohne Gehirn und Nervensystem sind, ausdehnen, so würde man doch immer genötigt sein, sich diese Beseeltheit als ihrem Grade nach verschieden, als von der physischen Beschaffenheit und Organisation eines Stoffkomplexes abhängig zu denken. So wenig man von einem Infusorium verlangen kann, daß es die Einsicht, den Intellekt und das Weltbild eines Elephantengehirns besitze, so wenig könnte man vom Einzelatom oder Partikelchen eines menschlichen Körpers annehmen, daß es sich zur Vorstellung des ganzen Menschenseins, zur Vorstellung des menschlichen Ichs erhebe. Ebendarum ist es mehr als gewagt, den in Folge des Stoffwechsels oder durch den Zerfall des menschlichen Körpers in alle Winde zerstreuten Stoffteilchen eine Erinnerung an ihren früheren „glorreichen“ Zustand zuzuschreiben. Wagner nimmt ein solches Erinnern und daraus hervorgehendes Sehnen an. Aber vermutlich befindet sich ein Wasserstoffteilchen ebenso vortrefflich in einem Rosenblatt oder in einem Alaunbrocken als in einem menschlichen Auge. Auch die philosophische Anschauung, welche von der das All durchdringenden und belebenden „Weltseele“ als der Gottheit spricht, nimmt die Dinge nicht anders; sie weiß sehr wohl, daß eine Menschenseele einen größeren und ausdrucksvolleren Teil dieser Weltseele darstellt als etwa eine Pflanzenseele, und übrigens ist es bei dieser Weltanschauung die Gottheit oder ein Göttliches, das alle physischen und geistigen Einheiten herstellt.

Anscheinend berührt sich Chr. Wagner in seiner Auffassung der Stoffteilchen mit dem Vater der Atomistik,

mit Demokrit. Dieser kennt Seelenatome und ist der Meinung, daß sie das Bewegende in den lebenden Wesen seien, daß sie bei größerer Anhäufung in den Körpern Vernunft hervorbringen, auch daß sie, soweit sie aus dem Körper abgängig werden, durch Einatmung aus der Luft sich wieder ersetzen. Aber freilich sind die Seelenatome Demokrits körperlicher Natur wie alle übrigen Atome: sie sollen zwischen diesen ihren Sitz haben und sollen sich von ihnen dadurch unterscheiden, daß sie rund und glatt von Gestalt und aus dem feinsten und beweglichsten Stoffe, aus Feuer oder Wärme, gebildet sind. Es braucht nicht erörtert zu werden, daß die Lehre des griechischen Philosophen, ihrer sonstigen Verdienste unbeschadet, hier völlig Willkürliches behauptet. Im Uebrigen hat Chr. Wagners Weltanschauung mit der philosophischen Atomistik nichts zu schaffen; sie widerstreitet ihr vielmehr, da sie überall nicht an eine Auflösung der Welt in zahllose Einzelteilchen sondern an eine sinnvolle Zusammenfassung des Lebens, an die Dynamik eines Weltganzen denkt, da sie an ein durchgeistigtes, von geistigen und sittlichen Mächten durchwaltetes Weltganze glaubt.

Als Dichter gebraucht Wagner das Wort „Atom“ im populären Sinne, er denkt dabei an kleinste, nicht mehr sichtbare Stoffteilchen, Stoffstäubchen, und schwerlich wird er sich jemals den strengen Begriff, den die Philosophie mit ihm verbindet, deutlich gemacht, schwerlich sich jemals gesagt haben, daß das Wort Atom ein Unteilbares, Nichtmehrteilbares bedeutet und daß doch, wenn die Atome als irgend etwas Körperliches, Stoffliches gedacht werden, eine Grenze ihrer Teilbarkeit nicht zu denken

ist. Bekanntlich hat die Atomistik in der neueren Philosophie an Boden verloren, und es wird wohl anzunehmen sein, daß die Atome, wenn es solche gibt, zwar die letzten Bestandteile der materiellen Welt, nicht aber die letzte Grundlage des Seins überhaupt sind; neue Geltung gewonnen aber hat die Atomenlehre in der modernen Naturwissenschaft und insbesondere in der Chemie, und hier hat sie eine den besonderen Zwecken dieser Wissenschaft dienende Ausbildung erlangt, indem sie die Rolle einer gewisse naturwissenschaftliche Erscheinungen trefflich erklärenden Hypothese spielt. Die Schwierigkeiten des höheren, des philosophischen Denkens kommen dabei nicht in Frage, man spricht von „denkbar kleinsten" Teilchen und versteht unter „Atom" die denkbar kleinste Menge eines chemisch einfachen, in Verbindungen enthaltenen Elementes oder Körpers, während man unter „Molekül" die denkbar kleinste Menge eines durch die Verbindung mehrerer Atome gebildeten, zusammengesetzten, durch mechanische Mittel nicht weiter zerlegbaren Körpers versteht. Von einer Wahrnehmbarkeit, auch nur einer mikroskopischen, der Atome kann keine Rede sein, und was die Größe der Moleküle anlangt, so ist der Querschnitt eines Luftmoleküls als gleich dem zwölften Teil eines Quadrats von 1 Milliontelmillimeter Seite berechnet worden. Dies und Näheres geben die Handbücher; im Rahmen unserer Schrift wird nur zu sagen sein, daß die Stoffteilchen „oder" Atome, durch deren Freiwerden und Wiederzusammentreten sich Chr. Wagner die Entstehung neuer Lebewesen denkt, unter dem Gesichtspunkt der Chemie zumeist schon vielfach zusammengesetzte Gebilde sind.

Die Frage aber, der sich nun nicht länger ausweichen läßt, ist die: Entsteht denn wirklich durch jene Verbindung oder Gruppirung von Stoffteilchen, von der Chr. Wagner spricht, „Leben," neues Leben? Oder mit andern Worten: Bleibt die dichterische Vorstellung, der er huldigt, in Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit der Dinge, mit der physiologischen Wahrheit, entfernt sie sich von ihr nicht in einem Uebermaß, das auch auf Rechnung der poetischen Freiheit oder des phantasievollen Ausdrucks nicht mehr gesetzt werden darf? Hier nun läßt sich ein Einspruch so wenig unterdrücken wie bei der Prüfung der Wagner'schen Ichvorstellung von der philosophisch-psychologischen Seite her. Alles organische Leben, von der Zellenteilung und Sprossenbildung bei gewissen niederen Organismen abgesehen, entsteht durch Zeugung, durch geschlechtliche Fortpflanzung, omne animal ex ovo! Diese Thatsache entschwindet bei der Theorie Christian Wagners völlig, sie fällt, so zu sagen, unter den Tisch. Nach seinen Ausführungen trennen sich Stoffteilchen während des Lebensprozesses vom Körper und finden zu einem neuen Körper sich zusammen oder sie bauen nach dem Tode des Körpers zu einem neuen Lebewesen sich auf: in dieser Weise aber entsteht niemals ein Lebewesen, niemals etwas *Organisches*, so wenig als durch die Anhäufung beseelter Atome eine den Körper als Einheit beherrschende Psyche oder Seele entsteht. Die bloße „Gruppirung" macht schlechterdings keinen Organismus, und eine Auffassung, welche dahin ginge, würde nichts anderes vorgeben, als daß ein Mensch oder ein meinem gegenwärtigen Ich „gleichwertiges" Wesen entstehe, wenn nur die genaue

Gesammtsumme der Atome, die einen Menschen oder dieses bestimmte Menschen-Ich gebildet haben, aufs Neue sich zusammenfände. Nun denkbar an sich wäre ja eine solche Wiedervereinigung; wenn aber damit ein Organismus entstünde, so könnte man ja wirklich einen Menschen in einer chemischen Retorte machen. Die Teile „hätte man in der Hand," doch fehlt „leider nur das geistige Band." Die Tiefe des Goethe'schen Homunculus-Gedankens ist, wie man sieht, für Wagner nicht vorhanden, er unterschlägt sich diese Wahrheit. Das „geistige Band," die zweckvolle Ordnung, die aus den Teilen erst einen Organismus macht, gibt nur die Zeugung, nur die genetische, in den geschichtlichen Zusammenhang des ganzen Naturlebens gestellte Entwicklung. Es ist nicht wahr, daß das entschwundene Leben in Blumen- oder Laub- oder Schmetterlingsgestalt „angeflogen" wiederkehrt, einheitliches „Leben" bringt in die Stoffmasse nicht ein äußerliches Sichzusammenfinden, eine äußerliche „Anhäufung" von Teilchen; sondern die Zeugung ist es, welche, geheimnisvoll genug, aus stofflichen, in den Körpern zweier lebendiger Wesen, eines Mannes und eines Weibes, befindlichen Gebilden eine plötzliche dynamische Einheit macht und so ein neues Lebendiges entstehen läßt, das mit einem Punkte beginnt, aus innerer Notwendigkeit wächst und aus innerer Notwendigkeit zu einem den Eltern und ihren Ichs gleichartigen Wesen heranwächst. Das ist ja Chr. Wagner natürlich nicht unbekannt, aber seine Dichtung verschweigt es, seine Lieblingsvorstellung kann es nicht brauchen. Ein- und Ausatmung, Ernährung, Stoffwechsel, Verwesung u. s. w. bewirken nun freilich, daß Stoffteilchen

oder Elementpartikelchen, die aus diesem oder jenem Organismus stammen, von einem andern organischen Körper, sei es unmittelbar, sei es mittelst chemischer Umwandlungen, aufgenommen und also zum Wachstum des fremden Körpers verwendet werden; aber hiebei handelt es sich immer nur um einen Zuwachs zu einem schon vorhandenen und auf völlig anderem Wege zu Stande gekommenen Leben, und dieser Zuwachs ist nebensächlich gegenüber dem mit der Generation gegebenen schöpferischen Anstoß, ganz abgesehen davon, daß das was von mir stofflich in jener Blume oder jenem Schmetterling wiedergekehrt, d. h. zum Wachstum verwendet sein mag, der Summe nach verschwindend, klein und gering ist gegenüber dem, was von mir in ihnen nicht zur Verwendung gelangte.

Nach allem diesem kann ich Chr. Wagners Auffassung der Neugruppirung von Stoffteilchen oder des Stoffwechsels (das Wort im weitesten Sinne genommen) als einer Wiederkehr entschwundenen oder entschwindenden „Lebens“ nicht für einen glücklichen Gedanken halten. Der Wahrheitsgehalt, welchen diese Vorstellung besitzt, besteht ausschließlich in der physikalischen Thatsache, daß auf Erden oder im Weltraum überhaupt die ursprünglich vorhandenen Stoffe immer wieder das Mittel, das Substrat für Neubildungen abgeben; das Wesen des Lebens, der Seele, des Ichs aber läßt sich in diesem stofflichen Geschehen nicht finden. Der Materialismus, wie ihn, zumal um die Mitte unseres Jahrhunders, schlechte populär-naturwissenschaftliche Schriften zu verbreiten liebten, hat hier Wagner nicht ganz unberührt gelassen, und die Vermischung dieser Art von Lebensdeutung mit dem Ge-

danken der Metempsychose oder das Durcheinanderspielen beider Vorstellungen bringt in seine Dichtung, wenn man sie als Lehre auffaßt, mitunter etwas Unklares, Ungeklärtes. Dabei bleibt jedoch immer zu rühmen, daß die „Sonntagsgänge“ und „Weihegeschenke“ dichterisch dem Gedanken des ewigen Formwechsels des stofflichen Seins einen klassischen Ausdruck gegeben haben.

Bemerkenswert ist es, daß die jüngste der Dichtungen Wagners, „Oswald und Klara,“ recht eigentlich zum Gedanken der Seelenwanderung zurückkehrt. Zwar spricht auch hier die handschriftliche Einleitung davon, daß „im Laufe der Ewigkeit unzählige Aneinanderreihungen des schon viel tausendmal Aneinandergereihten, unzählige Gruppirungen des schon tausendmal zu einander Gruppirten, unzählige Wiederholungen des schon viel tausendmal Wiederholten“ vorkommen; sie setzt hinzu, daß dies vielleicht „nach einem gewissen Rhythmus, einer bestimmten Ordnung, einem Gesetz“ geschehe, daß man vielleicht Neigung, sympathischen Zug verwandter Seelen hieraus erklären könne, und sie knüpft daran den Anruf: „Bei Gott, Klara: Wer es vermöchte, wem es gelänge, eine seinem Ich entsprechende ähnliche, gleichwertige Gruppirung seiner Atome — vielleicht besser gesagt: der Mosaiksteinchen seines Lebensbildes — durch die Ewigkeit zu verfolgen!“ Der Grundirrtum, als ob eine solche Aneinanderreihung eine Seele, ein Ich ergäbe, als ob die mosaikartige Verbindung von Stoffteilchen einen mit einheitlichem Bewußtsein ausgestatteten Körper hervorbringen könnte und als ob für mich irgend ein „Wert“ darin läge, daß so und so viel „Atome“ meines Menschenleibes in einen neuen

Haufen zusammentreten — begegnet uns also nochmals: in ihrer Folge aber vergißt die Dichtung diesen Ausgangspunkt, d. h. sie schildert in Phantasiebildern eine Reihe von Vorgängen, die ihre Erklärung im uralten Gedanken der Seelenwanderung finden.

Ich kann mich über den Seelenwanderungsglauben als solchen hier nicht weiter verbreiten, kann hier nicht ausführen, was gegen ihn und was etwa für ihn sich sagen ließe. Nur das Eine möge bemerkt werden: diejenigen, welche sich vorstellen, daß die Seele nach dem Tode des Menschen als ein individuelles Wesen im „Himmel" (oder auch in der Hölle) fortdaure, haben nicht die geringste Ursache, über die Seelenwanderung zu lächeln. Denn irgend einen Körper, wenn auch einen „verklärten" oder „himmlischen" oder „geistlichen", schreiben sie dieser Seele ja doch zu, und eine Art Wiederverkörperung der Seele bedeutet der „neue Leib" im Himmelreich also auch. Ob man aber glaube, daß die Seele nach dem Tode in irgend einem gänzlich unbekannten Jenseits aufwache und unter Engeln lobsingend verweile oder ob man glaube, daß sie, um aufs Neue thätig zu sein und sich innerlich zu entwickeln, wieder und wieder in das irdische Körperleben zurückkehre, das ist am Ende, da wir vom Einen so wenig etwas *wissen* wie vom Andern, Geschmackssache. Ins Gedränge kommt die irdische Wiederverkörperung oder die ihr analog gedachte Wiederverkörperung auf andern Planeten u. s. w. allerdings mit unsrem modernen Individuumsbegriff, da wir ein Individuum gerade in der bestimmten und einmaligen Verbindung einer Seele oder eines Seelischen mit einem Körperlichen sehen; aber

dieser Individuumsbegriff brauchte nicht gerade der Weisheit Schluß zu sein, und will man (weil ja doch die Entstehung des Lebens und auch des einzelnen Lebendigen in das tiefste Geheimnis gehüllt ist) annehmen, daß die Erzeugung eines Lebewesens gerade darin besteht, daß eine seelische Kraft, ein seelisches Prinzip als das Belebende, als das Organisirende im Augenblick der Empfängnis in eine stoffliche Mischung eingreift, so zöge sich der Begriff des Individuums auf eben dieses Seelische, das sich als ein individuell Besondertes in solcher Weise wiederholt einen bestimmten Körper bilden würde, zurück. Ich will hiemit nicht sagen, daß diese Ansicht richtig ist, sondern nur, daß sie einen Ausweg böte. Selbstverständlich ist für alle diejenigen, welche die Substanzialität der Seele leugnen, die Seelenwanderung purer Aberglaube und Fabel; dafür gleicht aber auch die Art, wie die materialistische Psychologie die Begriffe Seele, Ich, Ichbewußtsein erklären möchte, ganz dem Verhalten des Vogels Strauß, der den Kopf in den Sand steckt.

Was in der Seelenwanderungslehre unsrem heutigen Empfinden und einer deutlichen Vorstellung von der menschlichen Psyche mit ihren entwickelten Anlagen und Kräften und Bedürfnissen am stärksten widerspricht, das ist die Annahme, daß der Mensch, d. h. die menschliche Seele im Körper eines Tieres oder gar in einem Pflanzenwesen wiedergeboren werde und ein ehemals menschliches Ich auch durch diese Gestaltungen hindurch noch fortdaure. Wir finden nun gerade bei Chr. Wagner die Wiederkehr eines ehemals menschlichen Lebewesens in der Gestalt eines Schmetterlings oder einer Blume oder Pflanze mit Vor=

liebe, ja fast mit Ausschließlichkeit ausgesprochen, und den Dichter beglückt es sogar, sein eigenes Wesen in Faltern oder Blumensonnen verjüngt zu finden, zu denken. Von einer „gleichwertigen“ Wiedergestaltung kann aber hiebei im Ernste keine Rede sein: das Blumen- oder Falterleben ist dem Menschenleben gegenüber ein elendes Nichts, und in einer solchen Verjüngung oder Wiederkehr läge für den Menschen eine ungeheure Erniedrigung. Der schönste Schmetterling ist, wenn auch nicht ohne Nervensystem, so doch ohne Gehirn, seine ganze Existenz dreht sich um das Fortpflanzungsgeschäft und um Nahrungsaufnahme, ja fast nur um das Erstere, und er ist überdies eine Metamorphose oder Verwandlung aus der Puppe und Raupe, so daß, strenge genommen, die in einem Schmetterling wiedergekehrte menschliche Psyche zuvor in einer Raupe gehaust haben müßte. Wir haben aber hier zu unterscheiden: wenn der Dichter an die Seelenwanderung glaubt, so ist es ein ästhetischer Eindruck, ein ästhetisches Motiv, das ihn gerade an der Wiederverkörperung in farben- und formenschönen Blumen und Schmetterlingen Gefallen finden läßt. Auch mancherlei Nebenvorstellungen wirken mit ein: der Duft der Blume erinnert an die als Hauch gedachte Seele, das Leichtbeschwingtsein des Schmetterlings an die Befreiung der Seele von der Körperschwere u. s. w. Dies ist ja überhaupt nicht außer Acht zu lassen: Mit den auf Wiederverkörperung oder Lebenswiederkehr gerichteten Glaubensvorstellungen Chr. Wagners mischen sich die Motive und Bedürfnisse dichterischer Anschauung, ästhetischer Weltauffassung. Und darum läßt sich auch im einzelnen Fall so häufig schwer aussprechen, wo in seinen Wiederverkörperungsgedichten das Spiel der

Phantasie aufhört und der Ernst des Glaubens anfängt; das Eine fließt mit dem Andern zusammen. Es ist aber zum Vorteil seines Glaubens und seines Dichtens und ist ein Fortschritt in der Entwicklung des Seelenwanderungsgedankens überhaupt, daß sich in „Oswald und Klara" sein Vorstellen vom Haften an der fast eintönig werdenden Wiederverkörperung in Blumen und Faltern befreit und daß er, über das Leben auf unserm Planeten hinausschweifend, in einer Fülle von Gesichten großartig-neue Formen der Metempsychose aufrollt. Und wieviel man auch in seinen Schilderungen einer ewigen Wiederkehr als bloßes Bild, als bildliche Anschauung nehmen mag, im Recht bleiben doch immer die einen hohen Wahrheitsgehalt in sich schließenden Gedanken: daß die Natur ein einheitliches Ganzes ist, daß sie diese Einheit uns in einer symbolischen Formensprache bezeugt und daß alles seelische Leben unter sich verwandt und verschwistert ist.

Ich habe unter den Ingredienzien des Wagner'schen Denkens einen kleinen materialistischen Zusatz angeführt, der doch zu dem Sinn, den der Dichter selbst in das Weltganze legt, nicht stimmen will. In vollem Gegensatz dazu steht das mystische Element, das einen ursprünglichen und mächtigen Bestandteil seiner Geistesorganisation bildet. Man kann Chr. Wagner füglich einen Mystiker nennen, wenn man nach einem Ausdruck, der seine Denkweise im Ganzen bezeichnen soll, sucht. Mystik ist der Mutterboden seiner philosophischen Weltanschauung, Mystik färbt seine Betrachtung des menschlichen Lebensschicksals und verknüpft sich, wovon noch an späterer Stelle zu

reden sein wird, mit seinen ethischen Ansichten und Forderungen. Der „Neue Glaube"[1]) empfindet es als eine Beschämung für den geistig hochentwickelten Menschen, daß dieser nicht über seine Augen hinaussehen, nicht über seine Ohren hinaushören, nicht über seine Sinne hinausfühlen könne, und der Gedanke, ob nicht „Götterwissen und Göttermacht, wenn auch in verschwindend kleinen Potenzen, in der Menschenseele schlummern," will dem Dichter nicht Ruhe noch Schlaf lassen. Nun gibt es ja wirklich, wie sich naturwissenschaftlich erweisen läßt, ein „Hinaussehen" des Menschen über seine Augen, ein „Hinaushören" des Menschen über seine Ohren: d. h. wir nehmen weder das obere noch das untere Ende sowohl der Farben- als der Tonskala wahr, und doch können wir vom Hinausreichen der objektiv vorhandenen Aetherschwingungen wie auch der objektiv vorhandenen Luftschwingungen über die Wahrnehmungsfähigkeit unserer Sinnesorgane uns überzeugen, können jenseits der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmbarkeit vorhandene Lichtwellen wie Schallwellen für unsere Sinnesorgane indirekt erkennbar machen. Wer hätte vor dem Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts an die Existenz der Röntgenstrahlen gedacht? Das sind doch wunderbare Thatsachen! Sie beweisen naturwissenschaftlich die Existenz einer Welt, für deren unmittelbare Aufnahme unsere Sinnesorgane nicht mehr geeignet sind. Aber nicht an solches denkt Christian Wagner, sondern nach magischem Wissen steht sein Begehren, und er fordert zur Erlangung desselben:

---

[1]) S. 76 ff.

„Sorge, daß du (durch geistige Erhebung und „Selbstverjüngung“) den Glauben an dich selbst täglich mehr und mehr stärkest. Laß den Brennpunkt deines Innern zu einem Krafterzeuger werden, der täglich sich stärke aus sich selbst, bis die überstarken Ströme dieser Kraft die Schranken des Leibes überspringen, um als Fernsehen, als magische Kraft wiederzukehren.“ Zwar setzt er hinzu, das Leben mit seinen täglich andrängenden Forderungen lasse für diese Krafterzeugung insgemeinhin nicht Zeit, und es sei schon genug für den Menschen, auf dem „Tafelberg der Kultur“ die Terrassen des Wissens und der Macht zu ersteigen; aber der Sehnsucht nach einer höheren Einsicht spricht er dennoch das Wort, und von einem mystischen Schauen in den geheimen Zusammenhang der Dinge, der Lebensgeschicke weiß seine Seele. Es ist der Glaube des Dichters, daß rächende Dämonen oder Unholde auf Erden walten, daß der Fluch und der Segen eines geistig hochbedeutenden Menschen Wirkung habe, daß es Schicksalsahnungen, seelisches Fernempfinden, in die Ferne wirkenden „Geisterrapport“ gebe, daß aus einer größeren Summe von Zahlen, „namentlich Geburts-, Hochzeits- und Sterbedaten“ einer Familie ein Schluß auf das Lebensschicksal eines Nachkommen gezogen werden könne, weil ein bestimmter Schicksalsrhythmus in ihnen zur Geltung komme und die Erkenntnis desselben auch zukünftige Geschicke entziffern helfe. Eine Warnung gerade hieran zu knüpfen, möchte Chr. Wagner freilich nicht unterlassen: man solle sich „über den oft so großartigen Aufwand des Schickens und Fügens“ nicht täuschen; dieser ganze „weitläufige Apparat“ arbeite viel öfter an der

Erregung und Steigerung unserer Hoffnungen als an deren Erfüllung. Die Wahrscheinlichkeit bestehe, daß er an der Fadenverschlingung des menschlichen Schicksals beschäftigt sei oder doch das eine und andere Mal daran rüttle; die Gewährung oder Förderung eines Wunsches reiche aber vielleicht auch über den Bereich der in diesen Fügungen erkennbar werdenden Mächte hinaus. Die Betrachtung schließt: „Aber wo ist ihr Bereich? Je nun, im Jenseits deiner Sinne. Um dich und neben und über dir . . . Ob du einen oder zwei Sinne mehr haben sollest, um ihre (jener Mächte) Thätigkeit wahrzunehmen, weiß ich nicht; ich weiß nur soviel, daß du deren eben zu wenig habest.“ [1])

Ueber die Berechtigung oder Zulässigkeit einzelner dieser Annahmen zu sprechen, ist wenig nütze. Daß Aberglaube, grober und feiner Selbstbetrug, Illusionen, Sinnestäuschung, kranker Wahn und Wundersucht hier das weiteste Feld haben, kann Niemand bestreiten; aber deshalb alles Mystische dieser Art schlechtweg abzuleugnen oder für nichtig, für Phantasiegebilde zu erklären, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten und ist gegenüber den Bezeugungen so vieler glaubwürdiger Personen im Grunde dünkelhaft. Das Leben hat seine Rätsel, seltsamste Rätsel, aber nicht Jeder erfährt, erlebt etwas von ihnen. Ein denkkräftiger, scharfsinniger, geistig hochgebildeter und gesunder Mensch, der niemals etwas von Ahnungen oder Vorzeichen, von Ferngefühl oder Telepathie, von tele-

[1]) Sonntagsgänge I, 132—134. Vgl. hiezu I, 122 ff., II, 53, Weihegeschenke S. 34; Neuer Glaube, Frage 28 und 55.

pathischen Visionen, von rätselhaftem Mitempfinden und Wissen um die Zustände entfernter geliebter Personen, von rätselhafter Einwirkung der Seele auf entfernte geliebte Personen erlebt hat, wird sich verpflichtet fühlen, über alle von solchen Dingen redenden Berichte zu lächeln oder zu spotten; ein denkkräftiger, scharfsinniger, geistig hochgebildeter und gesunder Mensch, der Erfahrungen dieser Art gemacht hat, Erfahrungen, die keine Kritik des prüfenden Verstandes zu zersetzen vermochte, wird von ihnen unauslöschliche Eindrücke bewahren und wird es mit gänzlicher Gleichgiltigkeit hinnehmen, wenn sich der nächste beste unbescheidene Physikus oder Chemikus für klüger hält. Denn erwidern könnte er ja immer, daß nicht die Thatsachen sich dem Denken, sondern das Denken den Thatsachen sich anzupassen habe, daß man zur Ablehnung nur dessen, was der unzweifelhaften Beobachtung oder den Denkgesetzen widerspreche, verpflichtet sei, daß auch die Naturwissenschaft nichts Abgeschlossenes sondern etwas mitten im Flusse Begriffenes sei, daß auch sie vor ewigen Rätseln Halt mache oder mit Hypothesen sich zu helfen gezwungen sei und daß der menschliche Geist schon daran, daß er den Gedanken der Unendlichkeit des Raumes nicht zu fassen vermöge, die ihm gesetzten Grenzen des „wissenschaftlichen“ Erkennens verspüre. Vielleicht ist die letzte Weisheit aber die: Habe ein großes Herz, und auch dein Sinn wird sich erweitern!

Verzichten wir also darauf, mit Chr. Wagner über diese Dinge zu rechten, und sehen wir lieber zu, welcher poetische Gewinn für ihn und für uns bei ihnen abfällt!

Es sind insbesondere zwei Gedichte, die hier hervorgehoben zu werden verdienen, ein mit der Ueberschrift „Leise Boten“ überschriebenes und ein größeres, als „Totenfeier“ bezeichnet. Das erstere[1]) lautet:

„Diese schwarzen Berglein auf den Beeten,
Sage mir, o Vater, was sie sind?
„„Ungern seh die Berglein ich, mein Kind;
Maulwurfshügel sind es, Sargpropheten.

Gleichen sie doch nur des Grabes Riegeln;
Nie, seit ich den Garten hier erwarb,
Als im Jahre da mein Vater starb,
War er voll von diesen schwarzen Hügeln.““

Sieh den Falter, Vater, mit den weißen
Rändern um das Schwarz dort an dem Beet!
„„Trauermantel du! Auch du Prophet!
Leichensäger! Wie du wirst geheißen.

Ach, vor Augen ist mirs stets und immer:
Als dein Brüderlein hinaus man trug,
Da umflog er dessen Leichenzug.
Und die Bahre vor dem Totenzimmer.““

Wächst die Blume lang schon in dem Garten?
Vater, sieh, die Blüte dort am Zaun?
„„Totenblume! Läßt auch du dich schaun?
Heilge Toten! Wollt ihr nicht mehr warten?

Diese Blume, diese düstergelbe,
Sah ich nie als nur am selben Tag,
Da einst sterbend deine Mutter lag,
O mein Sohn, gewiß, sie ist's, dieselbe!

Reicht sie nicht mitsammt den lieben andern
Ihre Totenhand mir aus der Gruft?

---

[1]) Sonntagsgänge II, 53.

Ahn und Brüderlein und Mutter ruft;
Küsse mich, mein Sohn, denn ich muß wandern!""

Das zweite Gedicht, die „Totenfeier"[1]), beschwört den Geist der abgeschiedenen Mutter. Die biographische Thatsache, daß Chr. Wagner vom modernen Spiritismus Kenntnis genommen und sich von ihm wieder abgewendet hat, mag hier verzeichnet sein, sie ist aber nebensächlich; denn das Gedicht von dieser Geistbeschwörung ist ein so vollendeter Ausdruck der seelischen Stimmung, die ein solches Unternehmen begleiten muß, nämlich der mächtigen, von Minute zu Minute wachsenden seelischen Konzentrirung, Spannung und Erschütterung, deren Endprodukt die visionäre Empfänglichkeit ist, daß, wer nur immer für die dichterische Sprache ein geistiges Organ hat, sich gepackt fühlt. Wir lesen:

„Auf, heran zu diesem Mutterfeiern!
Kinder, kommt!
Thun wir, was uns selber, was der teuern
Toten frommt:
Ihr Geburtstag ist. Nach frommer Sitte
Schön und wahr
Bitten wir sie her in unsrer Mitte
Kleine Schaar.

Ihren Sessel rücket an die Stelle,
Wo er stand,
Ehe noch des Auges klare Helle
Ihr entschwand;
Bringt ihr Leibgericht und ihren Teller,
Füllet frisch!
Stellt ihr Glas mit goldnem Muskateller
Auf den Tisch!

[1]) Weihegeschenke, S. 108 ff.

Also stehet: All die Sinne schärfend
Wie auf Wacht,
Heil'ger Sehnsucht Wollen unterwerfend
Grab und Nacht.
Wie das Taubenweibchen zwingt des Taubers
Ruf zum Tann,
So herein sie zwinge unsres Zaubers
Mächt'ger Bann!

Ach, noch immer nicht ist sie erschienen!
Gehn wir nicht,
Eh' gelabt wir uns an ihrer Mienen
Sel'gem Licht!
Ach, noch immer nicht sind wir durchgeistert
So in Kraft,
Daß vom Grab empor, das wir bemeistert,
Sie sich rafft!

Drum so stehet: Fest und ohne Wanken,
Vollbewußt
Dulde keines anderen Gedanken
In der Brust
Als den Einen: Sie hereinzufordern
In den Kreis,
Laßt der Sehnsucht heil'ge Flammen lodern
Voll und heiß!

Nicht der Ladung solcher Gottbefehle
Fürder kann
Widerstreben die entfloh'ne Seele
Mehr sodann:
Ohne Widerstand und ohne Wollen,
Ohne Wahl,
Taucht sie plötzlich, blauer Luft entquollen,
Auf im Saal:

Mutter! Mutter! Tönt's von unsern Lippen
In der Rund',
An dem Glase sehen wir noch nippen
Ihren Mund:

Wiedersehens-Wonnen auf uns gießend,
Heiß und kalt,
Ehe sie in leichte Luft zerfließend
Uns entwallt."

Huldigt so Chr. Wagner bis zu einem gewissen Grade dem Glauben an mystische Vorgänge und Erscheinungen des Seelenlebens, so schützt ihn doch vor einem Sichverlieren in dieses Dunkel seine stets lebendige und freudige Hingabe an die vor Aller Augen offen liegende Natur und ihre Herrlichkeit, insbesondere soweit diese im Sprossen, Wachsen und Blühen der Pflanzenwelt zum Ausdruck kommt. Sich dem „Gottesgeist in der Natur" aufzuschließen, gilt ihm als Forderung, gilt ihm als die innere seelische Wirkung des von ihm verkündeten „Neuen Glaubens," und selig preist er diejenigen, „die da wandeln mit offenem Herzen und reinen Sinnen durch das Gefilde," weil sie, wie er hinzusetzt, „ihn schauen werden, den Gott, von Angesicht zu Angesicht;" weil sie „ihn schauen werden in tausendfacher Gestalt, und er mit ihnen reden wird wie der Mensch mit einem Freunde redet."[1]) Diese Naturfreude ist recht eigentlich die religiöse Stimmung, in der der Geist des Dichters ruht und in der auch seine praktische Religiosität wurzelt; die Natur ist ihm ein heiliges Buch und „Naturevangelien" nennt er selbst mit Fug und Recht seine Dichtungen[2]), denn sie sind eine Botschaft vom Wandeln Gottes in der Flur, und sie sind eine Botschaft vom Anrecht der Natur auf ein liebe- und schonungsvolles Ent-

[1]) Neuer Glaube, Frage 53.
[2]) Vgl. das Vorwort zum 2. Teil der „Sonntagsgänge".

gegenkommen des Menschen. Ihn selbst begrüßt sie, deren innige Verwandtschaft mit unserem Sein er erkannt hat, freundlich aus Blumen, Vögeln und allerlei Getier, und es ist seine lebendige, wiederum bis an das Mystische grenzende Ueberzeugung, daß derjenige, der ihr mit erbarmungsvoller und schützender Liebe begegnet, von ihr wiederum Liebe und Vertrauen und Schutz erfährt, daß er nicht nur als ein gefeites echtes Sonntagskind Stimmen aus ihr vernimmt, die Andern unhörbar sind, sondern auch — weil er in friedlichem Einklang mit ihr lebt und keine Rachegeister gegen sich entfesselt hat — gegen die Gefährdungen des menschlichen Lebens, ja selbst gegen Krankheit, Altern und Tod mit einer stärkeren Widerstandskraft als Andre begabt ist. Und dieses Mitgefühl mit der Natur und Sichversetzen in sie erstreckt sich bei unserem Dichter bis auf das lebhafte Mitempfinden der Veränderungen, welche die Pflanzenwelt in ihrer Gesammtheit durch den Einfluß der Jahreszeiten erfährt; nicht nur der Einbuße wegen, welche menschliche Lust und Behaglichkeit erleidet, beklagt er das Herannahen oder die Herrschaft der Frost- und Winterzeit, sondern das Absterben der Kinder der Flur als solches läßt ihn mittrauern, und nicht nur weil die Wiederkehr der wärmeren Sonne den Menschen neubelebt, begrüßt er tausendmal den Frühling, sondern im Namen der Natur selbst und für sie feiert er ihn als einen „Erlöser," und zu „Freudezähren" ob des Schauens dieses Erlösers werden ihm die zur Frühjahrszeit hervorquellenden Harztropfen am Föhrenstamm.[1]) Wie aber

[1]) Sonntagsgänge I, 30.

jeder Glaube sich irgend eine Kultstätte schafft, irgend eine Lokalisirung, an welcher das, was sein Inhalt ist, verkörpert oder in symbolischer Vergegenwärtigung deutlicher sichtbar wird als anderswo, so hat auch Chr. Wagners Naturkultus seine Kultstätte. Und das ist, wie wohl begreiflich, der Wald als diejenige Stätte, wo das Pflanzenleben am dichtesten geschaart, am üppigsten entfaltet, am ursprünglichsten und unberührtesten geblieben ist, als diejenige Erscheinung der landschaftlichen Natur, welche die charakteristische Färbung des Pflanzenkörpers, das Grün, dem Auge am mächtigsten, am einheitlichsten wahrnehmbar macht. So ist es denn ein wahrer Waldkultus, zu welchem Christian Wagners Naturkultus sich verdichtet. „Der Wald", heißt es in den „Sonntagsgängen", „ist heilig" und „Grün ist heilig"; „was grünet, ist" — wie unter Berufung auf einen angeblichen Vedaausspruch hinzugesetzt wird — „auch entsühnet".[1]) Dieser wiederum mit Naturmystik und Natursymbolik verflochtenen Anschauung, daß alles Grüne, „vom Erdenfluch entsühnt" sei, begegnen wir bei Chr. Wagner öfters: das grüne Kleid des Pflanzenlebens heißt ihm das Kleid des Entsühnten, „von grüner Höhe weht ein Entsühnungshauch hernieder," einen Baum zu pflanzen, ist „Gott willkommen", und wenn dem Frommen ein Kind geboren wird, so soll er als Gegengabe einen Baum pflanzen, auf daß, wenn dieser blüht und grünt, das Kind „entsühnt" sei.[2]) Der Gedanke, der hiebei zu Grund liegt, wird wohl dahin zu formuliren sein, daß die pflanzliche Natur an der Schuld

[1]) Ebenda.

[2]) Vgl. das Gedicht Sonntagsgänge I, 34—36.

des Menschenlebens nicht teil nimmt und daß, wer in sie (durch Seelenwanderung oder Stoffteilchenwanderung) zurückkehrt, in den Frieden, in die Unschuld der pflanzlichen Natur eingeht. So heißt denn der Wald nicht nur darum eine „Friedensstätte“, weil sein schützendes Dach, sein Schattendunkel, seine Moosdecke, seine Weltabgeschiedenheit und sein Ueberfluß an nährender Speise „allen Verfolgten, allen Verbannten, allen Armen und allen Müden“[1]) Zuflucht, Stille und Erquickung bieten, sondern mehr noch darum, weil er eine „Werkstatt des Vergebens,“[2]) des Entsühnens ist. Diese Bedeutung der pflanzlichen Natur und des Waldes zumal ist es, welche das Gedicht „Blumenevangelium“[3]) in schönster Weise ausspricht:

„Wie der Weise in der Schrift
Grauer Tempeltrümmer
Les ich in der Waldestrift
Und im Blumenflimmer
Längstvergangnen Haß und Fluch,
Längstvergangnes Lieben,
Alles in dem Blumenbuch
Sorgsam aufgeschrieben.

Kehr' ich von dem Grabgefild,
Klagen und Beweinen,
Les ich Worte tröstlich mild,
Worte vom Vereinen;
Selge Wort, rot wie Gold,
Stehn auf grünem Grunde,
Künden mir so wunderhold
Von erneutem Bunde.

---

[1]) Sonntagsgänge I, 50.
[2]) Neuer Glaube, Frage 32.
[3]) Sonntagsgänge II, 33—34.

Wann vom Streit des Lebens matt
Oftmals still ich stehe,
Erdenmüde, lebenssatt
Mich im Wald ergehe,
Schauen mich so tröstend an
Freundliche Gestirne,
Fragen, was man mir gethan
Und warum ich zürne.

Und wohin er tritt, mein Fuß,
Auf der Flur, der weiten,
Hör ich fernen Liebesgruß
Aus vergangnen Zeiten;
Und wohin mein Auge fällt,
Seh ich Fahnen schweben,
Grüne Botschaft aller Welt
Von dem Schuldvergeben.

Alles stehet ahnend still
Vor der neuen Lehre,
Was der Geist noch schaffen will
Zu des Schöpfers Ehre:
Alles stehet ahnend stumm,
Alles will sich freuen
Auf das Evangelium
In der Welt, der neuen."

Der weihevoll religiösen Auffassung der Natur, der wir in diesen Versen begegnen, geben noch viele Gedichte Chr. Wagners Ausdruck. Indem er sich phantasievoll der Einzeleindrücke bemächtigt, schildert uns sein „Waldgottesdienst"[1]) die schmucken Veilchen und die bleichen Anemonen des Eichenwalds als die Kirchgängerinnen, die sich in die Predigt versenken, das Flüstern des Tannendickichts als leises Beten,

[1]) Balladen und Blumenlieder, S. 33.

die silbergrauen Säulenreihen des Tannenwalds aber als eine Riesenorgel:

„Und wenn die Winde durch die Wipfel sausen,
Vollstimmig wuchtig die Choräle brausen,
Dann schmettern durch des Basses dumpf Gedröhne
Der Amsel, Drossel süße Flötentöne.“

Als „Liederbuch der Gottheit“ preist ein Gedicht des Sonntagsgängers die Flur[1]), und als ein „Eden“ verherrlicht, des Entzückens voll, sein Sonett ein idyllisches Waldthal, die Feinau bei Eltingen:

„Von einem Eden möcht' ich heut' erzählen,
Das mich der Herr mit Augen sehen ließ:
Ein kleines Thal, wo Rebenland und Wies'
Und Blumentag und Waldnacht sich vermählen.

Im Wechselton von Hecken, Rebenpfählen,
Von grünen Wiesen, buntem Weinbergskies;
Im Wald versteckt, als wollt' dies Paradies
Der Herr der Welt dem Aug' der Welt verhehlen.

Der Wandrer geht auf seinem Pfad im Walde
Bewundernd hin. — Sein trunknes Auge ruht
Auf Thal und Wald und Blütenmeer der Halde.

Da schmettern aus des Waldes grüner Hut
Kuckuck! Kuckuck! zwei sel'ge Lenzheralde,
Als ob sie sagen wollten: Hier ist's gut!“[2])

Beides, die von religiöser Stimmung berührte Auffassung des Waldes und die unerschöpfliche Freude an ihm, ist echt deutsch, urgermanisch. Beides ist auch indisch; das uns Deutschen geistig am nächsten verwandte Volk

[1]) Ebenda, S. 34.
[2]) Ebenda, S. 32.

Asiens, das mit höchster Begabung ausgestattete Volk der arischen Inder, empfindet ebenso. Auch seine Dichter werden nicht müde, die tausendfältige Schönheit des Waldes zu preisen, und welche Bedeutung hat der Wald, das Waldeinsiedlerleben in den religiösen Uebungen der Brahmanen wie der Buddhisten gewonnen! Eine ganze Klasse von Schriften, die Âranyaka's oder Waldbücher, wurde dazu geschrieben, um den in den Wald sich zurückziehenden Frommen und Büßern Anleitung zum Nachdenken über das Göttliche zu geben, und Buddha selbst, der Weisesten und Edelsten einer, die auf Erden gewandelt sind, predigte und verweilte am liebsten in Wäldern und Hainen, im Gazellenhain von Benares, im Bambuswald bei Radschagáham, im Dschetahain bei Savatthi. Ein anderes Naturbild freilich als der deutsche Wald bietet der indische, ein Bild von kaum beschreiblicher Ueppigkeit, Formen- und Farbenpracht und auch von Furchtbarkeit; aber die Gemütsstimmungen, die er bei den arischen Indern hervorgerufen hat und immer wieder hervorruft, sind uns vertraut, keinem dritten Volk ist die gleiche Innigkeit des Naturempfindens gegeben, und unmittelbar entzückt uns die dichterische Herrlichkeit der Sprache, in der die Inder vom Wald und von der Waldeinsamkeit reden. Hier gerade, bei Christian Wagner, mag an einige Stellen der buddhistischen Litteratur erinnert sein. In der Theragâthâ heißt es: „Wenn am Himmel die Donnerwolke die Trommel rührt, wenn Regenströme den Pfad der Lüfte erfüllen und der Mönch in einer Bergeshöhle der Versenkung sich hingibt: keine höhere Freude mag ihm werden. Am Ufer blumengeschmückter Ströme, die mit

bunter Waldkrone gekränzt sind, sitzt er fröhlich der Versenkung hingegeben: keine höhere Freude mag ihm werden.“ Und ebendort: „Die weiten herzerfreuenden Gefilde, von Kareriwäldern bekränzt, die lieblichen, da Elephanten ihre Stimme erheben, die Felsen machen mich fröhlich. Wo der Regen rauscht, die lieblichen Stätten, die Berge, wo Weise wandeln, wo Pfauenruf ertönt, die Felsen machen mich fröhlich. Dort ist gut sein für mich, den Mönch, der nach dem wahren Gut trachtet, der dem Heil entgegenringt.“ Und wiederum ebendort: „Wenn vor mir, wenn hinter mir keinen Anderen mein Blick erreicht, ist es gar schön, im Walde allein zu weilen. Wohlan! In die Einsamkeit will ich gehen, in den Wald, den Buddha lobt; darinnen ist gut sein für den einsamen Mönch, der nach der Vollendung trachtet. Allein, meines Zieles gewiß, will ich eilends in den lieblichen Wald eintreten, den Freudebringer für fromme Kämpfer.... Im blütenreichen Sitawalde, in kühler Bergesgrotte, will ich den Leib waschen und will allein wandeln.“ [1])

Uns Deutschen, wenn wir nicht ganz aus der Art geschlagen sind, haftet als letzte Nachwirkung des Glaubens unserer heidnischen Vorfahren, denen Wälder und Haine heilig und Kultstätten waren, noch eine Scheu vor dem Walde an, ein zu feierlicher, andächtiger Stimmung leicht sich sammelndes Empfinden, daß im Bannkreis eines großen Waldes die geheimnisvolle Majestät der schaffenden Natur sich den geschützten Raum zu ihrer Entfaltung vorbehalten

[1]) Nach der Uebersetzung bei Hermann Oldenberg, Buddha, 2. Aufl. Berlin 1890.

habe. Das Halbdunkel, die doch von einem beständigen leisen Rauschen begleitete Stille, das Entrücktsein aller Spuren menschlich-kleinlicher Betriebsamkeit rufen diese Eindrücke hervor; von einer anderen Welt sind wir plötzlich umfangen, und selbst den gewohnten Anblick des Himmels entziehen uns die hohen Dome unserer mit Kronen und Wipfeln sich enge zusammenschließenden Buchen- und Tannenwälder. Wechselnde Lichter und Schatten spielen seltsam, und überall lebt es, quillt es von Leben, heimlich und unversieglich, überall quillt es und rinnt es von Wasser; wo das Auge nur verweilen und prüfen will, ist ein Werden und Bilden und Umbilden zu spüren, Myriaden von Pflanzen bewegt ein leises Wachstum, und sich nährend, sich suchend schlüpfen durch das Dickicht des Laubes, der Zweige, des Mooses, ihres Heims froh, die Tiere. Es ist das „Waldweben", wie es uns Richard Wagner musikalisch zum Bewußtsein gebracht hat, es ist eine Summe von als Einzelheiten kaum bemerkbaren und im ganzen doch höchst wirkungsvollen Vorgängen, wie sie uns liebe- und verständnisvoll ein klassischer Landschaftsmaler in Worten, Heinrich Noë, in seinem „Deutschen Waldbuch" und in anderen Schriften geschildert hat. Begreiflich genug ist's, daß Mythe und Sage dieses geheimnisvolle Treiben der Natur mit ihren Fäden umsponnen haben; die Phantasie empfängt von ihm immer wieder Anreize, und ein Stück dieser Romantik, bewußt oder unbewußt, mischt sich in unser aller Empfinden. Und je wilder der Wald, um so besser: um so häufiger zeigt er das Bild einer Urkraft, um so reicher und feiner sind seine Schönheiten, um so stärker erregt er unser Stimmungs- und Phantasieleben.

Uns nordischen, deutschen Menschen liegt ja ein sehnsüchtiges und ein symbolisirendes Naturempfinden im Blut; aus unserer harten, gekünstelten und zwangvollen Kultur, aus dem Grau unseres Denkens flüchten wir in die Natur wie zu einem verlorenen Paradiese, und das Dankwort von den Lippen nimmt uns Christian Wagner, der „Sonntagsgänger“:

„Dich Wiese, dich Rain mit dem Rosenhag,
Dich lieb' ich immer bei Nacht und Tag!
Dich Tannenwald aber, dich Birkenhain,
Dich lieb' ich erst bis ins Herz hinein!“

Viertes Kapitel.

Die Idee der Tierschonung. Von Humanität und Sinnesmilderung der Menschheit. Der ethische Gehalt der Dichtung Christian Wagners und ihre sozialen Forderungen: Wagner als Apostel der Tier- und Pflanzenschonung, als Verkünder des Rechtes alles Lebendigen auf Daseinsgenuß, als Prediger des Mitleids und der Menschenliebe. Seine dichterische Befähigung, seine Sendung.

Wo immer die Einsicht in den Zusammenhang alles Naturlebens, in die Verschwisterung alles Lebendigen die Kluft, welche Mensch und Tier und Pflanze voneinander scheidet, überbrückt hat, da erweitert sich im Bewußtsein des Menschen der Kreis der ihn mit den übrigen Lebewesen verbindenden Pflichten: die Empfindung steigt auf, daß auch der geringeren und niedrigeren Kreatur gegenüber eine moralische Verantwortlichkeit besteht, daß das gesammte Reich der Schöpfung eine Lebensgemeinschaft bildet, in welcher der Mensch zwar die Rolle des Herrschers spielt,

aber auch die untermenschlichen Wesen nicht als rechtlos angesehen werden wollen und dürfen. Sache, mit der ich schalten und walten kann, wie mir nach den Eigentumsrechten zusteht und wie mir beliebt, ist nur das Unbelebte, das Unbeseelte; wo aber eine Seele mir entgegentritt, gleichviel in welchem Gewande oder auf welcher Entwicklungsstufe, ist mein Handeln an ihr von den Gesetzen des Sittlichen berührt. Denn jedes Seelische, jedes individuell Beseelte ist an sich ein Freies, ein von der Natur als ein Selbständiges Gewolltes, ist ein durch göttliche Ordnung existirendes und zu seinem Gott schreiendes Wesen, und wieviel ich ihm von dieser Freiheit und angeborenen Unverletzlichkeit nehmen darf oder in welches Verhältnis zu ihm ich lebend und handelnd mich stelle, ist eine Gewissensangelegenheit. Ich schlage der Natur ins Gesicht, wenn ich mich über diese Schranke hinwegsetze, ich beleidige sie, der ich selbst mein Sein verdanke, ich störe ihre Ordnung und ihre Zwecke, ich mißachte sie und ich entwürdige mich selbst, indem ich gewissenlos verfahre; denn die Herrscherrolle, die der Mensch im Reiche der Natur ausübt, beruht auf dem ihm verliehenen größeren Maße von intellektueller und sittlicher Kraft, und wenn er in kurzsichtiger Selbstsucht, in roher Gewaltthätigkeit diese Vorzüge verleugnet, geht er des Anspruchs auf eine Führung seiner Mitgeschöpfe folgerichtig verloren.

Entspringt die Einsicht in jenen Zusammenhang alles Naturlebens einer verständig-wissenschaftlichen Erkenntnis, sodaß z. B. in der Weise Darwins der biogenetische oder genealogische Zusammenhang aller Lebewesen der Erde als naturgesetzliche Thatsache betrachtet wird, so ist zwar für

den Menschen schon ein Anreiz gegeben, den ihm untergeordneten Geschöpfen eine vermehrte Beachtung und Teilnahme zu schenken; das sittlich-grundsätzliche Verhalten, insofern es Schonung der Tiere verlangt, wird jedoch an einer solchen Erkenntnis erst dann eine ausreichend kräftige Stütze gewonnen haben, wenn sich das Gefühl derselben bemächtigt hat. Denn alles sittliche Handeln ist Drang und Ausfluß des Gemütslebens oder jener zentralen Einheitlichkeit, die wir als individuelle Willensrichtung, als Charakter bezeichnen; Wissen und Verstand aber sind zunächst etwas Isolirtes, gewissermaßen Peripherisches, und die Umsetzung einer intellektuellen Erkenntnis in eine sittliche Maxime findet keineswegs überall statt. Sehr viel günstiger liegen die Dinge, wenn auf dem Grunde einer religiösen Weltanschauung die gefühlsmäßige Ueberzeugung erwachsen ist, daß alles Lebendige und Beseelte mit dem Menschen verwandt sei, weil an jedem Punkte der Natur oder des Alls die Gottheit in Erscheinung trete oder die von Geist und Seele überall durchdrungene Welt die Gottheit selbst sei. Der Pantheismus in seinen verschiedenen Modifikationen, auch der die Welt mit Gott nicht identifizirende, aber doch die Welt als eine Verleiblichung Gottes betrachtende Panentheismus bieten diese Ansicht. In der That befördert der Pantheismus, sobald er als eine tiefe und innige Ueberzeugung die Seele des ganzen Menschen ergriffen hat, die Liebe zu allen Mitgeschöpfen, ja er erweckt eine liebe- und verständnisvolle Einfühlung auch in die unbelebte Natur, wie sie bei Menschen, die von allen pantheistischen oder dem Pantheismus verwandten Anschauungen unberührt geblieben sind, kaum

zu Stande kommt. Stimmungen dieses Ursprungs geben die aus den Sprüchen des Bhartrihari stammenden, für die Grabschrift der Dichterin Karoline v. Günderode verwendeten Verse kund:

> Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer, der Lufthauch,
> Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
> Und du mein Vater, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
> Freundlichen Dank. Ich habe mit euch gelebt, und ich gehe
> Nun in ein anderes Sein, euch gern verlassend. Lebt wohl denn,
> Mutter, Ernährer und Freund, lebt wohl auch, Bruder und Vater![1])

Auch ein paar Sätze aus Heinrich Noës „Bairischem Seebuch" möchte man passend hier anführen: „Es ist eine ebenso sichere als wenig bekannte Thatsache, daß die meisten Menschen gar keinen Sinn für Natur haben... Die Schönheit der Natur ist eine Idee, welche ohne alle und jegliche Beziehung auf unseren Egoismus oder unsere Sinnlichkeit wirkt. Man nehme ein Kunstwerk von Menschenhand, einen schönen Menschen selbst — in keinem von ihnen liegt diese Beziehungslosigkeit zu uns, wie in der Landschaft. Sie ist das nicht gewollte, das ziellose Schöne, das sich nicht um betrachtende Menschenaugen kümmert, vor unserem Geschlechte da war und Milliarden von Jahren nach ihm dasein wird. Die reine Idee ist immer die Wurzel des Naturgenusses. Ein gemeiner Kerl hat darum niemals das geringste Vergnügen an einer schönen Landschaft. Es muß der Individualismus, der sich für etwas von der Welt Getrenntes hält, verschwinden, um sich der Beschauung der Natur mit einem Genuß hinzu-

---

[1]) Die letzten Zeilen hier verändert, da die Grabschrift aus dem hexametrischen Rhythmus fällt. Die erste Uebersetzung stammt von Herder (Band XXVI der Suphanschen Ausgabe).

geben, der ebenso schwer zu erklären als durch irgend einen anderen Genuß zu ersetzen ist. Ohne einen solchen Zug, der dich befähigt, aus der tierischen Sphäre des Wünschens herauszutreten, ohne eine solche pantheistische Ader weißt du nicht, was es heißt: die Natur betrachten."

In hartem Kampfe um Nahrung und Wohnstätten mögen sich an den Anfängen unseres Geschlechtes Mensch und Tier begegnet sein; abergläubische, animistische Naturauffassung und aus ihr hervorgehender Tierkult aber ließen schon den Menschen der Urzeit die Tiere oder doch einzelne Tierarten mit Achtung oder Wohlwollen behandeln, und Aehnliches bewirkte die in die Anfänge der menschlichen Kultur zurückreichende, um des Nutzens willen unternommene Tierzähmung oder Domestikation. Auch noch in Zeiten, in denen ein primitives religiöses Vorstellen längst überwunden war und der Tierkult als solcher nicht mehr verstanden wurde, machen sich Spuren desselben bemerkbar. Daß Schonung und Schutz der untermenschlichen Lebewesen überall da, wo der Seelenwanderungsglaube in Geltung kam, besonders lebhaft als Pflicht empfunden wurde, ist von selbst einleuchtend: Wenn die Möglichkeit besteht, daß im Körper eines Tieres die Seele eines meiner Angehörigen, eines Freundes, eines Menschen überhaupt wohnt, wenn nicht ausgeschlossen ist, daß ich selbst nach dem jetzigen Leben im Körper eines Tieres wiedergeboren werde oder daß ich in einer früheren Existenz Tiergestalt hatte, so kann jede Verletzung eines Tieres die Verletzung eines ehemaligen Menschen, eines mir ehemals Nahestehenden bedeuten, so ist der Tierleib an sich ein wichtigeres oder heiligeres Gefäß, als er der von solchen Bedenken

freien Auffassung zu gelten pflegt. In den Religionen der Völker, die den Seelenwanderungsglauben aufnahmen, ist denn auch die Schonung der Tiere zum nationalen Gebot, zur Sitte geworden, und nirgends ist sie in das Volksbewußtsein tiefer eingedrungen als da, wo der Seelenwanderungsglaube seit nahezu drei Jahrtausenden mit den religiösen Lehren verwachsen ist, als in Indien. Der Brahmanismus stellte genaue und umständliche Gebote der Tierschonung auf. Als heilig erklärte er das Rind und demnach als besonders schwere Sünde das Töten und Essen dieses Tieres; auch rechnete es das Gesetzbuch des Manu als Verdienst an, wenn sich jemand aller Fleischnahrung enthielt und bedrohte diejenigen, welche ohne Beobachtung der heiligen Regeln Fleisch genossen, mit Strafen im Jenseits. Mancherlei Tiere, wie eine Reihe von Fischarten, zu essen, wurde jedoch ausdrücklich gestattet, und die Bestimmung, daß in Notfällen eine Ausnahme gemacht werden dürfe, erleichterte die Verbote. Dem brahmanischen Priester ist kein anderes Fleisch als das von Opfern für die Götter und Manen herrührende erlaubt; eine Regel, deren Beobachtung bei der Unzahl der in Indien gebräuchlichen Opfer keineswegs eine Enthaltung von Fleischgenuß bewirkte.[1]) Aber eine Scheu, Tiere, auch dem Menschen verderbliche, zu töten, geht noch durch das ganze heutige, vom neueren Brahmanismus oder „Hinduismus" beherrschte Indien. Die erhabene Religion des ursprünglichen Buddhismus, die Religion der Duldung, der Milde und

---

[1]) Vgl. Leopold v. Schröder, Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung (Leipzig 1887), S. 406—407.

des Mitleids, übertraf den Brahmanismus wie in manchem Anderen so auch an Folgerichtigkeit: eine Blüte der menschlichen Kultur, großherziger noch als das Christentum, dehnte sie die Pflicht des Wohlwollens auf alle Wesen, nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf die Tiere aus und erklärte diese Pflicht als eine unbedingte. Unter den zehn Gelübden, zu denen sich die Samanéros, die in die Brüderschaft der „Erlesenen“, der wahren Jünger und Nachfolger des Buddha, Aufgenommenen verpflichten, lautet das erste: „Ich gelobe, kein lebendes Wesen zu töten oder zu verletzen.“ Das gleiche Gelübde bindet die Upásakos, die im Unterschied von den „Erlesenen“, den Bhikschu und Samanen, im Weltleben verbleibenden Anhänger Buddhas; wer dieses Gebot nicht erfüllt, kann nach der buddhistischen Lehre nicht zu einer günstigen Wiedergeburt gelangen.[1]) Im Dhammapadam, dem zu den kanonischen Schriften des echten Buddhismus gehörigen Spruchkodex, heißt es:

„Ein jedes Wesen scheuet Qual
Und jedem ist sein Leben lieb;
Erkenn' dich selbst in jedem Sein
Und quäle nicht und töte nicht![2])

Buddha verwarf das brahmanische Tieropfer, er erkannte kein anderes Opfer an, als unermüdliches Wohlthun, unermüdliches Geben.[3]) An der schon von den

---

[1]) Vgl. den buddhistischen Katechismus des Subhadra Bhikschu, 4. Aufl., S. 78 und 44.

[2]) Der Wahrheitspfad (Dhammapadam). Uebersetzt aus dem Pâli in den Versmaßen des Originals von Karl Eugen Neumann (Leipzig 1893), S. 36—39.

[3]) Vgl. Karl Eugen Neumann, Buddhistische Anthologie, S. 132—133.

brahmanischen Mönchsorden geübten Sitte, die drei feuchten indischen Monate unter Verzicht auf das Wandern in stiller Zurückgezogenheit in der Nähe von Städten oder Dörfern zuzubringen, hielt er um so strenger fest, als die Regenzeit zahllose Keime von Tieren und Pflanzen erweckt und so jeder Schritt das die Vernichtung auch der kleinsten Wesen untersagende Gebot verletzen konnte. Den Gebrauch seidener Decken verbot Buddha seinen Mönchen, da bei der Gewinnung der Seide die Puppen in den Cocons der Seidenraupen getötet werden. „Ein Mönch", lehrte Buddha, „läßt davon ab, lebende Wesen zu töten; er enthält sich der Tötung lebender Wesen. Er legt den Stab nieder, er legt die Waffen nieder. Er ist mitleidig und barmherzig; freundlich trachtet er nach dem Wohl aller lebenden Wesen. Das ist ein Teil seiner Rechtschaffenheit." Demgemäß wurde ein Mönch, der wissentlich ein Wesen, mochte es auch nur ein Wurm oder eine Ameise sein, des Lebens beraubte, aus der Gemeinde ausgestoßen. [1]) Der mächtigste Förderer der buddhistischen Lehre war der dem 3. Jahrhundert v. Chr. angehörige große König Açoka: von ihm herrührende Inschriften besagen, daß er alle Wesen, Menschen und Tiere jeder Art, mit Wohlthaten vielfach bedacht habe, „bis zur Sorge, ihnen Trinkwasser zu sichern", und daß er Spitäler für Menschen und Tiere erbaut habe. [2]) — Die peinlichsten Rücksichten machte sich die um die Zeit

---

[1]) Vgl. Hermann Oldenberg, Buddha. 2. Aufl. (Berlin, 1890), S. 312, 153, 313, 377; 391.

[2]) Vgl. Karl Eugen Neumann, Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren (Leipzig, 1891), S. 96.

Buddhas aufgekommene und bis heute bestehende Sekte der Jainas zur Pflicht: diese tragen vor dem Munde einen Schleier, um das unfreiwillige Töten kleiner Insekten zu verhüten.[1]) — Milde gegen die Tiere verlangt auch der Granth, das heilige Buch der indischen Sikhs, deren Religion brahmanische und mohammedanische Lehren verbindet. — Wo immer mit der Schonung des Tierlebens Ernst gemacht wird, liegt auch die Zumutung, des Fleischgenusses sich zu enthalten, nahe; eine strenge Durchführung dieser Regel ist freilich auf die Dauer noch keiner größeren Religionsgenossenschaft, keiner köpfereichen Bevölkerung geglückt oder möglich gewesen. In Indien, das bei seiner beispiellos reichen Vegetation dem Menschen eine Fülle von Pflanzenkost bietet und gleich anderen Ländern der heißen Zone das Bedürfnis nach tierischer Kost vermindert, scheint die Enthaltung von Fleischnahrung verhältnismäßig leicht gemacht zu sein; dennoch essen die südlichen Buddhisten Fleisch, das man ihnen reicht, und Buddha selbst lehnte es ab, seinen Mönchen animalische Kost ganz zu verbieten.[2]) Ihre gewöhnliche Mahlzeit bestand allerdings, der indischen Sitte gemäß, aus Brot, Reis und Wasser, und nur unter gewissen Beschränkungen durften sie Fleisch oder Fisch von Andern annehmen. Rigoristische Enthaltsamkeit forderte nur die Religion der Jainas. Den Sikhs, denen, wie den brahmanischen Hindus, die Kuh heilig ist, gilt das Essen von Rindfleisch als Greuel.

Auch außerhalb Indiens, und vom Einfluß des Seelen-

---

[1]) Ebenda S. 9.

[2]) Vgl. Leopold v. Schröder, Indiens Literatur und Cultur, S. 285, Anm. (nach Kern, Buddhismus, II. Bd.).

wanderungsglaubens unberührt, haben alte Religionssysteme Schonung des Tierlebens gelehrt. Ein dem Chinesen Lao-Tse zugeschriebenes religiöses Gesetzbuch enthält die Vorschriften: „Seid menschlich gegen Tiere. Thut weder Insekten noch Pflanzen und Bäumen ein Leid an. Zwingt die Insekten nicht, ihre Gehäuse und Wohnungen zu verlassen. Stört die auf den Bäumen schlafenden Vögel nicht auf. Tötet keinen Vogel, denn die noch im Neste befindlichen Jungen harren der Rückkehr von Vater und Mutter Zerstört keine Nester der Vögel noch zerstört ihre Eier. Hetzt weder Menschen noch Tiere, noch fügt ihnen ein Leid zu!" Der von Zarathustra begründete, heute noch in den kleinen Haufen der indischen Gebern fortlebende Parsismus forderte die wohlwollende Behandlung der Haustiere und erklärte die Ernährung und den Schutz der freilebenden nützlichen Tiere als ein gutes Werk; der Hund galt als unverletzlich, ihn zu schlagen, zu verwunden oder gar zu töten, als schweres Verbrechen. Der Fleischkost hatten sich schon die medischen Magier enthalten; den heutigen Parsen „ist der Genuß des Fleisches nur erlaubt, wenn sie das Tier nicht selbst geschlachtet haben",[1]) und des Rindfleisches enthalten sie sich gänzlich. In der altägyptischen Religion spielte der Tierkult eine wichtige Rolle.

Unsicher ist die Stellung des Islams gegenüber den Tieren. Eine sittliche Pflicht der Tierschonung erkennt er nicht an; doch ist das persönliche Beispiel Mohammeds, der seine Katze zärtlich geliebt, sein Pferd und seinen Hahn

[1]) Vgl. Ignaz Bregenzer, Thier-Ethik. Darstellung der sittlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Mensch und Thier (Bamberg 1894), S. 53.

mit großer Güte behandelt und einmal einen erbosten Kameeltreiber zur Schonung seines Tieres bestimmt haben soll, nicht ohne Wirkung geblieben.[1]) Unsicher und flau möchte man auch das Verhalten des Judentums wie das des Christentums nennen. Grundsätzliche Schonung des Tierlebens lag bei dem einen wie bei dem andern außerhalb des Gesichtskreises; denn das Verhältnis von Mensch und Gott, das Heil der Seele des Menschen und die Pflichten gegen den „Nächsten" waren ihnen so überwiegend die wichtigste und würdigste Angelegenheit, daß Erde und Welt ausschließlich um des Menschen willen geschaffen schienen und für das Tiergeschlecht weder viel Nachsinnen noch viel Liebe übrigblieb. Als in „Geschöpfen Gottes" soll zwar auch in den Tieren der Schöpfer „geehrt" werden; diese Ehrung aber schließt nicht aus, daß von dem Herrschaftsrecht, das im ersten Kapitel des Moses Gott den Menschen „über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kriechet", einräumt, ein sehr gründlicher Gebrauch gemacht wird, und wie tief in der jüdisch-christlichen Anschauung die Tiere gestellt werden, zeigt sich am deutlichsten darin, daß der Mensch als das „Ebenbild" Gottes erklärt, den Tieren aber die Seele abgesprochen wird. Der tierfreundlichen Stellen im Alten Testament sind recht wenige: 5. Mose 25, 4 verlangt: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden"; 2. Mose 23, 12 verlangt (ähnlich wie 20, 10), daß die Sabbathruhe auch den Haustieren zugute komme; die

[1]) Vgl. ebenda S. 55.

„Sprüche Salomo's" sagen aus: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig"; nach Jonas 4, 11 jammert den Herrn der Menschen und auch der Tiere Ninives; Jesus Sirach gibt den Rat: „Hast du Vieh, so warte sein, und trägt dir's Nutz, so behalte es".[1]) Alle diese Stellen kommen über die Mahnung, daß auf die Haustiere einige Rücksicht genommen werden solle, nicht hinaus, und der praktische Nutzen sieht der Moral über die Schulter. Höher hob sich die vom Neupythagoräismus berührte jüdische Sekte der Essäer. Asketen, auf Gütergemeinschaft eingerichtet, lehrten sie Sittenreinheit, schrankenlose Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Enthaltung von Fleischgenuß; Tiere zu töten oder zu verzehren, galt ihnen als unerlaubt, weshalb sie auch an den jüdischen Opfern nicht teilnahmen. Das weiße Gewand, das sie trugen, scheute die Befleckung mit Blut.

---

[1]) Ignaz Bregenzer, Thier-Ethik S. 57, Anm. 5 verweist noch auf andere Bibelstellen; diese aber enthalten teils rituale Vorschriften (für Opfer), teils meinen sie gar nicht Wohlwollen gegen Tiere, sondern Nächstenliebe, Sorge um das Wohl des Nächsten, um den Nutzen des Bruders, dem man verlaufenes Vieh wieder zuführen solle. An 5. Mose 22, 6—7, woselbst unter dem Zusatz „auf daß dirs wohl ergehe und du lange lebest" gefordert wird, daß man beim Auffinden eines Vogelnestes die Jungen allein nehme, nicht aber auch die brütende Mutter, ist doch wahrlich nichts Rühmenswertes! Ich kann, so sehr ich Bregenzers Buch schätze, seine Ausführungen über die Stellung des Judentums und des Christentums zu den Tieren (S. 56—61) nicht befriedigend finden; sie legen den Kern der Vorwürfe, die man gegen beide Religionen erheben muß, zu wenig bloß und zeigen eine Konnivenz, die sich mit dem Standpunkt des Verfassers der Thier-Ethik schwer verträgt. Warum hat er sich denn 1. Petri 2, 12 entgehen lassen?

Das Neue Testament dehnt zwar bei Matth. 10, 29 die Vorsehung Gottes auch auf die Sperlinge aus, spricht sogar im Römerbrief (8, 19—23) von Hoffen und Harren aller Kreatur auf die „Freiheit der Kinder Gottes“; die Meinung aber, welche in der christlichen Kirche die Herrschaft behauptete und im Großen und Ganzen für das praktische Verhalten zu den Tieren ausschlaggebend geworden ist, steht geschrieben in der 2. Epistel St. Petri 2, 12: „Sie sind die unvernünftigen Tiere, die von Natur dazu geboren sind, daß sie gefangen und geschlachtet werden.“ Von Jesus selbst ist keine Vorschrift, kein bestimmter Zug überliefert worden, der auf ein Interesse an Tierschonung schließen ließe; man müßte denn jene alte koptische Bibelhandschrift gelten lassen, nach welcher Jesus einmal ein überlastetes und mißhandeltes Saumtier von seinen Wunden geheilt haben soll.[1]) Einzelne Ansätze zu einer wohlwollenden Behandlung der Tiere sind, zumal aus den ersten Jahrhunderten des Christentums, zu verzeichnen. Unter den Kirchenvätern wirkten mehrere, wenn auch nur mittelbar, für den Tierschutz, indem sie mäßige Kost und Enthaltung von der Jagd predigten; bedeutsamer erscheint Gregor von Nazianz, der sein Verbot der Tierquälerei auf den Satz stützt, daß auch die Tiere, obwohl sie nicht sprechen können, Schmerz fühlen. Im 6. Jahrhundert verfaßt der Erzbischof Gregentius zu Taphra für die arabischen Himjariten ein Gesetzbuch, das Mißhandlungen von Zug- und Lasttieren mit Strafen belegt; im 8. Jahrhundert tritt ein in Northumberland

[1]) Erwähnt (nach H. Allmers) von Bregenzer, S. 59 Anm.

gehaltenes Konzil der Tierquälerei entgegen.[1]) Umfassende Tierschonung knüpfte sich bei mehreren gnostischen Sekten teils an den auch bei ihnen sich findenden Seelenwanderungsglauben, teils an Askese, an Tiertötungs- und Fleischgenußverbote, welche zur Erlangung einer höheren Sittlichkeit und zur Bezeugung der Reinheit der Seele dienen sollten: bei der persischen Abzweigung des christlichen Gnostizismus, bei den Manichäern, war es den „Auserwählten“ verboten, Tiere, Ungeziefer ausgenommen, zu töten, ja sogar die Beschädigung der Pflanzen war ihnen untersagt; die Marcioniten erlaubten sich, weil anderes Fleisch den Körper zu reichlich nähre, nur den Genuß von Fischen, und die Priscillianisten enthielten sich des Fleisches der Tiere gänzlich. Mit dem schönsten Ruhm bedeckt sich Franziskus von Assisi, wohl die anziehendste und verehrungswürdigste Heiligengestalt der römisch-christlichen Kirche. Es giebt plastische und malerische Darstellungen, welche uns Buddha umgeben von huldigenden Tieren zeigen: „bei seinem Ende strömt alles, was da lebt und atmet, kriecht und fliegt, wilde und zahme Wesen, zur Bahre des Meisters, um ihn noch einmal zu sehen und in dunklem Instinkte zu preisen, daß er auch ihnen zum Heil erschienen ist.“[2]) Aehnliches findet sich zur Verewigung des Andenkens des hl. Franz von Assisi. Von ihm urteilt Renan: „Das Wahrzeichen, an dem man die Herzen erkennt, die sich vor gemeiner Pedanterie bewahrt haben, nämlich Liebe und

---

[1]) Vgl. Bregenzer, Thier-Ethik S. 61 und 413.

[2]) Karl Eugen Neumann, Der Wahrheitspfad (Dhammapadam) S. 142.

Verständnis für die Tiere, war ihm mehr aufgeprägt als irgend einem Menschen." „Zwischen dem Heiligen und den Tieren bildete sich gegenseitiges Verstehen heraus"; ein Zug, der „den Zeitgenossen so merkwürdig erschien", daß er in die Legende überging und bildliche Darstellungen schon frühe mit Vorliebe den neuen Stoff behandelten. Franziskus läßt die Turteltauben, die er vom Tode los gebeten hat, in seiner Zelle nisten und sich vermehren, er kauft mit seiner Kutte das Lamm vom Schlächter los, er ehrt in den Tieren Brüder und Schwestern und ermahnt die Cikade, ihr Stimmchen zum Lobe Gottes, des Schöpfers, zu erheben, er spricht freundlich mit dem Falken, der seiner Zelle benachbart haust und mit seinem heiseren Ruf ihm die Gebetsstunden ansagt, oder mit den Schwalben, die während seiner Predigt gehorsam ihr Zwitschern lassen. Denn nach der Legende horchen die Tiere auf seine Stimme und suchen sie zu verstehen und beugen sich seiner Liebesmacht: als er auf dem Felde von Bevagna den Vögelschwärmen predigt und sie anspricht: „Meine Brüder, ihr Vögel!", recken sie die Hälse, breiten die Flügel aus und keiner bewegt sich, bis er sie alle mit dem Kreuzeszeichen entläßt; und als er den wilden Wolf von Gubbio im Namen Christi ermahnt, vom Töten der Menschen und Tiere zu lassen, das Volk von Gubbio aber verpflichtet, dem Wolf Unterhalt freiwillig zu reichen, nimmt dieser den Friedensvertrag an, kniet zum Zeichen seines Einverständnisses nieder und reicht dem Heiligen die Tatze. [1])

[1]) Vgl. Anton Chrousts Artikel über Franz von Assisi in der Beilage zur „Allgem. Ztg." vom 30. April 1894.

Einzelne Ansätze also zu kirchlichen Tierschonungsgeboten und da und dort warme Herzen, welche Tierliebe predigen. Aber diese Gebote behalten nur örtliche und vorübergehende Giltigkeit, und weder eine dem Tierleben zu Gunsten kommende Askese noch die schwärmerische, tiefe Naturliebe ihres Ordensstifters und Heiligen macht sich die allgemeine und „rechtgläubige" Kirche zu eigen. Vielmehr ist von frühe an eine starke Gegenströmung vorhanden; mochte auch der eine oder andere der Kirchenväter für die Tiere ein Wort haben, mochte der von antiker Philosophie angehauchte Bischof Nemesius um eines im göttlichen Weltplan liegenden Stufenganges willen die Kluft zwischen Mensch und Tier leugnen, — schon Origenes bestreitet, daß die Tiere Verstand oder Willen haben, schon er erklärt, daß was als seelisches Leben bei ihnen erscheine, nur Mechanismus sei, und daß Gott die Tiere zum Besten des Menschen erschaffen habe, die schädlichen z. B., damit der Mensch seine Denkkraft übe.[1]) Desgleichen weiß Augustinus nichts anderes, als daß dem Menschen die Herrschaft über die Tiere eingeräumt sei. Und in diesem Sinn verfestigt sich die Kirchenlehre. Christus und die Apostel sagen nichts von Tierliebe: welcher Anreiz sollte also für die christliche Gottesgelehrsamkeit bestehen, sich mit der Frage über das sittliche Verhalten des Menschen zu den Tieren zu befassen? Oder aus welcher Ursache hätten die Häupter und Mitregenten der Kirche sich für Tierschonung ereifern sollen? Der äußere Bestand der Kirche verlangte die Herrschaft des Klerus über den Staat, über

---

[1]) Vgl. Bregenzer, Thier-Ethik S. 189.

die menschliche Gesellschaft, und mit unermüdlicher Betriebsamkeit, mit tausendjährigem Raffinement wurde diese Herrschaft erstrebt; was hatte die Sorge für das Tierleben damit zu schaffen? Was war — so drückt Fr. Vischer sich aus[1]) — „mit Wesen anzufangen, welche „nicht beichten und nicht Absolution empfangen können, welche gegen Weihwasser und heiliges Oel gleichgiltig" sind? Gewiß, wenn man die christliche Kirche geradezu der Tierfeindlichkeit, der absichtlichen Tierfeindlichkeit bezichtigt, thut man ihr Unrecht, und Bregenzer hat leichtes Spiel, wenn er die Frage so stellt. Aber gleichgiltig gegen die Tiere ist die Kirche. Gleichgiltig, insofern sie in ihrem Moralsystem für das Mitleid mit ihnen (das sie immerhin aus dem Liebeprinzip der christlichen Religion ableiten könnte) kaum ein Winkelchen hat, gleichgiltig, insofern sie, ohne ihre Stimme zu erheben, tausendmal den schändlichsten Tierquälereien zugesehen hat und noch heute zusieht. In Spanien z. B., wo zwar ein Minister, der für den Staat ein strittiges Waldgut dem Bischof abnimmt, exkommunizirt wird, den Stierkämpfern aber, wenn sie vor dem Beginne ihres Schinderhandwerks sich des Himmels versichern möchten, die Sakramente gespendet werden. Selbstverständlich trifft dieser Vorwurf der Stumpfheit nicht alle christlichen Priester und Geistlichen; es hat unter ihnen immer Leute gegeben, welche der Tiere sich erbarmten. Aber dieses Mitgefühl ist Privatsache; in der Doktrin der Kirche spielt es keine Rolle, im System der Kirche bildet es kein wesentliches Glied. Auch in der prote-

[1]) Altes und Neues II, 268.

stantischen Kirche steht es nicht besser als in der römischen. Luther war persönlich ein Tierfreund: er ruft einem aufgescheuchten Vögelein zu: „Ach, du liebes Vögelein, fliehe nicht! Ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest!“ Das ist hübsch genug, und hübsch ist es auch, daß er laut einer seiner Tischreden sein Hündlein in der anderen Welt wiederzusehen hofft.[1] Dennoch ist auch in Luthers Katechismus das Mitleid mit den Tieren, die Bekämpfung der Tierquälerei ein verlorener Posten. Der „Heilsplan“ zur Erlösung des Menschen, den sich die Theologie nun einmal ausgeheckt hatte, nimmt das ganze Denken der Geistlichkeit gefangen, und wenn man auch weiß, daß alle Kreatur von Gott ist, so ist die Natur mit ihrer Schönheit und Lieblichkeit und ihren geheimnisvollen Kräften doch auch wiederum verdächtig als Teufelswerk, als Quelle der Sündhaftigkeit, als Veranstaltung zur Ablenkung des Menschen von geistlichen Dingen, als Versucherin und Verführerin. In Ansehung jenes „Heilplans“ aber geniren die Tiere. Denn was für den Himmel vorbereitet und erlöst werden soll, ist der unsterbliche Teil des Menschen, ist seine Seele; wenn aber die Tiere auch eine Seele haben, was ist's mit dieser, ist sie auch unsterblich, und welchen Wesensvorzug hätte alsdann die menschliche Seele? Die menschliche Seele, um deren willen, das Unmögliche möglich machend, ein Gott auf die Erde herabgestiegen war? Es hat zwar einen Bischof Butler[2]) gegeben, der (gleich Moses Mendelssohn)

---

[1]) Vgl. zu Luther Bregenzer, Thier-Ethik S. 64.

[2]) Erwähnt ebenda.

Unsterblichkeit der Tierseele forderte, aber das wollte doch in die Kirchenlehre nicht passen. Bekanntlich genirte diese Frage auch den Philosophen Cartesius und seine Schule; sie sagten sich, daß man den Tieren, wenn man ihnen eine Seele zuschreibe, auch Unsterblichkeit zuschreiben müsse, und zogen es deshalb vor, die Tiere als seelenlose Körper, als Mechanismen oder bloße Maschinen zu erklären. Da nun die Kirche mit der Tierseele nichts anzufangen wußte, die Beobachtung, daß beim Tiere etwas dem menschlichen Seelenleben, etwas dem menschlichen Verstand und Gemüt Aehnliches vorhanden sei, sich aber doch nicht unterdrücken ließ, so war die Verlegenheit keine geringe. Zum Glück erschien ein rettendes Wort, und mit beiden Händen hat die Kirche nach ihm gegriffen: das Wort „Instinkt". Als „Instinkt" wurde jede Regung und Aeußerung des Tieres erklärt, welche Denken, Empfinden, Wollen verriet; und wenn auch jede unbefangene Betrachtung erweisen mußte, daß zwar Instinkte beim Tier vorhanden seien (wie beim Menschen), daß aber auf unzählige Erscheinungen von tierischem Seelenleben dieser Begriff nicht passe, wurde doch immer und immer wieder von „Instinkt" geredet: „denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein". Jetzt konnte man zu Gunsten der hohen Würde des Menschen, des alleinigen Himmelskandidaten, den Tieren die „Seele" wieder flottweg absprechen, und so gedankenlos als siegesgewiß bedient sich bis heute unser christlicher Religionsunterricht dieses Aushilfsmittels. Indem aber die landläufige kirchliche Doktrin den Tieren die Seele absprach, wurde sie, wenn auch ohne es zu wollen, tierfeindlich. Denn nun lag ja für Hinz und Kunz,

für jeden denkfaulen und rohen Gesellen die Folgerung nahe: Wenn das Tier keine Seele hat, so wird es auch keinen Schmerz empfinden. Dabei mußte, unter Mitschuld der Kirche, der Abscheu vor der Tierquälerei sich vermindern. Zu welchen abscheulichen Wirkungen diese Theorie führt, zeigt am deutlichsten ein von Friedrich Th. Vischer in Sizilien erlebter Vorgang: Ein Knabe quält einen Vogel, indem er ihn an einem um den Fuß geschlungenen Bindfaden flattern läßt; Vischer stellt den Unfug ab, aber der in der Nähe stehende Pfaffe ist schamlos genug, zur Rechtfertigung der Quälerei zu sagen: „Eh, è una bestia, non ha sentimento!“ (Ach, es ist ein Tier, es hat keine Empfindung!)[1]) Aber auch wo solche empörende Folgerungen nicht gezogen werden, schwächt doch das hochmütig-starre Festhalten an einer Lehre, welche das Tier als ein vom Menschen so gänzlich verschiedenes Wesen erklärt, das Mitgefühl mit ihm ab; bewußt und unbewußt bildet sich die Meinung, daß die Frage nach dem sittlichen Verhalten des Menschen zum Tiere ein Gegenstand von geringer Wichtigkeit sei, und Tiermißhandlungen begegnen einem nachsichtigen Urteil, einem kraftlosen Einschreiten. Man sollte meinen, daß die Geistlichen, die sich die Rolle von Erziehern, von Pädagogen doch so ungern nehmen lassen, hier ein Feld eifriger Thätigkeit zu

---

[1]) Von Vischer erzählt in „Altes und Neues“ II, 266. Hiebei mag jedoch bemerkt sein, daß die bei Tierquälereien in Italien gebrauchte Ausrede „non è christiano“, welcher Vischer (ebenda S. 268) den Sinn zuschreibt, das Tier sei kein Christ, nach der Versicherung von langjährigen Kennern der italienischen Volkssprache sagen will: „es ist kein Mensch“.

finden wüßten; es ist aber eher das Gegenteil der Fall. Bezeichnenderweise sieht sich sogar Bregenzer zu der Bemerkung genötigt:[1] „Die Schulbehörden und Schulen leisten, wenigstens in Deutschland, dem Tierschutz vielfache und wichtige Dienste, vor allem durch planmäßige Belehrung und Erziehung der Jugend. Das gleiche kann leider nur von einem kleinen Teile der kirchlichen Behörden und Geistlichen gesagt werden." Nach Otto Hartmanns in den Berichten des Verbandes der deutschen Tierschutzvereine 1892 veröffentlichter Zusammenstellung „wirken bei den Tierschutzvereinen nur etwas über 7 % Geistliche als Vorsitzende, während über 30 % der Vorsitzenden auf Schulmänner und gegen 60 % auf Juristen, Verwaltungsbeamte und Privatleute kommen." Weitaus am stärksten ist die Beteiligung von Geistlichen in England, am schwächsten in Oesterreich, Frankreich und Rußland. Man mag auf tierfreundliche bischöfliche Erlasse, wie die unter König Ludwig von Baiern gegebenen, hinweisen: es sind Tropfen auf einen heißen Stein.

Bei diesem Stande der Dinge ist es nicht die überlieferte Religion gewesen, welche in den europäischen Kulturvölkern die Idee der Tierschonung erstarken ließ; vielmehr haben wir es hier mit einer Errungenschaft der neuzeitlichen Herzens- und Geistesbildung zu thun, mit einer weltlichen Eroberung. Tierliebe, als ein Erbgut der Volksseele, begegnet uns zwar insonderheit bei der germanischen Rasse zu allen Zeiten, aber nur in Spuren machte sie sich bemerkbar, und noch heute belastet der Vorwurf zahlreicher

---

[1]) Thier-Ethik, S. 305 nebst Anmerkungen.

und arger Tierquälereien den Europäer. Daß eine Wendung zum Besseren eingetreten ist, daß weitverbreitete Härte und rücksichtslose Ausnützung nunmehr langsam einer milderen Gesinnung zu weichen beginnen, verdanken wir dem Mächtigwerden des Begriffes Humanität, dem Mächtigwerden der vom Gefühl getragenen Forderung eines wohlwollenden und gerechten Verhaltens gegen die Tiere. Und es sind weltliche Lehrer, es sind die Aristokraten des Geistes gewesen, die uns das Gewissen geschärft, die auch in dieser Richtung den Kreis unseres Empfindens erweitert und uns überzeugt haben, daß ein liebevolles Verhalten gegen die Tiere sittliches Gebot und von wahrer und edler Menschlichkeit nicht zu trennen sei.

Dichter und Denker (Philosophen und philosophirende, mit den allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit sich befassende Denker) sind, der typischen Art ihrer geistigen Organisation und Thätigkeit nach, im größten Sinne die Lehrer der Menschheit; denn die Dichtung wie das philosophische Denken umspannt das Ganze des Menschenlebens, die Zustände der Seele und zugleich die Welt der äußeren Wirklichkeit. Geistvoll sein, was heißt es? Nichts anderes, als daß man ein im strengen Sinne großes und bedeutendes Stück Leben, sei es in der Form persönlicher Erfahrung oder in der des Wissens, in sich aufgenommen habe und das so Empfangene in individueller, eigenartiger Prägung von innen wieder nach außen, wieder an andere zu geben vermöge. Es ist soviel als inneren Reichtum haben, in ein selbständiges Gut der Seele verwandelten, dem Besitzer zu lebendigem und fruchtbarem Gebrauch gegenwärtigen Vorstellungs- und Gedankenreichtum; es ist soviel

als eine Gehirnthätigkeit haben, bei der wie bei jenem „Webermeisterstück“

„Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“

Das Wort „geistreich“ will das nämliche sagen, drückt aber einen geringeren Grad, einen geringeren Wert aus; denn an etwas „reich“ sein ist weniger als von etwas „voll“ sein; und während wir mit dem Ausdrucke „geistreich“ gern einen Menschen bezeichnen, der uns durch rasche, glänzende und gutgefaßte Gedanken überrascht, knüpfen wir an das Prädikat „geistvoll“ die Bedingung, daß Ernst und Tiefe vorhanden sei, daß jenes innerliche Lebendigwerden und Aufblitzen von „Verbindungen“ und Beziehungen die Bahn oder Richtung auf umfassende und wichtige Vorstellungsgebiete, auf die Zentren des menschlichen Erkennens und Empfindens zu nehmen pflege und ein von großen Gesichtspunkten ausgehendes und in Uebung gereiftes Urteilen hiemit in Verbindung sei. Liegt es nun auf der Hand, daß gerade die dichterische und die philosophische Anlage eine vielseitige Eindrucks- und Auffassungsfähigkeit bedingen, da sich Dichter wie Philosophen am wesentlichen Inhalt des gesammten Lebens zu nähren haben, so ist auch deutlich, daß gerade sie auf jenes „Geistvollsein“ gewiesen sind. Doch bedürfen und genießen eines gleichgearteten Vermögens noch Andere: zunächst die Künstler, als die Schöpfer einer zweiten, aus dem Geiste wiedergeborenen und das Wesen der Dinge aufzeigenden, offenbar machenden Formenwelt. Auch die Religionsstifter

treten in die nämliche Reihe, vorausgesetzt, daß sie nicht nur den Anstoß zu einer mächtigen ethischen Bewegung geben, sondern auch in die mythischen Bestandteile ihrer Lehre einen bleibenden Wahrheits- oder Erkenntnisgehalt verflechten. In diesen vier Kategorien ist Geist des vollen Lebens thätig; von ihnen allen gilt, daß ihnen nichts Menschliches fremd sein dürfe, von ihrer aller Angehörigen wird gefordert, daß sie die Summe der geistigen Bildung ihrer Zeit in sich aufnehmen oder doch mit den geistigen Bedürfnissen ihrer Zeit lebendige Fühlung haben, mögen diese nun dem Gebiete des intellektuellen Erkennens oder dem Gemüts- oder dem Phantasieleben zuzurechnen sein. Wo könnte eine größere Summe von „Geist", von Lebensinhalt auf Einem Punkte zusammenkommen, als bei solcher Thätigkeitsrichtung, und wo wäre mit Genialität eine größere oder nur eine gleich große Fülle von Ideen verknüpft? Man lese die Gespräche Goethes: wo gibt es in der Welt etwas Aehnliches? Vielleicht sind es insbesondere die Dichter und Künstler, von denen man sagen muß, daß sie die vollen Menschen seien, daß sie die menschliche Gattung in ihrer höchsten geistigen Organisation zeigen, da bei ihnen die Haupt- und Grundvermögen des Menschen, Verstand, Gefühl und Phantasie, in ungewöhnlicher Stärke vorhanden sein und zusammenwirken müssen; wogegen die philosophische Anlage, nach der Seite des Intellektualismus und der Abstraktion hin entwickelt, leicht jenes harmonische Verhältnis vermissen läßt. Die Abgeschmacktheit, daß nun jeder Dichter und Künstler so hoch zu nehmen sei, wird man hinter diesen Sätzen hoffentlich nicht suchen wollen; es handelt sich hier immer um

bedeutende Menschen, und nur da kann von Dichtern und Denkern, Religionsstiftern und Künstlern als von Lehrern der Menschheit die Rede sein, wo eine starke oder geniale Begabung vorliegt, wo Scharfsinn, Tiefsinn, Intuition und Empfindungsfülle sich zusammengefunden haben und so die schöpferische Thätigkeit zu einem typischen Ausdruck kommen kann. Selbstverständlich läßt sich „mit Geist" auch jede Fachwissenschaft betreiben, selbstverständlich können auch von den Vertretern dieser Berufszweige weltgeschichtliche Errungenschaften gemacht werden; doch ist bei den enger begrenzten Aufgaben der Fachwissenschaften ein Hinübergreifen in allgemein menschliche Angelegenheiten und Probleme selten möglich, die gelehrt-einseitige Detailarbeit selbst pflegt den Gesichtskreis der Beteiligten zu verengen, und ihre Arbeitsmethode wie Arbeitsziele sind in letzter Linie von allgemeineren kulturellen Strömungen abhängig. Eine bevorzugte Stellung nimmt allerdings hier die Naturwissenschaft ein. Zwar ist es nur die eine Hälfte der Welt, die sie umspannt, und ihr Betrieb, sogar ihr erfolgreicher Betrieb scheint einen weitgehenden Verzicht auf die Anteilnahme an den sonstigen geistigen Interessen der Menschheit nicht zu verwehren. Man erinnere sich an Darwin, an seine autobiographische Skizze und andere Schilderungen seines Lebens: die letzten Denkprobleme erfaßt er kaum, und im ganzen Gebiet des ästhetischen Urteils bleibt er auf frühjugendlicher Stufe: er liest z. B. jahraus, jahrein Romane, aber wahllos und nicht eben die besten, er verlangt von ihnen nur, daß Hans die Grete bekommt, und meint, man solle gegen Romane mit unglücklichem Ausgang ein Gesetz erlassen. Dagegen findet er (in seinen

Mannesjahren!) Shakespeare (den er doch selbst einmal neben Newton unter den größten Männern nennt)[1]) „unerträglich langweilig“! Da ist ja Fürst Bismarck, der bekanntlich äußerte, daß er sich mit einem Viertel der Werke Goethes eine Zeit lang auf einer wüsten Insel zu leben getraue, noch ein humanistisches Muster! Und Bismarcks Leben ist mit Berufsarbeit doch wohl nicht minder ausgefüllt gewesen als das des Schöpfers der Deszendenzlehre! Darwin meint bedauernd, über seinem naturwissenschaftlichen Sammeln von Thatsachen seien bei ihm die Gehirnstellen oder der Sinn für Poesie, Musik, Gemälde „atrophisch“ geworden, und er sagt sich sogar, daß „der Verlust der Empfänglichkeit für derartige Sachen ein Verlust an Glück und möglicherweise nachteilig für den Intellekt, noch wahrscheinlicher für den moralischen Charakter“ sei; aber das andauernde Vergnügen an den genannten Romanen, die doch auch zu den Werken der Einbildungskraft gerechnet werden müssen, beweist, daß es sich hier nicht um „Atrophie“ handelte, und jenes naive „möglicherweise“ ist charakteristisch. Doch immerhin, mögen Mängel dieser Art in das Lebensbild eines Forschers mitunter einen störenden Zug bringen — als Ganzes ist die Naturwissenschaft etwas so Großes und Bedeutsames, daß sich ihr Einfluß auf das gesammte menschliche Denken erstreckt und ihre Heroen, als die Entdecker weltbewegender Gesetze, als Wahrheitsbringer, eo ipso unter den Lehrern der Menschheit zählen. Wird man aber Staatsmänner und Gesetzgeber von den letzteren ausschließen wollen?

---

[1]) In der „Abstammung des Menschen“.

Gewiß nicht, wenn nämlich ihr Handeln und Wirken die Betrachtung sub specie aeterni vertragen kann und ihre Weisheit nicht nur einer einzelnen Nation, sondern den Völkern überhaupt frommt. Im Uebrigen fallen ja Gesetzgeber und Staatsmänner zum Oefteren in die Klasse der philosophirenden Denker, und zumal in den älteren Zeiten waren die Religionsstifter auch die Gesetzgeber.

Die Dichter sind von jeher das beredte Herz der Menschheit gewesen; sie sind, wie man mit Hermann Paul hinzusetzen darf, die Vorkämpfer von Umwälzungen im Denken und Empfinden, „die Schöpfer neuer Bildungsideale". „Man schätzt ihren Wert schlecht, wenn man sie nur als eine Quelle des Genusses, wenn auch des edelsten Genusses, betrachtet, und ebenso, wenn man ihren erzieherischen Wert nur in der Ausbildung des ästhetischen Sinnes im engeren Verstande sieht. . . . Man wird der großen litterarischen Bewegung, wie sie mit Klopstocks und Lessings Auftreten beginnt, nicht gerecht, wenn man sie bloß als eine litterarische betrachtet. Die Dichtung dieser Epoche ist nicht die schönste Blüte einer schon vorhandenen Kultur; nein, erst mit ihr und durch sie ist eine neue Kultur geschaffen." . . . Durch die neuen Bildungsideale der Hauptvertreter der Litteratur wurde „derjenige Teil der Nation, der ihnen zu folgen im Stande war, aus geistiger Gedrücktheit und Enge zu einer großen freien Lebensauffassung emporgehoben. Und so sind von ihnen auch die fruchtbarsten Anregungen für die Wissenschaft unseres Jahrhunderts ausgegangen." [1]) Diese trefflichen Worte könnten

[1]) Prof. Hermann Paul in der Festrede der k. bair. Akademie der Wissenschaften vom 15. November 1897.

bekräftigen, was zur Ehrung der Dichter oben gesagt wurde, wie sie andererseits der große Anteil, den die Dichtung an der Erweckung des Sinnes für das Tierleben und für humane Tierschonung genommen hat, bestätigen könnte. In der That wäre hier eine lange Reihe von Verdiensten zu nennen, und man müßte, wenn man eine Aufzählung versuchen wollte, mit Homer beginnen, der ja im 17. Gesang der Odyssee von der Treue des Hundes schon das Rührendste gesagt hat. Man müßte von der Tiersage, dem Tiermärchen, der Tierfabel reden, vom Pantschatantra, von Willem, dem Dichter des niederländischen Reinaert, von den Dichtern des niederdeutschen Reineke Vos, aber auch von Aesop. Man müßte an Walther von der Vogelweide, an Jean Pauls und Lord Byrons Tierliebe erinnern, an Shelleys Ode „An die Lerche", an Gedichte Rückerts, an Friedrich Th. Vischers herrliches Gedicht „Amselruf", an Eduard Mörikes Gedicht „Unser Fritz", an Johann Georg Fischers Schriftchen „Aus dem Leben der Vögel", an Wilhelm Jensens starken, der Tiere gern gedenkenden Natursinn, an Otto Brauns Sonett „Erste Schuld" (Gartenlaube 1897, Nr. 80) und an noch vieles Andere. Auf manchen Namen führt uns gelegentlich unsere Betrachtung; hervorgehoben aber sei an gegenwärtiger Stelle, daß auch die beiden größten Dichter, welche die Welt gesehen hat, daß Shakespeare und Goethe ein warmes Herz für die Tiere bezeugt haben. In Shakespeares „Maß für Maß" sagt Isabella zu ihrem Bruder:

„Hast du Mut zum Tod? —
Des Todes Schmerz liegt in der Vorstellung;
Der arme Käfer, den dein Fuß zertritt,
Fühlt körperlich ein Leiden, ganz so groß,
Als wenn ein Riese stirbt."

In „Titus Andronicus“ schlägt Marcus mit dem Messer eine Fliege auf dem Teller tot; Titus Andronicus stellt ihn zur Rede:

„Schäme dich, Mörder; du erschlugst mein Herz;
Mein Aug' ist übersatt von Tyrannei:
Ein Mord an dem unschuld'gen Tier geübt
Ziemt Titus' Bruder nicht: Steh auf und geh.
Ich seh', du taugst für meinen Umgang nicht.“

Marcus will sich entschuldigen:

„O Lieber, eine Flieg' erschlug ich nur!“

Titus aber fährt fort:

„Wenn nun die Fliege Vater hatt' und Mutter?
Wie senkt' er dann die zarten gold'nen Schwingen
Und summte Klag' und Jammer durch die Luft!
Harmloses, gutes Ding!
Das mit dem hübschen, summenden Gesang
Herflog, uns zu erheitern; und du tötest sie!“

Auch die Stellen gegen die Vivisektion sind hier anzuführen. In „Cymbeline“ rühmt sich die Königin, daß sie ihr Wissen zu erweitern trachte, indem sie die Kräfte der Spezereien und Gifte an solchen Kreaturen prüfe,

„die nicht des Hängens wert (an Menschen nicht!)“.

Der Arzt Cornelius aber erwidert ihr:

„Solche Uebung
Muß, hohe Fürstin, Euer Herz verhärten;
Auch ist der Anblick dieser Wirkung schädlich
Sowohl als ekelhaft.“

Im 5. Akt hören wir denn auch, daß es Katzen und Hunde waren, an denen die Königin, auf Größeres zielend, den Gifttrank erprobt habe. — Bei Goethe bedarf es

kaum des Zeugnisses einzelner Dichterstellen. Wir kennen ihn als einen „grundguten Menschen“ — diese Bezeichnung übernimmt man gern von Nietzsche[1]) — und bei einem solchen versteht sich Mitgefühl mit den Tieren von selbst. Wir kennen ihn aber auch als einen Denker, der in den Zusammenhang des organischen Lebens tiefste Blicke gethan hat, als einen sinnenden und forschenden Geist, dem die Natur es gönnte, „in ihre Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen“. Von sich selbst durfte Goethe, die Natur anrufend, sagen, was Faust in der Szene „Wald und Höhle“ erhabenen Bewußtseins und in tiefer Bewegung ausspricht:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“

Goethes Dichtung, sowohl die poetischen Ergüsse seiner Jugend als die reife Weisheit seines Alters, ist durchdrungen von solchen Anschauungen; ein enthusiastisches und inniges Sicheinfühlen in die Natur gehört zu seinen Grundstimmungen, und aus dieser Wurzel entspringen auch eifrige Naturstudien, entspringen, zu Erkenntnissen geworden, die großen Ideen des Dichters über die Verwandtschaft der organischen Wesen, über die Metamorphose der Pflanzen und Tiere. Soweit der geistige Einfluß dieses Erlauchten reichte, mußte der starre Hochmut, der die Menschen ihre Mitgeschöpfe verachten läßt, erschüttert werden, und Goethes Dichtung und Gedankenwelt darf somit ihrer Gesammtrichtung nach recht eigentlich als tierfreundlich

---

[1]) Gesammelte Werke XII, 362 (Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1881—1885).

bezeichnet werden. Es findet sich in den Werken aber auch eine einzelne Aeußerung, welche, ein prägnanter Ausdruck sowohl der tiefen Religiosität und Frömmigkeit Goethes als auch der Milde und Gütigkeit seiner Gesinnung, für das Verhalten zu den Tieren eine ethisch-praktische Regel gibt. Es ist der Spruch im „West-östlichen Divan“:

„Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen!“

Auch auf die Mitwirkung der Künstler, insofern diese in malerischen und plastischen Darstellungen naive Liebe zu den Tieren und Verständnis für die Tierseele an den Tag gelegt haben, ist hier hinzudeuten. Ich denke aber dabei weniger an die Reihe der Maler, welche Jagdbilder geliefert haben, als an Meister, deren Pinsel mit feiner und eindringlicher Charakteristik die natürlichen und idyllischen Zustände des Tierlebens geschildert hat, an Joh. Weenix, Melchior Hondekoeter, Peter Caulitz, Landseer und andere.

Die Reihe der Philosophen eröffnet eine Anzahl griechischer Denker, welche im Zusammenhang mit der Annahme der Seelenwanderung das Gebot der Tierschonung, auch das Gebot der Enthaltung von Fleischgenuß gegeben haben. Hier sind die Anhänger des Pythagoras zu nennen, denen die gänzliche Enthaltung von blutigen Opfern und Fleischspeisen Ordensregel war, sodann Empedokles, der das Töten von Tieren und den Fleischgenuß für einen mit dem Ermorden von Menschen

und dem Genießen von Menschenfleisch zu vergleichenden Frevel ansah und auch die Verletzung von Pflanzen, denen religiöse Bedeutung zukam, wie des Lorbeers und der Bohnen, verbot. Desgleichen wurde Enthaltung von Fleischgenuß bei den Neupythagoräern, wie z. B. von Apollonius von Tyana, gelehrt. Plutarch dringt auf Beschränkung der tierischen Nahrung, da Pflanzenkost der Gesundheit wie der geistigen Thätigkeit zuträglicher sei, er dringt auch auf Schonung der Tiere, indem er verlangt, daß man sich der Tierkämpfe und der bloß zum Vergnügen dienenden Jagd enthalte, daß man die zähmbaren Tiere nicht töte und grausame Behandlung der zur menschlichen Ernährung verwendeten Tiere verbiete. Das Haupt des Neuplatonismus, Plotinos, beobachtete in der Enthaltung von Tierkost solche Strenge, daß er sogar den aus Natterngift bereiteten und als Arzneimittel gebräuchlichen Theriak zu nehmen sich weigerte. Sein Schüler Porphyrios verfaßte eine Schrift gegen den Fleischgenuß: die Tiere, führt er aus, seien mit Verstand begabt und uns verwandt, durch die Fleischspeisen werde die Sinnlichkeit gereizt und gekräftigt und, da von den Leichen der Tiere das Fleisch genommen sei, Lebendiges mit Totem frevelhaft vermischt.[1])

Indessen wechseln in der Geschichte der Philosophie, der älteren wie auch der neueren, Gesichtspunkte und Lehren, welche einer wohlwollenden Auffassung der Tierheit günstig

---

[1]) Vgl. Eduard Zeller, Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung, 5. Aufl., I, 731—732 und 3. Aufl., III, 2, 663.

sind, mit den entgegengesetzten.[1]) Von hemmendem Einfluß war schon die von einseitiger Schätzung der menschlichen Vernunft getragene Philosophie Platons. Aber auch Aristoteles war der Meinung, daß wie die Pflanzen um der Tiere, so die Tiere um der Menschen willen geschaffen seien; einigen Fortschritt bringt jedoch einer seiner Schüler, Theophrastos, der sich „unter Berufung auf die Gemeinschaft aller Lebewesen" gegen die Tieropfer als gegen eine der Friedfertigkeit und Frömmigkeit zuwiderlaufende Sitte aussprach. Die stoische Philosophie lehrte zwar eine Stufenleiter der Wesen, sprach auch durch Marc Aurel den Satz aus: „Gegen unvernünftige Tiere betrage dich als einer, der Vernunft hat, großmütig und frei"; da sie aber im Mitleid einen des Weisen unwürdigen Affekt sah, so machte sie die Behandlung der Tiere kaum besser. Durch das ganze Mittelalter hindurch wirkte die Herrschaft der aristotelischen und der platonischen Philosophie mehr naturentfremdend als Naturliebe und Naturverständnis erweckend. Die sogenannte christliche Philosophie, die Scholastik, die kläglichste Zeit alles Philosophirens, lag im Banne der Kirche. Cartesius[2]) spricht den Tieren mit dem Denken die Seele ab; Spinoza gesteht ihnen zwar Empfindung zu, nimmt aber eine Wesensverschiedenheit zwischen Tier und Mensch an und erklärt, die Vernunft lehre uns wohl, in Verfolgung

---

[1]) Vgl. zum Nächstfolgenden (Stellung der Philosophen von Platon bis zur Gegenwart, wie auch der Naturforscher) die an Belehrung und Aufschlüssen reichen Abschnitte bei Bregenzer, Thier-Ethik, S. 186—231 und 241—250.

[2]) Vgl. oben S. 198

unseres Nutzens freundschaftliche Bande mit den Menschen zu knüpfen, nicht aber mit den „unvernünftigen Tieren"; die Affekte der Tiere seien von Natur aus verschieden, eines Jeden Recht bestimme sich nach seiner Macht oder Tugend, welche nichts anderes als ein Handeln nach den Gesetzen seiner eigenen Natur sei, es sei uns also erlaubt, uns der Tiere nach Belieben zu bedienen und sie so zu behandeln, wie es uns am besten passe; das Gesetz, die unvernünftigen Tiere nicht zu schlachten, sei mehr in einem eitlen Aberglauben und einem weibischen Mitleid als in gesunder Vernunft begründet. Im gleichen Zusammenhang erklärt Spinoza, es sei viel vernünftiger und unserer Einsicht würdiger, die Handlungen der Menschen als die der Tiere zu betrachten.[1]) Diese Sätze und Meinungen verraten einen völligen Mangel an tierpsychologischer Einsicht und verneinen jedes ethische Verhalten des Menschen gegen die Tiere. Nicht viel besser ergeht es diesen in den idealistischen Systemen der neueren deutschen Philosophie bei der ihnen gemeinsamen Ueberschätzung der menschlichen Vernunft und des menschlichen Ichs. Kant läßt Mensch und Tier nach Vorstellungen handeln, glaubt jedoch, daß die Gabe der Vernunft einen „spezifischen Unterschied" zwischen beiden begründe. Die Vernunft ermögliche den Menschen die Ichvorstellung, durch sie sei er Person mit Einheit des Bewußtseins und ein „von Sachen, dergleichen die vernunftlosen Tiere sind, nach Rang und Würde ganz verschiedenes Wesen". Die Tiere seien seinem Willen

---

[1]) Vgl. Spinozas Ethik (übersetzt von v. Kirchmann) IV, 35—37.

überlassene Mittel und Werkzeuge seiner beliebigen Absichten. Das Tier habe weder Rechte noch Pflichten, der Mensch könne nur gegen den Menschen Pflichten haben; seine vermeintliche Pflicht gegen andere Wesen sei nur Pflicht gegen sich selbst: durch Tierquälerei (unnötige Vivisektion wird von Kant als verabscheuungswürdig bezeichnet) werde das Mitgefühl mit Menschen, „folglich eine der Moralität im Verhältnis zu andern Menschen sehr diensame Anlage geschwächt". Auch Dankbarkeit für lange geleistete Dienste sei nur indirekt eine Pflicht des Menschen gegen das Tier, direkt betrachtet, sei sie immer nur Pflicht des Menschen gegen sich selbst, Liebe, jedoch nicht Achtung, sei den (vernunftlosen) Tieren gegenüber möglich, eine sittliche Triebfeder aber sei die Liebe oder Sympathie nicht, da ja eine solche nur im Pflichtbewußtsein, in der (neigungslosen) Achtung vor dem für die Vernunftwesen bestehenden Sittengesetz liege. — Auch Fichte drückt das Tier dem Menschen gegenüber auf eine tiefe Stufe herab, und „da er das subjektive Recht auf die Wechselseitigkeit der Rechtsleistung gründet, die bei Tieren fehlt, auch das Recht von der Moral gänzlich trennt", weiß er nichts von einem Rechte der Tiere. Vereinzelte Keime zu einer richtigeren Auffassung enthält Schellings Philosophie, insofern sie Organisches und Unorganisches als ein Ganzes und den Menschen als einen Erlöser der Natur, als einen Mittler zwischen Gott und Natur betrachtet. Völlig ausgeschlossen ist ein ethisches Verhältnis zwischen Mensch und Tier wiederum bei Hegel, der dem Tier mit der Vernunft ausdrücklich Religion und Sittlichkeit abspricht und so auf der Behauptung eines spezifischen Unterschiedes zwischen Mensch und Tier beharrt.

Der Reihe dieser eher tierfeindlichen als tierfreundlichen philosophischen Systeme stehen jedoch schon von Montaigne ab andere Lehrmeinungen gegenüber. Montaigne, der im Jahre 1592 starb, räumt „als erster isolirter Vorläufer der Gefühlsmoral" den Tieren einen moralischen Anspruch auf Barmherzigkeit ein, indem er erklärt: „den Menschen sind wir Gerechtigkeit schuldig, Milde und Barmherzigkeit allen übrigen Geschöpfen, welche davon Vorteil zu haben fähig sind . . . Es besteht zwischen ihnen und uns eine gewisse Gemeinschaft und gegenseitige Verpflichtung". Die Befreiung von scholastischer Wortklauberei und Wirklichkeitsverkennung, welche sich an Francis Bacons auf Naturbeobachtung und Erfahrung dringende Wissenschaftsreform knüpft, mußte mittelbar einem besseren Verstehen des Tierlebens zugute kommen, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Rousseaus Naturschwärmerei einer liebevolleren Erfassung aller Naturwesen. Schon Leibniz hat für die Tiere eine angemessenere Stellung als Descartes und Spinoza: indem er im Ganzen der Natur nirgends Sprünge, sondern überall Uebergangs- und Mittelglieder findet, erkennt er ein gesetzmäßiges, kontinuirliches Stufenreich der Wesen an und ordnet die Tiere als „träumende", zwar mit Empfindung und Gedächtnis, aber nicht mit Vernunft und Selbstbewußtsein begabte Monaden zwischen die Pflanzen (die bewußtlosen, „schlafenden" Monaden) und die menschlichen Monaden ein. Von einem Rechte der Tiere könne allerdings „außer nach der Analogie" nicht die Rede sein. Lockes Empirismus erschüttert den Gegensatz zwischen Geistigem und Materiellem; die englischen Moralphilosophen, wie Shaftes-

bury, heben den Glückseligkeitswert der wohlwollenden, gemeinnützigen geselligen Neigungen hervor; der Skeptiker Hume gesteht den höheren Tieren die Fähigkeit zu, Schlüsse aus der Erfahrung zu gewinnen. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts betont wiederum den Vernunftbesitz des Menschen, wogegen der plumpe Materialismus La Mettries den Menschen zu einer Maschine macht und in der körperlichen Organisation den ausschließlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier findet. Unter den Zeitgenossen Kants verficht Hamann, ein auf unmethodisches und undisziplinirtes Denken organisirter, aber geistvoller Kopf, den Satz, daß Mensch und Tier nicht nach Art, sondern nach Stufen verschieden seien. Einen großen Fortschritt nach der Seite des Ethischen hin bedeutet Herder. Zwar stellt auch er eine Gleichberechtigung, einen Rechtsanspruch der Tiere in Abrede, räumt auch dem Menschen, der auf Grund seiner physischen Organisation höher veranlagt sei, den Alleinbesitz von Vernunft, Willensfreiheit, Religion und Sittlichkeit ein; wohl aber gelten ihm die Tiere als „der Menschen ältere Brüder“[1]) und als vom Gefühl eingegebenes Moralprinzip, als Forderung der Humanität, der universalen christlichen Bruderliebe, gilt ihm, daß der Mensch nicht bloß alle Menschen, sondern auch die Tiere mit Liebe umfasse. Der Mensch sei „Vormund“ seiner älteren Brüder, sei nicht nur Herr, sondern auch Knecht und Pächter der Erde, er stehe im Wechselverhältnis zu den Tieren, insbesondere den

[1]) Ideen zur Geschichte der Menschheit, Buch II, Abschnitt 3.

Haustieren, habe also ihren Glückseligkeitstrieb zu achten. Zur Humanität, zur Bruderliebe sei der Mensch von Natur gebildet: „Wir trauern um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen eines zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgiltig; und je vollkommener das Tier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahe kommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unerschütterliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählich dies organische Mitgefühl betäuben.“ [1])

Nach der psychologischen Seite hin liegt in der Frage des Verhältnisses von Mensch und Tier das Verdienst Herbarts, insofern dieser „die Platonisch-Kantische Theorie des spezifischen Unterschiedes als einen unhaltbaren und wesentlich vom menschlichen Hochmut festgehaltenen Irrtum gekennzeichnet und . . . die entgegengesetzte Theorie des graduellen Unterschiedes eingehend begründet hat“. Eine entwickelte Ichvorstellung und damit Persönlichkeit fehlt nach Herbart den Tieren, aber auch den ungebildeten Menschen und den Wilden, so daß zwischen diesen und dem Tiere kein wesentlicher Unterschied bestehe. Schleiermacher gesteht den Tieren eine „unvollständige Persönlichkeit“ und ein zwischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein schwebendes Mittleres zu, geht sogar so weit, es für unsittlich zu erklären, daß man zu Gunsten des Höheren (der Vernunft) Tiere töte und Pflanzen zerstöre. Der englische Soziologe Bentham spricht sich zwar für das Recht des Menschen,

---

[1]) Ebenda, Buch IV, Abschnitt 6.

Tiere zu töten, aus, will aber im moralischen Kalkül die Tiere doch mitberücksichtigt wissen; denn dieser bezwecke das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl, beziehe sich also auf alle Wesen, welche Glück zu fühlen fähig seien.

Von außerordentlicher Bedeutung für die Fragen der Tierschonung und des Tierrechtes sind die Ansichten Krauses und Schopenhauers. Karl Chr. Fr. Krause — ein Denker und ein Dulder, der eines besseren Looses, als es ihm zu teil wurde, würdig gewesen wäre — hat zum erstenmal die ethische Stellung des Menschen zu den Tieren und das Tierrecht zu einem systematischen Bestandteil philosophischer Lehre gemacht. Leider trugen seine grillenhaften Sprachkünsteleien dazu bei, ihn des Einflusses auf seine Zeitgenossen zu berauben. Nach Krause ist bei den Pflanzen Leben, aber kein Selbstbewußtsein vorhanden, weshalb bei ihnen von Recht nicht gesprochen werden kann. Der „vollwesentliche" Unterschied zwischen Mensch und Tier besteht darin, daß das Tier wohl Geist oder Vernunft niederer Stufe, sinnliches Triebleben und eine gewisse freie Selbstbestimmung besitzt, das Uebersinnliche aber nicht zu erkennen vermag. Tierheit und Menschheit gehören jedoch als Glieder den „Vereinwesen" an, in welchen Gott sich „darlebt", und stehen ebendeshalb in ethischen Beziehungen zu einander: Gott ist das Gute, das menschliche Wesen ist ein dem Ganzen, Gott, gleichartiger Teil des göttlichen Wesens und hat die Aufgabe, in Gottinnigkeit, in innerer Vereinigung mit der Gottheit, gleich dieser selbst alle endlichen Wesen, somit auch die Tiere liebend zu umfassen. Die Tierwelt, bemerkt Krause, stellt sich „der Menschengattung als ihr in einzelnen Teilen belebtes

Gleichnis zu liebender Wechselwirkung entgegen. In künstlerischer Erziehung und Veredlung der Tierwelt, in zarter Teilnahme an ihren Leiden und Freuden, in reiner uneigennütziger Liebe zu ihnen spiegelt sich die gottähnliche Vollendung der Menschheit. Die Tiere sollen sich im Verhältnis ihrer Nähe oder Ferne von der Menschengattung gleichsam als Unmündige um die liebende, elterlich sorgende Menschheit versammeln, daß sie von ihr die Wohlthat des höheren Lebens empfangen. Derselbe unsterbliche Naturgeist lebt in allen Pflanzen und Tieren, der auch des Menschen Leib erbaut. . . . Die Natur ist ein wahrhaft ganzes, in seiner Art unendliches Wesen, eine mit der Vernunft gleich würdige und hohe Nebensphäre in Gott."[1]) — Es ist also eine metaphysisch-religiöse Unterlage, auf welche Krause die Tierliebe gründet. Rechtsphilosophisch leitet er das Bestehen eines Tierrechtes von der Thatsache ab, daß die Tiere eine Seele haben: alles, was Seele habe, müsse auch ein Recht haben. Das Tier sei Vernunftwesen, Selbstwesen, Person, erste oder niedrige Stufe freier Persönlichkeit und Vernünftigkeit; auf der Vernünftigkeit beruhe die Rechtsfähigkeit. Alle endlichen Wesen seien gleichberechtigt, jedoch nicht „zu Gleichem", sondern „jedes nur zu dem, was Bedingnis der Erreichung seiner Bestimmung ist"; das Recht der Tierheit sei im Verhältnis zu dem der Menschheit ein untergeordnetes. Ein Teil der Menschheit habe Gottesbewußtsein und Selbstbewußtsein, ein anderer nur Bewußtsein seiner selbst als ewigen und freien Wesens, ein dritter

[1]) Krause, Urbild der Menschheit.

nur ein im Leiblichen befangenes Selbstbewußtsein. Die Tiere, besonders die Haustiere, zeigten alle Merkmale der dritten Vernunftstufe: „sie haben Selbstgefühl, sie haben Vorstellungen und Phantasie, ja sie bestimmen sich nach Gemeinbegriffen . . . es sind dies also geistige Wesen, aber festgehalten auf dieser niedrigsten Stufe“. Das Recht der Tiere bestehe darin, daß ihnen die Bedingnisse der Ausführung ihres rein tierischen Lebens geleistet werden, daß man ihnen den Anspruch auf Wohlbefinden, Schmerzlosigkeit, die erforderlichen Nahrungsmittel zugestehe. Dafür hätten sie auch die Pflicht zur Mitwirkung an den Vernunftzwecken der Menschen, dem Menschen stehe also ihnen gegenüber das Recht auf Arbeitsbenützung und Freiheitsbeschränkung zu. Das Rechtsverhältnis des Menschen zu den Tieren sei ähnlich wie das zu seinen eigenen auf unvollkommener Stufe stehengebliebenen Genossen eine Art Vormundschaft. Die Menschheit ist, wie Krause sehr schön sagt, berechtigt, das ganze organische Leben auf Erden, das Leben der Pflanzen und der Tiere, zu ihrer Vervollkommnung „heilig und fromm zu nützen“. Der Mensch könne Tiere töten, jedoch nur soweit dies durch die Naturnotwendigkeit und bestimmte Vernunftzwecke gefordert werde; da der gesammte Naturorganismus, welchem jedes einzelne Naturwesen untergeordnet sei, Selbstzweck sei, so habe jedes Naturgebilde das Recht, als Naturgebilde geachtet und nicht zwecklos zerstört zu werden. — Solche tiefe und sittlich verehrungswürdige Gedanken sind es, in denen Krauses auf psychologische Grundlage gestellte Tierrechtsanerkennung gipfelt. Von welcher Weite des Blickes dieser Denker war, bezeugen die Sätze: „der

jetzige Rechtszustand ist nur ein Durchgangszustand . . . das nationale Recht muß zum Völker-, Menschheits- und Weltbürgerrecht fortschreiten".

Auch Arthur Schopenhauer begründet die Tierschonung metaphysisch. Den Unterschied zwischen Mensch und Tier findet er im „Grade der Erkenntniskraft"; ausschließlich der Mensch habe neben dem Verstande noch Vernunft, d. h. das Vermögen abstrakter Begriffsbildung und damit auch Sprache, während dem Tiere nur Verstand („Anschauung") innewohne. Der gesammte Intellekt des Tieres, insbesondere auch Gedächtnis und (bei den höchsten Tieren) Phantasie, sei auf das Anschauliche und Konkrete beschränkt; „sogar die klügeren Tiere sehen von den Objekten nur, was sie angeht . . . gegen alles andere sind sie unempfänglich". Mit Recht wird beigefügt, daß letzteres auch beim gewöhnlichen Menschen der Fall sei; wogegen Schopenhauers Behauptung, daß die Tiere des Vorsatzes, der Verstellung und der Besonnenheit unfähig seien, nicht richtig ist. Als das Menschen und Tieren Gemeinsame wird der Wille, seinem Inhalt nach „Wille zum Leben", erklärt; im Willen an sich findet ja Schopenhauers Philosophie den metaphysischen Grund der Welt, das Primäre, Gattungsmäßige, allein Reale und Bleibende, während der Intellekt, die Vorstellung, das Sekundäre, Individuelle und Veränderliche sei. Auf Grund der Gemeinsamkeit dieses Willens bestehe Wesensidentität von Tier- und Menschenwelt, und aus der Einsicht in diese Wesensidentität fließe als Moralprinzip das Mitleid mit allen animalen Wesen, durch die pessimistische Erkenntnis des in der Welt überwiegenden Uebels gesteigertes Mit-

leid. Das Mitleid ist die Aeußerung des die Verminderung des Uebels, des Schmerzes auch der Tiere erstrebenden guten Herzens: es „hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen ein Tier grausam ist, könne kein guter Mensch sein“.[1]) Und nicht nur ein moralisches, sondern auch ein rechtliches Verhältnis zwischen Mensch und Tier leitet Schopenhauer aus seinem ethischen Princip ab. Ganz vortrefflich sind hiebei die Sätze: „Die vermeinte Rechtlosigkeit der Tiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei oder, wie es in der Sprache jener Moral heißt, daß es gegen Tiere keine Pflichten gebe, ist geradezu eine empörende Rohheit und Barbarei des Occidents, deren Quelle im Judentum liegt. In der Philosophie beruht sie auf der aller Evidenz zum Trotz angenommenen gänzlichen Verschiedenheit zwischen Mensch und Tier, welche bekanntlich am entschiedensten von Cartesius ausgesprochen ward, als eine notwendige Konsequenz seiner Irrtümer. . . . Solchen Sophistikationen der Philosophen entsprechend finden wir auf dem populären Wege die Eigenheit mancher Sprachen, namentlich der deutschen, daß sie für das Essen, Trinken, Schwangersein, Gebären, Sterben und den Leichnam der Tiere ganz eigene Worte haben, um nicht die gebrauchen zu müssen, welche jene Akte beim Menschen bezeichnen, und so unter der Diversität der Worte die vollkommene Identität der Sache zu verstecken. . . . Jener elende Kunstgriff ist ohne Zweifel das Werk europäischer

[1]) Schopenhauer, Grundlage der Moral.

Pfaffenschaft. . . . In der englischen Sprache findet sich . . . ein Analogon in der Eigentümlichkeit, daß . . . alle Tiere generis neutrius sind und daher durch das Pronomen it vertreten werden, ganz wie leblose Dinge.[1])" „Erst wenn jene einfache und über allen Zweifel erhabene Wahrheit, daß die Tiere in der Hauptsache und im Wesentlichen ganz dasselbe sind was wir, ins Volk gedrungen sein wird, werden die Tiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehen und demnach der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben sein."[2]) Im Zusammenhang mit diesen Ansichten wendet sich Schopenhauer unter Anderm gegen die unnötigen und unberufenen Vivisektionen, zumal der höheren Tiere. Eingeschränkt wird nach ihm das Recht der Tiere durch das Recht des Menschen, das in Kollisionsfällen das Uebergewicht habe. Die Begründung dieses Verhältnisses erfolgt unter Heranziehung der der Schopenhauerschen Philosophie eigentümlichen Gedanken über Schmerz und Leiden: „das Recht des Menschen auf das Leben und die Kräfte der Tiere beruht darauf, daß, weil mit der Steigerung der Klarheit des Bewußtseins das Leiden sich gleichmäßig steigert, der Schmerz, welchen das Tier durch den Tod oder die Arbeit leidet, noch nicht so groß ist, wie der, welchen der Mensch durch die bloße Entbehrung des Fleisches oder der Kräfte des Tieres leiden würde, der Mensch daher in der Bejahung seines Daseins bis zur Verneinung des Daseins des Tieres gehen kann und der Wille zum Leben dadurch

[1]) Ebenda.

[2]) Parerga und Paralipomena II.

weniger Leiden trägt, als wenn man es umgekehrt hielte. Das bestimmt zugleich den Grad des Gebrauchs, den der Mensch ohne Unrecht an den Tieren machen darf, welchen man aber oft überschreitet, besonders bei Lasttieren und Jagdhunden. . . . Das Insekt leidet durch seinen Tod noch nicht so viel wie der Mensch durch seinen Stich. — Die Hindu sehen das nicht ein." [1])

Was Herder, Krause, Schopenhauer zur Verbesserung des Looses der Tierwelt gelehrt haben, wiegt so viel, daß sich eine geschichtliche Skizze der Tierschonungsidee von jetzt ab kürzer fassen kann. Unter den Hegelianern hat Friedrich Th. Vischer das Mitgefühl mit dem Tier als eine Forderung des entwickelten Menschlichkeitssinnes gepredigt: das Mitgefühl mit dem Leiden des Tieres ruhe auf dem Denken, das sich den inneren Zustand eines fremden Wesens vergegenwärtige, und wer es dahin noch nicht gebracht habe, stecke selbst noch im Animalischen. Wir werden auf einzelne Vischers Sympathie mit den Tieren bezeugende Aeußerungen gelegentlich zurückkommen. Die neuere materialistische Doktrin hat durch ihre Auffassung der Seelenfrage an der Beseitigung des vermeintlichen absoluten Gegensatzes zwischen Mensch und Tier mitgearbeitet; Bregenzer, der seinen philosophischen Grundanschauungen nach den Materialisten sicherlich nicht übel will, glaubt jedoch bemerken zu müssen, daß sie „direkt zur Tierethik weniger beigetragen habe, als man erwarten sollte". Meines Erachtens hat sie auch geschadet, indem die populäre naturwissenschaftlich-materialistische Litteratur

[1]) Die Welt als Wille und Vorstellung I.

nicht selten mit einem die Würde des Menschen verletzenden Zynismus Mensch und Tier nebeneinander stellte. Hervorgehoben möge die Aeußerung eines über diesen Troß hochragenden Denkers sein, ein Wort Ludwig Feuerbachs, der auch persönlich der zartesten Tierschonung huldigte: „Der Mensch ist so gut als die Pflanze, als das Tier ein Naturwesen. Wer, außer der christliche Phantast, der seine höchste Ehre darein setzt, die augenfälligsten Wahrheiten zu ignoriren oder dem Besten seines Glaubens aufzuopfern, kann dies leugnen, wer den Menschen aus seinem Zusammenhang mit der Pflanzen- und Tierwelt herausreißen? Wer die Kulturgeschichte der Menschheit von der Kulturgeschichte der Pflanzen und Tiere absondern? Wer verkennen, daß die Pflanzen und Tiere sich mit dem Menschen verändern und perfektioniren, wie umgekehrt der Mensch mit ihnen? . . . Wer kann sich . . . einen Beduinen ohne das Kameel oder Pferd, dessen Genealogie ihn mehr interessirt als seine eigene, einen Lappen ohne Rentier . . . denken? Wer kann dem Indier, der selbst nichts ist als ein eingefleischter, geborener Blumist, eine Blume gleichsam in Menschengestalt, seine Lotosblume, vor deren Schönheit er anbetend niedersinkt, wer überhaupt dem Botaniker, dem Blumisten, dem Pflanzen liebenden Menschen die Blumen und Pflanzen nehmen, ohne ihm mit ihnen die Augen aus dem Kopfe und die Seele aus dem Leibe zu reißen? Was erklärt aber der Mensch thatsächlich . . . durch diese seine bei den alten und ungebildeten Völkern in Gemäßheit ihrer Denk-, Gefühls- und Ausdrucksweise selbst religiöse Liebe und Verehrung für die Pflanzen? Er erklärt dadurch, daß er nicht nur mit

dem Körper, sondern auch mit dem Geiste, der Seele, dem Herzen mit der Natur zusammenhängt."[1]) — Die evolutionistische Theorie führt bei Herbert Spencer zur Annahme, daß schon in der Tierwelt Keime des Sittlichen vorhanden sind; über das Bestehen eines ethischen Verhältnisses zwischen Mensch und Tier gehen jedoch die Meinungen der Evolutionisten auseinander. Der Ethiker G. v. Gizyki hält auf Grund der Darwinschen Abstammungstheorie die Ansicht, als hätten wir gegen die Tiere keine Pflichten, für überwunden: „nicht bloße Sachen, sondern empfindende Wesen wie wir sind die Tiere; und ‚gute Menschen zeigen sich gegen alle Wesen barmherzig, indem sie bedenken, wie sehr sie ihnen gleich sind', heißt es in dem brahmanischen Hitopadesa". Der Positivist Ernst Laas will die von Kant aufgerissene unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier nicht gelten lassen und hält mit Bentham die Tiere für „mehr oder weniger berechtigt, in dem allgemeinen Bestreben, das Leiden zu mindern, mitbedacht zu werden". Teils Zustimmung, teils Widerspruch erwecken die Aeußerungen Eduard v. Hartmanns. Moralische Beziehungen bestehen nach ihm[2]) unzweifelhaft zwischen Mensch und Tier, da der Unterschied zwischen beiden nur ein solcher des Grades, das physische und psychische Leben des Tieres dem unsrigen in Beziehung auf die wesentlichen Funktionen gleich sei und insbesondere eigentliches Denken den Tieren nicht abgesprochen

---

[1]) Gesammelte Werke III, 328—329.

[2]) Vgl. neben v. Hartmanns Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins insbesondere seinen Aufsatz „Unsere Stellung zu den Tieren" (in den „Modernen Problemen", 1886).

werden könne. Mensch und Tier hätten beide einander gegenüber moralische Pflichten und Rechte: der Mensch habe das moralische Befugnisrecht, das Tier zwangsweise zu den ihm dienlichen Leistungen zu verwenden, und die moralische Pflicht, seine Ansprüche an das Tier dessen Fassungsvermögen anzupassen; er habe sich der Verletzung der Tiere nach Möglichkeit zu enthalten, „vor allem deshalb, weil wir das moralische Recht jedes empfindenden Lebewesens zu respektiren haben“. Dagegen brauche es ein juristisches Tierrecht nicht zu geben, ein dringendes Bedürfnis dafür sei nicht vorhanden, zudem werde die Lage der Tiere durch Gewährung juristischen Rechtes nicht geändert, da ihre Rechte doch stets durch menschliche Vertreter wahrgenommen werden müßten. Notwendig sei nur die Ausdehnung des Tierschutzes auf Bestrafung auch nicht öffentlicher und nicht ärgerniserregender Tiermißhandlung, und diese legislatorische Forderung werde durch die Gemeingefährlichkeit des in Tiermißhandlungen sich offenbarenden Charakters genügend begründet. Das Mitleid habe als Prinzip des moralischen Verhaltens gegenüber den Tieren bedenkliche Seiten, als rationales Moralprinzip habe an die Stelle des Mitleids die Gerechtigkeit zu treten. Die Menschheit lebe mit allen Tierarten im Kriegszustand, könne daher gegen sie nicht mitleidig sein, wenn sie nicht, was uns allerdings die konsequente Mitleidsmoral des Buddhismus zumute, von ihnen geplagt und aufgefressen werden wolle. „Jedes Stück Nahrungsmittel, dessen sich ein Tier bemächtigt, obwohl es zur Ernährung eines Menschen hätte dienen können, verschlimmert die Situation der auf der Hungergrenze lebenden Glieder

der Menschheit; jedes Mitleid auf diesem Gebiet opfert einen Menschen, um ein Tier zu retten." Auch die nützlichen Tiere seien in ihrer Vermehrung auf das notwendige Maß zu beschränken. Dieser Kampf sei eine Pflicht des Menschen gegen die Menschheit, welche der Pflicht gegen die Tiere vorangehe und metaphysisch als Pflicht „gegen den Naturhaushalt der Erde" begründet sei. Hält man diese Aeußerungen nebeneinander, so möchte man wohl an des Horatius Vers denken:

ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne.[1])

Was mit der einen Hand gegeben wird, wird mit der andern genommen: die vorderen Sätze scheinen ein moralisches und also wohlwollendes, schonendes, natürliche Rechte des Tieres anerkennendes Verhalten zu fordern, wogegen aus den auf sie folgenden Bemerkungen ein praktischer Kopf das Rezept zu hartherzigstem, den brutalsten Konkurrenzkampf verwirklichendem Verfahren ableiten könnte. Aus welchen Elementen das Unbefriedigende dieser Ausführungen erwächst, scheint mir nicht zweifelhaft zu sein: Ed. v. Hartmann verwechselt das Mitleid mit unsinniger Weichherzigkeit und treibt die Wahrheit, daß das wirtschaftliche Interesse der Menschheit den Bedürfnissen der Tiere vorangehe, auf die Spitze. Da wird denn das Stück Brot oder Fleisch, das dem Hund zufällt, zu einem der menschlichen Gesellschaft geraubten Bissen. Solche aus einem Ueberschuß von Abstraktion entspringende Formulirungen be-

---

[1]) Daß in schwärzlichem Fischleib
Endete schimpflich ein Weib, das schöngestaltet von oben.

gegnen uns in der Gestalt seltsamer Vorschläge auch in anderen volkswirtschaftlichen Betrachtungen des Berliner Philosophen. Sehr hübsch bemerkt Ignaz Bregenzer: „Herr v. Hartmann verlangt, daß jeder Mensch an dem Kampfe gegen die schädlichen und unnützen Tiere teilnehmen soll. Vielleicht gestattet er den Weichherzigeren unter uns, sich von dieser allgemeinen Tierwehrpflicht zu befreien. Es besteht wohl keine Gefahr, daß es jemals an Soldaten fehlen sollte, solange es Jäger, Fischer, Schlächter, Zoologen und sonstige Sammler gibt und solange jeder Bauernbube die Gerichtsbarkeit über Vögel, Maikäfer, Frösche u. dgl. ausübt". Daß sich Ed. v. Hartmann über die Vivisektion sehr flau, ja fast herzlos äußert, sei nebenher bemerkt. Neu ist nur der Vorschlag, daß man gelegentlich Verbrecher dafür verwenden möge.

Für den Anteil der Naturwissenschaft an der Entwicklung der Idee der Tierschonung sind erst die neueren Zeiten von Belang; denn zuvor war diese Disziplin im Großen und Ganzen teils von philosophischen, teils von theologischen Meinungen abhängig. Mit dem 18. Jahrhundert wird die Naturwissenschaft selbständiger, indem sie sich empirische Forschung und induktive Methode zur Vorschrift macht, und hiemit gewinnt der Gedanke der wesentlichen Gleichstellung der tierischen und der menschlichen Psyche unter ihren Vertretern viele Anhänger. Der dänische Naturforscher Smith fordert für die Tiere „das Recht auf Achtung von Leib, Leben und Seele, auf Verschonung mit unnatürlicher und übermäßiger Arbeit, auf genügende Nahrung", wobei er zugibt, daß der Mensch die Befugnis habe, schädliche Tiere wie auch solche, deren

er zu seiner Ernährung bedürfe, zu töten. Indem die monistische Auffassung des Organischen und des Seelenlebens erstarkt, tritt um das Ende des 18. Jahrhunderts das Bestreben hervor, auf induktiv-empirischem Wege das Gesetz der Wesenseinheit der Tierarten mit Einschluß des Menschen zu finden. Goethe, Lamarck, Geoffroy St. Hilaire, Erasmus Darwin ahnen die genealogische Verwandtschaft der Lebewesen, wobei ersterer an allmähliche Umwandlung, Lamarck an Anpassung denkt. Charles Darwin spricht, auf einer Fülle von Beobachtungen fußend und unterstützt von Wallace, die Deszendenztheorie, die Abstammungslehre aus unter Aufstellung des Gesetzes der natürlichen Zuchtwahl oder Auslese (Selektion) im Kampfe ums Dasein und unter Zuhilfenahme des Gesetzes der Variation oder Abänderung wie des Vererbungsgesetzes. Dem mächtigen Einfluß dieser Theorie hat sich kaum einer der namhaften Naturforscher der Gegenwart zu entziehen vermocht, wenn auch eine mehr nüchterne, sowohl naturwissenschaftlich als philosophisch kritische Prüfung heute Platz zu greifen beginnt und die Ausdehnung der Abstammungslehre auf den Menschen unter den Naturforschern selbst angesehene Gegner zählt.

Darwins Werke sind mit zahlreichen tierpsychologischen, den Verstand wie die Gemütseigenschaften der Tiere hervorhebenden Bemerkungen durchflochten. Die Anhänglichkeit des Hundes an seinen Herrn wird als religiöse Empfindung aufgefaßt, für die bei Tieren vorhandenen Charakterzüge von Ehrgeiz, Selbstgefälligkeit, Stolz wird auf das Gebaren des Hundes, der seinem Herrn einen Korb

trägt, verwiesen; daß die Tiere „durch irgend welche Mittel die Zeitintervalle zwischen wiederkehrenden Ereignissen beurteilen, gilt dem großen britischen Forscher als sicher.[1]) Mehr Tragweite hat die Ansicht, daß „in den geistigen Fähigkeiten ein viel größerer Abstand zwischen einem der niedrigsten Fische oder einem Amphioxus und einem der höheren Affen bestehe als zwischen dem Affen und dem Menschen".[2]) Persönlich war Darwin ein großer Tierfreund, namentlich ein großer Hundefreund, und gerne seien hier einige Belege zusammengestellt, aus denen sich erkennen läßt, daß ein weiches Empfinden für die Leiden der Tiere zu den Charaktereigenschaften dieses wohlwollenden, liebenswürdigen und bescheidenen Mannes gehörte. Schon in Knabenjahren empfand Darwin anhaltende Gewissensbisse, als er im freudigen Gefühle kindlicher Kraft ein Hündchen geschlagen hatte, und als er einmal im Mannesalter, um seine alte Treffsicherheit wieder zu prüfen, mit einem Stein nach einem Kreuzschnabel geworfen hatte, quälte ihn die Tötung des Vogels mit langer Reue. Einmal besuchte er eine Vorstellung „gelehrter Hunde", mußte aber weggehen, weil das eine der abgerichteten Tiere, von seinem Besitzer gescholten, eine „erbarmungswürdige" Miene annahm und bei Darwin den Gedanken erweckte: „Wieviel müssen diese armen Hunde geprügelt worden sein!" Der Jagd als einem Vergnügen huldigte er allerdings leidenschaftlich und reichlich, aber zeitweise empfand er auch hierbei Gewissensbisse. Als er einen noch nicht völlig

[1]) Vgl. Darwin, Abstammung des Menschen (übersetzt von Viktor Carus) S. 38, 35.

[2]) Ebenda, S. 29.

toten Vogel, auf den am Tag vorher geschossen worden war, auffindet, faßt er den, freilich allzu flüchtigen, Vorsatz, sich der Jagdflinte zu enthalten, und während seiner mehrjährigen Reise auf dem „Beagle“ macht er unversehens die „Entdeckung“, „daß das Vergnügen zu beobachten und zu schließen und zu urteilen ein viel höher stehendes sei als das der Geschicklichkeit und des Jagens“. „Eines Tages kam er von einem Spaziergang blaß und ermattet nach Hause, weil er gesehen hatte, wie ein Pferd mißhandelt wurde“ und er es an einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Peiniger des Tieres nicht hatte fehlen lassen. Jemand, der zum Besuch kam und von Orpington nach Down fuhr, forderte den Kutscher auf, schneller zu fahren. „Ei,“ sagte der Kutscher, „wenn ich bei Mr. Darwin dem Pferde nur so viel die Peitsche gegeben hätte, so wäre er aus dem Wagen gesprungen und hätte mich ordentlich gescholten!“ Daß sich auch den Blumen gegenüber Darwins zarte Naturliebe äußerte, sei nebenher bemerkt: „Mir ist es, als erinnerte ich mich“ — erzählt sein Sohn — „wie er eine Blume, an der er sich entzückte, sanft berührte; es war dieselbe einfache Bewunderung, wie sie ein Kind haben mochte.“ In der Vivisektionsfrage äußerte sich Darwin mehrmals, nahm auch an dem Versuche, einen englischen Gesetzesentwurf zur Abstellung der Mißbräuche wie zur Befriedigung der Physiologen zu Stande zu bringen, Anteil. Einer seiner Briefe vom Jahre 1871 enthält die Aeußerung: „Sie fragen mich nach meiner Meinung über Vivisektion. Ich gebe vollständig zu, daß sie für wirkliche Untersuchungen im Gebiete der Physiologie zu rechtfertigen ist; aber nicht für verdammenswerte und

verwerfliche Neugierde. Es ist dies ein Gegenstand, der mir vor Entsetzen ganz übel macht; ich will daher kein Wort weiter sagen, sonst kann ich die Nacht nicht schlafen." In einem Brief vom Jahre 1881 erklärt Darwin, er sei sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Verteidiger der Humanität gegen Tiere gewesen; er habe Grund zu der Befürchtung, daß zwar nicht von englischen Physiologen, wohl aber von denen mancher anderer europäischen Länder den Leiden der Tiere wenig Beachtung geschenkt werde. Andrerseits wisse er, daß der Fortschritt der Physiologie ohne Versuche an lebenden Tieren unmöglich sei, und daß ihre Methode nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren selbst unberechenbare Vorteile und Erleichterungen gebracht habe. In einem Brief an die Times vom gleichen Jahre erinnert er, daß der französische Physiologe Magendie wegen seiner grausamen Experimente an lebenden Tieren berüchtigt geworden sei, daß dagegen in England die allgemeine Neigung der wissenschaftlichen Welt auf Humanität gehe und der Sekretär der königlichen Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Tiere dies eingeräumt habe, wenn auch nach seiner Aussage Experimente vorkämen, welche bei ihrer Schmerzhaftigkeit selbst durch den wissenschaftlichen Zweck nicht gerechtfertigt werden könnten.[1]) Hält man diese Aeußerungen nebeneinander, so ergibt sich, daß Darwin bedacht sein will, die Physiologie zu

[1]) Vgl. zum Angeführten Darwins Leben und Briefe, herausgegeben von seinem Sohn Francis Darwin (übersetzt von Viktor Carus) I, 151, 152, sowie das einbändige Buch „Charles Darwin, sein Leben" u. s. w., herausgegeben von seinem Sohne, S. 8–9, 87, 36, 324 ff., 92.

ehren und ihr die Möglichkeit segensreicher Fortschritte zu wahren, daß aber in allen Fällen, wo es sich um überflüssige Versuche und um zweifellose Grausamkeiten handelt, sein natürliches Humanitätsgefühl durchbricht und die Oberhand behauptet. Das schönste Zeugnis hiefür bietet die in der Schrift über die Abstammung des Menschen[1]) sich findende Stelle: „Die Liebe eines Hundes für seinen Herrn ist eine Thatsache, und Alle haben davon gehört, wie ein Hund, an dem man die Vivisektion ausführte, die Hand seines Operateurs leckte. Wenn dieser Mann nicht ein Herz von Stein hatte, so muß er bis zur letzten Stunde seines Lebens Gewissensbisse gefühlt haben."

Daß die Naturforscher in großer Anzahl eine tierfreundliche Stellung einnehmen, ist begreiflich; dennoch haben nicht viele unter ihnen den Gedanken der Tierschonung oder des Tierrechtes über das von anderer Seite her schon Erreichte hinaus theoretisch gefördert, und was Bregenzer in dieser Beziehung beibringt, ist, von Darwins Lehre abgesehen, ziemlich mager. Im Großen und Ganzen haftet die Arbeit wie das Interesse des Naturforschers an den konkreten Dingen, und wenn auch aus beobachteten Thatsachen durch kombinirenden Scharfsinn Schlüsse auf „Gesetze" gezogen werden, so ist deren Hauptgebiet doch wiederum die Welt des Konkreten und Realen; für ein Hinübergreifen in das Reingeistige und Ideelle fehlt es auch öfters an Vertrautheit mit den Problemen, an Uebung im abstrakten Denken, im Verfolgen abstrakter Gedanken-

---

[1]) S. 33.

reihen. Als eine hocherfreuliche Erscheinung darf es bezeichnet werden, daß sich die Geringschätzung, mit welcher zahlreiche Naturforscher die Philosophie bedacht haben, neuestens zu verlieren beginnt. Kulturgeschichtlich war diese Feindseligkeit ein Rückschlag gegen die Ueberhebungen des spekulativen Philosophirens und das Ueberwuchern des einseitigen Intellektualismus; im Einzelfall aber zeigte sie gar zu häufig nur das Nichtwissen und Nichtverstehen dessen, was die Philosophie als Ganzes geleistet hatte, an, und auf die eine Ueberhebung folgte nur eine andere. Es war darum ein gutes Exempel, als Kuno Fischer die Angriffe, welche Liebig gegen Bacon von Verulam geschleudert hatte, mit den überlegenen Waffen der philosophischen Einsicht zurückwies. Die neuere Philosophie hat sich die Ergebnisse der Naturwissenschaft redlich angeeignet, und das einzig richtige Verhältnis zwischen Philosophie und Naturwissenschaft ist das der Wechselwirkung und gegenseitigen Beachtung. Es war aber gerade die Darwinsche Theorie, welche bei den großen biogenetischen Fragen, die sie aufrollte, das naturwissenschaftlich-kritische Denken zwang, an die philosophische Untersuchung wieder anzuknüpfen, so wenig auch Darwin selbst geeignet war, philosophirend in die Debatte einzugreifen. Heute sind als ein eifrig in Angriff genommenes Territorium, auf welchem philosophische und naturwissenschaftliche Arbeit sich begegnen, Psychologie und Psychophysik hinzugekommen. Der naturwissenschaftliche Monismus, wie ihn einer der lebendigsten Schüler Darwins, Ernst Häckel, vertritt, bedient sich der Tierpsychologie als einer Stütze, und diese Richtung zieht auch das ethische Verhalten des Menschen in ihren

Gedankenkreis. Von geringerer innerlicher Klarheit sind die auf Tierethik zielenden Ausführungen Rokitanskys, wenn auch der Nachdruck zu loben ist, mit dem er sich gegen den „Dünkel des Menschen, daß er alleiniges Subjekt und alles andere Objekt sei", gegen den „zu Bevormundung, Unterjochung und Despotie" reizenden anthropozentrischen Hochmut wendet. Mehr der religiöse und Gefühls-Standpunkt ist es, von welchem aus Scheitlin um die Mitte unseres Jahrhunderts Achtung und Liebe für die niedrigen Wesen gelehrt und die Obrigkeit aufgefordert hatte, daß sie sich des „Armen", des Tieres, erbarme. Von religiösem Denken aus forderte auch Gerlach eine humane Behandlung der Tiere, über die dem Menschen von Gott die Herrschaft übertragen sei. Nicht so befangen wie Gerlach, der noch einen vollständigen Unterschied zwischen menschlicher und tierischer Seele annimmt, ist Maximilian Perty, der Verfasser einer vielgelesenen und ein reiches tierpsychologisches Material beibringenden Schrift „Ueber das Seelenleben der Tiere"; doch gilt auch ihm die Verschiedenheit zwischen Tier und Mensch nicht als eine bloß graduelle, sondern als eine wesentliche. Nach Perty „stehen die Tiere in seelisch-gemütlichem Zusammenhang mit dem Menschen durch ihre Domestikation und den Tierkult" und haben als fühlende und bewußte, nicht bloß um des Menschen willen vorhandene, sondern mit einer selbständigen Aufgabe im großen Weltorganismus betraute Wesen ein „Recht auf Achtung ihrer Existenz".

Um die Erweckung tierfreundlichen Sinnes im Volke, um die Verbreitung der auf Tierliebe, Tierschonung und

Erkenntnis des tierischen Seelenlebens gerichteten Bestrebungen, um die Ermöglichung einer strafrechtlichen Abwehr von Tiermißhandlungen haben sich die Tierschutzvereine unserer heutigen Kulturvölker ein so großes Verdienst erworben, daß jede geschichtliche Skizze der Tierschonungsidee eine empfindliche Lücke aufweisen würde, wenn sie ihrer vergessen wollte. Für die lebhafte, rührige und weitgreifende Thätigkeit, die sie entfalten, spricht schon ihre große Anzahl: nach der oben erwähnten statistischen Zusammenstellung Otto Hartmanns gab es zu Ende des Jahres 1892 nicht weniger als 780 Tierschutzvereine. Von ihnen treffen auf das Deutsche Reich 191 Vereine und diese zählten zusammen 70000 Mitglieder. Eine noch größere Anzahl von Tierschutzvereinen — 244 — hat England; das drittgrößte Gebiet weisen die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf. Verhältnismäßig am geringsten ist die Beteiligung in den katholisch-romanischen Staaten: Frankreich und Italien haben nur je 10, Spanien hat nur 5, Portugal nur 2 Tierschutzvereine. Für die lebhaftere Beteiligung der germanischen Rasse sprechen auch die Zahlen 31 und 5, welche für Schweden-Norwegen und das kleine Dänemark angegeben werden. Die dem germanischen Stamme zugehörigen und protestantischen Niederlande zählen 12 Vereine, das fast zur Hälfte germanische, aber nahezu durchaus katholische Belgien zählt nur 2. Die Schweiz hat 22 Vereine. Das große, zu mehr als einem Viertel deutsche, aber überwiegend katholische Oesterreich-Ungarn zählt nur 25 Vereine. Finnland hat 15, Rußland 21. Gegründet wurde der erste Tierschutz- oder „Antitierquälereiverein“ 1824 in

London, der erste deutsche 1837 in Stuttgart. Im Jahr 1841 folgte München. Und hiebei muß eines Mannes gedacht werden, der für die Tierschutzidee seine glänzende Begabung, seine ganze Energie, sein Leben einsetzte: des am 3. Juli 1796 in Ebersberg bei München geborenen und 16. Februar 1867 in München gestorbenen Rechtsanwalts und Hofrats Ignaz Perner. Sein Verdienst ist es hauptsächlich, daß sich die Tierschutzvereine über alle zivilisirten Länder ausbreiteten. Nachdem er im Jahre 1832 seine juristische Thätigkeit niedergelegt hatte und von großen Reisen zurückgekehrt war, rief er in München einen „Verein zum Schutze der Tiere“ ins Leben; verlacht und verhöhnt anfänglich, aber keiner Einschüchterung zugänglich und bei unermüdlichem Eifer so erfolgreich, daß seine Gründung im Jahre 1848 bereits 158 Zweigvereine zählte. Auch litterarisch thätig, schrieb er „Ueber das Mitleid“ und „Ueber die Gebrechen der Erziehung des Menschengeschlechtes“ und ließ Millionen von Exemplaren tierfreundlicher Schriften auf seine Kosten verteilen. Noch fehlt der Name dieses edlen Mannes, der ein Wohlthäter der Tierheit, aber auch ein Führer und Wohlthäter der Menschheit war und mehr als gar mancher Kriegs- und Schlachtenheld ein hochragendes Standbild von Erz verdient, in großen biographischen Encyklopädien und Wörterbüchern; doch wurde noch dem Lebenden die Ehre zu teil, daß die Tierschutzvereine im Jahre 1866 als „höchste Auszeichnung für Personen, die sich durch ihr Wirken der Tierschutzsache besonders förderlich zeigen“, die Perner-Medaille stifteten, und im Jahre 1895 wurde unter Beteiligung vieler Abgeordneter auswärtiger Tierschutzvereine in München Perners

Andenken gefeiert. Als seine Gesinnungsgenossen, Schüler und Nachfolger aber wirkten und wirken in hervorragender Weise Adolf Sondermann, Michael Zeilinger, Alfons Dollmann und Johann Weißmann in München, Warburg in Hamburg, Ehrenstein in Dresden, Otto Hartmann zu Köln, der Präsident des Verbandes deutscher Tierschutzvereine, Karl Landsteiner zu Nikolsburg, Dr. Greve in Altona, Dr. Ulrich in Breslau und andere.[1])

Es ist eine lange Reihe von Vorkämpfern, auf die wir nunmehr zurückblicken. Ihnen aber gesellt sich Christian Wagner. Nicht bewußt knüpft er an sie an, wenn sich auch Regungen der Zeit, deren Sohn er ist, in ihm gesammelt haben, und nicht aus einer verstandesmäßigen und einzelnen Erkenntnis ist sein heißes Bemühen um ein humanes, von Mitgefühl geleitetes Verhalten des Menschen gegen die Tiere, ist seine Tierachtung und Tierliebe erwachsen; vielmehr wurzeln diese im Ganzen seines religiösen Empfindens, im Ganzen seiner Weltanschauung und Lebensauffassung, im Gefühl. Man sollte meinen, daß ihn die Idee der Seelenwanderung auf die Idee der Tierschonung geführt habe; aber nur nebenher, nur begleitend und seine Phantasie anregend wirkt jene mit, und es liegt hierin ein Beweis, daß er persönlich an der Idee der Seelenwanderung nicht so haftet, wie es mitunter den Anschein hat. Noch weniger hat Chr. Wagners Tierschonung mit irgend einer Art von Askese etwas zu schaffen.

[1]) Biographische Nachrichten über Ignaz Perner sammelte und veröffentlichte im 17. Jahresbericht des Münchener Tierschutzvereins (München 1896) Rechtspraktikant Ferdinand Kurz. Ebenda der Bericht über die Perner-Feier.

Eher ist er vom Gegensatz der Askese aus, von der Anerkennung des Wertes des Lebens, von der Wertschätzung der Daseinsfreude aus, die ihm als ein notwendiges Stärkungsmittel zur Vervollkommnung des Menschen erscheint, zum Grundsatz der „möglichsten Schonung alles Lebendigen“ gelangt; zum Mindesten gibt er selbst in der Antwort auf Frage 24 des „Neuen Glaubens“ diese Ableitung an. Hiemit aber sind wir auf den Angelpunkt seines ethischen Empfindens und Wollens gestoßen, hiemit nennen wir auch — da der Gedanke der Schonung des Lebendigen, der „Rechtsanerkennung alles Lebendigen“ oder, genauer gesagt, der Gedanke der Anerkennung des Rechtes alles Lebendigen auf Unverletzlichkeit und auf Daseinsfreude die stärkste Triebkraft seines dichterischen Sichäußerns ist — die Seele seiner Poesie. Kein Dichter vor ihm hat mit solcher Innigkeit und Unermüdlichkeit, solchem Ernste, solchem Aufwand von Feuer und solcher Weitherzigkeit die erbarmende Liebe zu aller Kreatur gepredigt wie er, und wenn aus den Gedankentiefen des Buddhismus ein wohlwollendes und mitleidiges Verhalten gegen alle Wesen floß, wenn das Christentum in seinen reinsten Offenbarungen die Liebe zum „Nächsten“, zu den Mitmenschen lehrte, so ist es vorzüglich die Tierschonung und auch die Pflanzenschonung, in deren Verkündigung der Bauer und Dichter zu Warmbronn seines Lebens Sinn, Inhalt und Ziel erkannt, seine Mission, sein Prophetentum gefunden hat. Ein Evangelium des Friedens will er den Erdenbewohnern bringen, erlösen möchte er die Tierwelt von der tausendfachen Mißhandlung, welche die Menschheit

aus Grausamkeit und Härte, aus gedankenloser Gewöhnung ihr zufügt, erlösen möchte er die Menschen von der Selbstsucht und Gewaltthätigkeit, die ihre Herzen arm machen, aufgehen lassen möchte er über das ganze Reich des Lebendigen die Sonne einer milden, vergeistigten Freude: dafür von Neuem die Wege zu ebnen, an diesem großen Werk mitzuhelfen, ist der Beruf, dessen sich Christian Wagner bewußt ist. Die Gedichte, die unter diesem Zeichen geschrieben sind, tragen denn auch den Stempel der Inspiration, sind die Produkte einer inneren Notwendigkeit, konzentrirter Ausdruck seiner Persönlichkeit, sind das Beste, was er der Welt zu geben hatte.

Aber hören wir ihn selbst, hören wir des Näheren, was Chr. Wagner verheißt und was er fordert! Schon in den Vorworten zu den ersten Bändchen der „Sonntagsgänge" spricht er in dieser Richtung sich aus; wir lesen die Stellen: „Ja darum habe ich diese Naturevangelien geschrieben und gethan, was ich nicht lassen konnte: dir wieder zu deinem Rechte zu helfen, du arme, entgeistigte und entgötterte Flur. — Und so habe ich gethan, was ich nicht lassen konnte, und deine Freiheit gepredigt, o Kreatur, und das neue Evangelium verkündigt: das Evangelium von der möglichsten Schonung alles Lebendigen. — Und den Krieg angesagt jeder herzlosen Ichlehre." . . . „Ich möchte eine Gemeinde gründen, deren Aecker und Wiesen Domänen des Zukunftsreiches wären, wie es meine wenigen wirklich schon sind. Eine Freistätte der Vertriebenen und Geächteten, einen Nährort der Armen und Verlassenen, wo weder Falle noch Feuerrohr, weder Gift noch Schlinge etwaige kleine Näscher bedroht, sondern wo Friede

ist und Erquickung. — Wo das Gnadenbrot äßen im Hause bis an ihr Ende die Gespielen deiner Kinder, das Kätzchen und der Hund, sowie die treue Nährmutter derselben, die milchgebende Kuh und die eierlegende Henne. — Wo der Markstein stände gegen die Härte, den Undank und den Eigennutz der Menschen."

Die „Rechtsanerkennung und, daraus hervorgehend, Achtung und Schonung des Lebendigen" nennt der „Neue Glaube" Chr. Wagners in Frage 25 sein „zweites Hauptstück". „Unveräußerlich" sei alles Leben, „auch das kleinste Ich", und aus diesem Grundsatz entspringe als unausweichliche Folgerung: „Achtung der natürlichen Rechte der Tiere. Billige Berücksichtigung ihres dürftigen Seins und ihrer Ohnmacht, ihrer Mutter- und Kindesverhältnisse. — Liebevolles Hinaufheben in den Kreis des Menschen. Schätzung ihrer Tugenden, als da sind: Mutter- und Gattenliebe, Anhänglichkeit und Treue. Berücksichtigung besonderer Bedürfnisse und Wünsche ihres armen Daseins. Keine schmerzlich empfundene Ausnützung ihrer Kräfte." Das auf Schonung zu gründende Verhalten des Menschen gegenüber den Tieren, wie es Chr. Wagner verlangt, ist hiemit in klaren Umrissen gezeichnet.

Nur die Voreingenommenheit barbarischen Wahns, fährt die Antwort zu Frage 27 des „Neuen Glaubens" fort, nur die nackteste Selbstsucht, die äußerste Rohheit und Gefühllosigkeit könne leugnen, daß der Gedanke des Rechtes alles Lebendigen auf Schonung mit der Vernunft übereinstimme: „O gräßlicher Irrtum der Menschen, zu wähnen, daß die Tierwelt bloß um ihretwegen da sei und folglich rücksichtslos verbraucht werden dürfe.

Wahrlich! ein entsetzlicher Irrtum, den zu bekämpfen ich als meine höchste Pflicht erachte. Jedes Wesen ist vor allem . . . da, um sich seines Lebens zu freuen. Freilich werden mir die Menschen entgegnen, daß man schon der Nahrung wegen nicht alle Tiere leben lassen könne. Nun, das kann ich freilich nicht bestreiten, möchte auch nicht so weit gehen, sondern nur bittend sagen: Ueberlege wohl, ehe du ein Todesurteil sprichst, ob du keinen, gar keinen andern Ausweg finden kannst. Denn ob du dem betreffenden Wesen auch seine Nahrung gereicht, ändert an deinen Rechten wenig. Nimmst du ihm dafür sein Leben, so hast du ihm doch mehr genommen als gegeben, und dein Geben war nur gleich dem Geben des Wucherers: zehn für fünf zu bekommen. — Und so du schonst, wirst du finden, daß die Mächte, die Glück und Wehe verhängen, schonender, nachsichtiger und barmherziger auch mit dir verfahren werden. — Ja, vornehmlich du, der du Vater oder Mutter bist, der du verwundbarer bist denn das Ei ohne Schale, bestrebe dich zwiefach, mehr barmherzig zu sein, so du willst, daß auch deinen Kindern Barmherzigkeit widerfahre. Es ist lange nicht alles so, wie dich deine Priester lehren, ich aber sage dir: Reize die Mächte nicht, die du nicht kennst, und so du nicht barmherzig sein kannst aus Liebe, sei es um deines Vorteils wegen. — Ja, deines Vorteils wegen! — Liebe und Erbarmung ist die einzige Münze, mit welcher du den Tribut deines Lebens bezahlen kannst. Zahle, *auf daß dich das Schicksal, der große Exekutor, nicht auspfände!* — Auf daß er dir nicht nehme was du ungern gibst und schwer vermissest! Zahle, und wo nicht freiwillig, so zahle aus Furcht! — Und so

du ein Wesen nicht schätzen kannst um seiner Gestalt willen, so schätze es um der Liebe willen, die seine Mutter daran gewendet, oder um der Liebe willen, welche es selbst zu spenden fähig gewesen. — O laß doch der armen, liebebedürftigen Tierwelt auch etwas abfallen von deiner Liebe! Dem Kätzchen, das seine Pfötchen auf deinen Arm und seinen Kopf an deine Schultern legt und um Liebe bettelt. Dem Hunde, der freudig an dir emporspringt und dem ein freundlich gesprochenes Wort Labsal ist. Der Kuh im Stall, die dich freudig anblickt, deine Hände leckt und ihren Hals darbietet, um sich von dir krauen zu lassen. Der Henne, der dein Ruf Tischgebet und deren Piepen Danksagung ist." [1])

Die geistigen und sittlichen Motive, welche die Tierschonung bewirken sollen, sind in dieser als eine der Hauptpredigten Chr. Wagners zu bezeichnenden Mahnrede deutlich angegeben. Es ist vor Allem die Erkenntnis und zur Maxime des Handelns verfestigte Ueberzeugung, daß die Tiere nicht um des Menschen willen geschaffen oder vorhanden sind, sondern daß jedes Lebewesen selbstberechtigt und zunächst Selbstzweck ist. Uns Neueren, die wir an der Hand der modernen Naturforschung den Menschen in das Gesammtreich des Lebendigen und Organischen einzugliedern gelernt haben, ist diese Ansicht nicht mehr befremdlich; wir haben den Gedanken in uns aufgenommen, daß in jeder Tiergattung, jeder Tierart die schaffende Natur nach einer bestimmten Richtung hin einen Zielpunkt erreicht, ein

---

[1]) An einigen Stellen nach der Fassung im 1. Bändchen der „Sonntagsgänge".

Lebensproblem gelöst habe, daß eine jede solche Form etwas Achtungswertes, Bewundernswürdiges und Unersetzliches sei und daß, wenn ein physischer oder phylogenetischer Zusammenhang zwischen allen Lebewesen bestehe, jedes derselben auf jedes andere hinweise, also auch das größere und reicher ausgestattete Geschöpf durch das kleinere und ärmere mitbedingt sei, mit andern Worten, daß das Reich der Lebewesen ein Ganzes sei, dessen Gliedern sammt und sonders das Existenzrecht zukomme. Man darf diese Anschauung nur in sich Wurzel fassen lassen, um mit wahrem Schrecken den ungeheuren Frevel zu empfinden, den die Menschheit auf sich lädt, wenn sie z. B. aus Gewinnsucht eine ganze Tierart ausrottet: es ist eine mit keinem Mittel mehr gutzumachende Versündigung an der großen Natur, ist etwas Aehnliches wie die bübische Zerstörung eines Kunstwerkes, ist ein Sichvergreifen des Menschen an der gewaltigsten Macht, die sich ihm täglich zu spüren gibt. Dergleichen ist uns Heutigen also wohlverständlich, wenn wir auch handelnd nicht viel besser verfahren als frühere Zeiten. Diese aber, zumal der flache Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, hatten der Meinung gelebt, daß um des Menschen willen, zum „Vergnügen“ und „Nutzen“ des Menschen die gesammte Schöpfung vorhanden sei, daß demnach „der weise Schöpfer“ die Seidenraupe geschaffen habe, damit sich die gnädige Frau mit einem Seidenkleid schmücken könne, den Hasen aber, damit der brave Bürger am Sonntag nach redlich überstandener Predigt einen wohlschmeckenden Braten habe; eine Auffassung, welcher die christliche Theologie ihre salbungsvollsten Phrasen gerne zur Verfügung stellte. Anthropozentrisch, den Menschen als Blüte

und Schlußstück des belebten Alls betrachtend, ist ja überhaupt die naive religiöse Weltauffassung, wie die ältere astronomische geozentrisch gewesen war; anthropozentrisch ist auch die christliche, insofern sie um des Menschen willen auf die Erde, die doch nur ein Körperchen des Alls ist neben Milliarden anderer, zum Teil als bewohnt zu denkender Weltkörper die Gottheit herabsteigen läßt und an das Schicksal des Menschengeschlechtes das Schicksal der „Welt", Weltschöpfung und Weltuntergang knüpft, und anthropozentrisch ist sogar noch die Hegelsche Philosophie. Wenn aber das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Wenn die mächtigsten Gedankensysteme merken ließen, daß um des Menschen Sein und Schicksal sich die ganze Welt drehe, ist es da ein Wunder, daß jene platte rationalistische Vergnüglichkeits- und Nützlichkeitslehre auf fruchtbaren Boden fiel, daß man frommen Sinnes die „Wunder der Schöpfung" und des „Allmächtigen Güte" pries und dabei die Angehörigen des Tierreichs unter dem Gesichtspunkt eines nackten menschlichen Egoismus betrachtete?

Was Chr. Wagner im Uebrigen zur Erweckung des Sinnes für Tierschonung anführt, will an unser Herz wie an unsere Klugheit appelliren. Das Tier, zumal das Haustier, das in Verkehr mit uns getretene Tier ist dem Menschen in treuer Anhänglichkeit unterthan, ist dienstwillig, gehorsam und dankbar: so sollen wir Liebe mit Liebe, Treue mit Treue, Dankbarkeit mit Dankbarkeit erwidern! Aber auch da, wo wir nicht unmittelbar vom Tier Wohlthaten empfangen, wo es uns um seines Aeußeren willen sogar eher Abneigung als Zuneigung einflößt, sollen wir Milde,

Mitleiden und Wohlwollen an ihm üben, auf daß auch in ihm die Gemütskräfte und seelischen Regungen, die wir am Menschen schätzen, geehrt werden; sind sie doch beim Tier dem Ursprung und Wesen nach vielfach die nämlichen wie beim Menschen. Es ist eine besonders schöne und wahre Mahnung, wenn Chr. Wagner beifügt: „Und so du ein Wesen nicht schätzen kannst um seiner Gestalt willen, so schätze es um der Liebe willen, die seine Mutter daran gewendet hat, oder um der Liebe willen, die es selbst zu spenden fähig gewesen." Wer Mutterliebe beim Tier mißachtet, der kann für die Naturnotwendigkeit und Heiligkeit dieses Gefühls auch beim Menschen kein tieferes Verständnis haben, und wer die Gattenliebe der Tiere, vieler Vögel z. B., ohne Achtung und Rührung betrachten kann, der wird auch für die Herzensnot und das Herzensglück eines menschlichen Liebespaares stumpf sein, sofern er nicht etwa mit irgend einem persönlichen Interesse dabei beteiligt ist. Denn es ist Niemand liebevoll und Niemand gütig, der seine Liebe und seine Güte nicht auf alle Wesen auszudehnen vermag; die Schrankenlosigkeit, das zu aufopfernder Bezeugung stets bereite Empfinden und Thun liegt hier recht eigentlich im Begriff der Sache. Aber auch aus kluger Rücksicht auf unser eigenes Wohl, um unseres „Vorteils" willen sollen wir, wie Wagner ausführt, gegen die Tierwelt barmherzig und mild sein. Es ist das nicht im grobpraktischen Sinne gemeint, obwohl es nahe genug läge, zu erinnern, daß ein schonungsvolles Behandeln unserer Haus- und Nutztiere uns in ihrem Besitz länger erhält, also uns selbst wirtschaftlich nützt, und ebenso

ein freundliches Hegen der raupenvertilgenden Singvögel u. s. w. unsern Fluren und Gärten zu gute kommt. Die auf Beachtung unseres eigenen Vorteils gehende Mahnung Chr. Wagners weist vielmehr wiederum auf ein ethisches Verhältnis hin. Wir selbst haben, wenn wir an Andern, an der armen, schutz- und liebebedürftigen Tierwelt Milde und Erbarmen üben, von den Mächten, welche über uns Glück und Wehe verhängen, ein nachsichtigeres, barmherzigeres Verfahren zu erwarten; wir zahlen mit einem gütigen Verhalten die Schuld für die Wohlthaten, die wir an unserem eigenen Leben erfahren haben, wir versöhnen das Schicksal, wir vermeiden es, die Schicksalsmächte zur Strafe, zur Rache gegen uns aufzureizen. Diese Mahnung oder Warnung hängt mit Chr. Wagners schon früher erwähntem Glauben an bewußt und absichtlich in das Leben eingreifende Schicksalsmächte, an rächende Dämonen zusammen. Wieviel man von dieser Vorstellung, insofern sie konkret-persönliche Wesen im Auge zu haben scheint, gelten lassen will, ist nebensächlich; das Wesentliche und das auch dem ernsten philosophischen Denken Zusagende ist, daß die Idee einer waltenden Weltgerechtigkeit mit ihr ausgesprochen wird. Der sittliche Grundbestand der Welt fordert das Gute, und das sittliche Vergeltungsgesetz schließt in sich, daß mir innerste Befriedigung zu teil wird, wenn ich Güte und Liebe gegen Andere übe. Aus dieser innersten Befriedigung und Ruhe der Seele aber quillt ein erhöhtes Kraft- und Sicherheitsgefühl, und mit ihm werden wir widerstandsfähiger gegen die Gefahren und Leiden des Lebens. Das ist der „Segen" des Guten!

Mit besonderem Nachdruck hebt Chr. Wagner hervor,

daß eine Scheu vor dem Blutvergießen dem unschuldigen Kinde angeboren und somit ein natürliches Empfinden des Menschen sei: das Kindesauge sehe die Wahrheit, die dem Alter meist entfliehe, es habe die Weisheit, die vom Himmel stammt, es gleiche einem Krystall, in welchem das ewige Licht in reinem Glanze sich breche:

„Hat dir dein Herz dies Rätsel nun erschlossen,
Daß Kinder fliehn da, wo wird Blut vergossen?
Daß sie den Quell nicht können rieseln sehn?
Sie fliehen, weil ein Frevel ist geschehn,
Sie trauern um das Leben, das entschwunden,
Sie zittern, daß ein Unhold losgebunden,
Sie fliehen vor der Stätte, wo es qualmt,
Daß Gottes Wetter sie nicht mitzermalmt;
Sie eilen fort, damit der Erde Schlund
Sie nicht verschlinge sammt dem blut'gen Grund." [1])

Dieses unmittelbare, dunkle Empfinden des Kindes zu erhalten und zu stärken, ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Pflichten des Jugenderziehers. Die kindliche Seele, sofern sie von den Eltern nicht das Erbteil einer besonderen Anlage zur Härte und Grausamkeit überkommen hat, ist weich und erschrickt vor allem Gewaltthätigen, vor dem Bösen, das Schmerz bringt, vor dem Anblick und dem Schrei des Jammers. Wir wissen aber wohl, daß dem kindlichen Alter, zumal der Knabenzeit, auch ein Zerstörungstrieb, als eine Abart und Ausartung des Spieltriebes, innewohnt, daß der Reiz, der eigenen Kraft bewußt zu werden, oder die Neugierde auch gutartige Kinder häufig verlockt, Quälereien an Tieren zu verüben. Hier belehrend,

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 27. Vgl. die Fortsetzung des Gedichtes in den „Sonntagsgängen" I, 119—121.

warnend und strafend einzugreifen, ist Sache der Pädagogik. Wollt ihr ein Geschlecht von rohen Gewaltmenschen heranziehen, so könnt ihr nichts Besseres thun, als die Tierquälereien eurer Kinder zu dulden, zu befördern! Ihr ertötet frühzeitig die sanfteren Regungen des Herzens, ihr stumpft das Mitgefühl mit dem Leiden ab, laßt das Nachdenken über ein Handeln, das Qual schafft, unausgebildet; und also erzieht ihr Menschen, in denen der Sinn für das Gütige und Liebevolle von Jugend auf geschwächt ist, erzieht Räuber, Mörder, Duellhelden, Erbschleicher und Vergewaltiger. Die Mißachtung des Schwächeren, am Tiere zuerst erprobt und geübt, setzt sich fort zur Mißhandlung der menschlichen Genossen; wenige Folgerungen sind so zutreffend als diese. Es weiß aber jeder, wie gedankenlos, wie schwächlich das Verhalten der Eltern angesichts der von ihren Kindern geübten Tierquälereien in der Regel ist; die Frau Mama sieht noch mit Vergnügen zu, wenn ihr Liebling, der Knabe, Käfer am Faden fliegen läßt und ihnen die Füße ausreißt oder Steine auf Frösche und harmlose Kröten wirft oder mit dem Hunde ein tyrannisches Spiel treibt. Da ist es denn kein Wunder, wenn sie des aufwachsenden Bengels bald selbst nicht mehr Herr wird. Ein wenig Weisheit könnte ihr sagen, daß jede Grausamkeit und ganz vorzüglich jede hinterlistige Grausamkeit, welche das Söhnchen fertig bringt, ein mit der Wurzel auszurodendes Giftkraut sei; und hat sie ein menschliches Herz — und menschlich sein heißt noch nicht die eigenen Kinder lieben, denn das thun ja auch die Affen —, so versteht sie sogar die Fürbitte unseres Dichters: „Sei gastfrei gegen Menschen und Tiere. Verbanne die

Tiere nicht aus deiner Wohnung, verscheuche sie nicht aus deinem Familienleben. Kinder und Tiere gesellen sich so gerne, und wer kann es wissen, wer am meisten dabei gewinnt.“ [1])

Auch die Pflanzenschonung zieht Chr. Wagner in den Bereich der dem Menschen obliegenden Pflichten; die Antwort auf Frage 30 des „Neuen Glaubens“ verlangt sie ausdrücklich, wenn auch mit dem Zusatz, daß hierin nicht zu weit gegangen werden dürfe, weil der Mensch doch zu leben begehre. Und nicht nur um dieser unausweichlichen Nötigung willen sei es erlaubt, vom sittlichen Grundsatz, kein Lebendiges zu verletzen, hier abzuweichen, sondern auch darum, weil die Pflanze nicht in dem Grade wie das Tier ein Rechtssubjekt, ein mit dem Anspruch auf Rechtsanerkennung ausgestattetes Lebewesen ist: es müsse, fügt Chr. Wagner in treffender Grenzbestimmung hinzu, „ein Unterschied zwischen bewußtem und nichtbewußtem Leben“ gemacht werden. Dennoch ist auch Schonung des Pflanzenlebens möglich, und soweit sie möglich ist, entspricht sie dem verfeinerten menschlichen Empfinden. Sie fließt aus der bewundernden und dankbaren Liebe zur Allmutter Natur, aus der Achtung vor der schaffenden Natur von selbst, sie ist auch ein Ergebnis ästhetischer Naturauffassungsfähigkeit: wer sich an dem Pflanzen- und Blütenschmuck, der über die Erde ausgestreut ist, mit Innigkeit erfreut, kann sich dem Wunsche nicht entziehen, daß diese Formen- und Farbenherrlichkeit im Ganzen wie in jedem einzelnen Gebilde dauern möge, solange sie zu dauern aus sich selbst

[1]) Sonntagsgänge II, 38.

vermag, daß die Erhaltung überall bewerkstelligt werde, wo die Zerstörung oder Beschädigung durch keinen achtungswerten Zweck oder berechtigten Nutzen geboten ist. Der Geliebten eine Rose zu brechen, werden wir uns so wenig versagen wollen, als das Korn zu schneiden, damit Mehl gewonnen und Brot gebacken werden kann; auf die Zustimmung aller feinfühligen Menschen aber darf Wagner rechnen, wenn er es „empörend und schmerzlich“ findet, „so viele gedankenlos abgerissene Blumen längs der Pfaden sehen zu müssen“.[1]) Welcher Mißbrauch wird in diesem Punkte namentlich von Kindern, auch von Frauen getrieben! Gewiß, schöne Frauen und Blumen schmücken sich gegenseitig, gehören zusammen; aber etwas Anderes ist es, für den vergänglichsten Besitz eine ganze Wiese zu plündern, aus launenhafter Begehrlichkeit just die schönsten und seltensten Blüten eines Gartens zu brechen. Der Menschen, in denen ein Verständnis dafür lebt, daß die Blüte Daseinszweck der Pflanze ist, und daß der Pflanze, wenn sie auch ein bewußtloses Wesen ist, diese Entwicklung und Entfaltung zu gönnen ist — weil die Natur sie wollte und weil jedes einzelne Exemplar die Art erhalten hilft —; gibt es ja freilich nicht viele; eher könnte man dem einen und andern begreiflich machen, daß das spielende Zusammenraffen seltener oder übermäßig vieler Blumen nichts anderes als grober Eigennutz, Befriedigung egoistischen Gelüstens ist. Du brichst die duftigste Blume am Zaun, um deine geliebte Nase ein paarmal an ihr zu vergnügen, du brichst die zarte, wie mit Farben angehauchte Blüte des Gartens,

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 30.

um eine flüchtige Augenweide zu besitzen; kommt dir grobem Egoisten denn gar nicht der Gedanke, daß auch Andere sich an ihnen erfreuen könnten und sollten, daß du um eines persönlichen Kitzels willen die Allgemeinheit beraubst? Oder meinst du etwa, weil du der „Herr“ des Gartens bist, sei es nicht tadelnswert, wenn du jedem Andern den bescheidensten Mitgenuß entziehst? Haben nach der Naturordnung, gegen die dein Geldsackrecht ein sehr verächtliches Ding ist, nicht schon die Vögel und die Bienen einigen Mitanspruch auf deine Früchte und deine Blumen, weil sie ja auch leben und gedeihen sollen, und weil du sogar wiederum ihrer dich freuen willst? Es ist ja wohlfeil, solche Anschauungen lächerlich zu machen, aber nicht ich, sondern du bist es alsdann, der übertriebene Folgerungen aus ihnen ableitet, und was der geltend gemachten Ansicht als unbenehmbare Wahrheit zu Grund liegt, ist der Satz, daß jeder Einzelne nur Glied einer Gemeinschaft ist, daß er die Rücksichten, die er von dieser Gemeinschaft fordert, ihr auch wiederum schuldet und daß darum jede schrankenlose Ausnützung des Eigentumsrechtes zum Mißbrauch oder Unrecht wird. Ein vernünftiges Maßhalten ist hier die Forderung, aber gerade seiner werden sich die wenigsten bewußt. Auf einer Waldwiese wird eine seltene Pflanze entdeckt; der Finder, den ich wohl von dem besonnenen Botaniker unterscheide, möchte sie mit nach Hause nehmen, und nicht eher ist er zufrieden, bis er das letzte ihm zu Gesicht kommende Exemplar in Händen hat. Das Edelweiß der Hochalpen gehört zu den Modeliebhabereien des Naturliebe sich einbildenden Reisepublikums; es ist keine Ruhe, bis ein ganzer Gebirgsbezirk seines letzten Pflänzchens

beraubt ist, und noch die Wurzel wird mitausgerissen, damit auch eine Erneuerung der Pflanze unmöglich gemacht ist. Auch der Geschmack spielt in diesen Dingen eine Rolle. Ein zartes Sträußchen, je kunstloser, um so besser, mag als Gruß das Zimmer zieren, mag demjenigen, der von einem Spaziergang zurückkehrt, noch auf einige Stunden den Anblick der Flur erhalten; die Riesenbouquets aber, mit denen man heute eine Tafel zu schmücken, eine Braut zu beglückwünschen, vornehme Personen oder Opernsängerinnen zu ehren meint, sind nichts anderes als eine plumpe Geschmacklosigkeit, Barbarei, protziges Auftrumpfen.

Daß um der Ernährung des Menschen willen der Grundsatz der Pflanzenschonung Einschränkungen erleiden müsse, will, wie oben bemerkt, Chr. Wagner selbst einräumen, und thöricht wäre es ja, wenn er, obgleich Pflanzenfreund, es nicht thäte. Er will aber auch je nach dem Verhalten der Pflanzenarten (wie der Tierarten) zum Menschen, je nach den Gemütseindrücken, welche dieser von ihnen empfängt, einen Unterschied in den Graden des Wohlwollens oder der Schonung, die man ihnen schulde, gemacht wissen. Der Segen des Priesters, des „Braminen", als er durch die Flur wandelt, soll nur denen zu gute kommen, die durch Spenden von Wohlthaten sich der Liebe, die er ihnen entgegenbringt, würdig zeigen; wie denn schon die Einleitung zum ersten Bändchen der „Sonntagsgänge" den Vorbehalt macht:

„Doch die ihr haust in Ritzen und in Ecken,
Ihr Mißgestalten, eilt, euch zu verstecken,
Ein Priester kommt des Weges her gegangen.
Ihr seid nicht wert, den Segen zu empfangen.

Es sei'n verflucht die Dornen, die ihn ritzen,
Die Laubgewinde, die sein Haupt nicht schützen,
Der Fruchtbaum, der ihm weigert seine Früchte,
Der dorre alsobald und werd' zu nichte!"

Auch ein ästhetisches Motiv kommt dabei ins Spiel: die im feuchten, niedrigen Erlengrund wuchernden „häßlichen Nesseln" erinnern den Dichter während einer Sonntagswanderung [1]) an eben diese Verwünschungsverse, und ein andermal schont er, weil „Schönheit unverletzlich" sei, das in seinem eigenen Saatfeld üppig aufgeschossene Unkraut des Mohns und der Cyanen und will als Landwirt lieber einige Garben vermissen, als daß er die Pracht und den Frieden des Feldes durch Ausraufen des Unkrauts störe. [2]) Auch jenen Unterschied zwischen nichtbewußtem und bewußtem Leben beachtet sein praktisches Verhalten: die „schneeigen" Blüten des Waldmeisters zum duftigen Maitrank mit dem Liebchen zu pflücken, nimmt er kein Bedenken, [3]) und Unkraut ausreißende „Jäterinnen" duldet er im eigenen Garten; als aber während dieses Geschäftes ein Spinnlein zum Vorschein kommt und, mühsam die Eier im Sack nachschleppend, davonflieht, spricht er die eilige Warnung:

„Daß du es nicht zertrittst, o Jäterin! — Bist du doch selbst auch
Mutter, gerade wie dies mißachtete, häßliche Spinnlein!
Schon' es, daß nicht ein Gott auch selber zertrete ein Kind dir!" [4])

So beschränken sich Wagners Vorschriften zur Pflanzenschonung auf ein kluges Maß: er verdammt mit gerechter

[1]) Sonntagsgänge I, 68.
[2]) Weihegeschenke S. 15.
[3]) Ebenda, S. 10. [4]) Ebenda, S. 21.

Entrüstung die gedankenlose Willkür, welche Blumen abreißt, um sie im nächsten Augenblick wegzuwerfen, er legt uns ans Herz, die „holden Kleinen“, die Blumen, die wie bittend in unsere Augen schauen, nicht nutzlos zu schädigen, nicht leichtfertig zu zertreten,[1]) und er erinnert an das jedem Lebendigen zukommende Naturrecht auf Selbstentwicklung, auf Entfaltung:

„. . . . .
Breche nie ein Wesen in der Blüte,
Brich es nicht in seinen Wonneträumen,
Wenn du brechen mußt, so magst du säumen,

Bis es alt und bis es morsch geworden;
Willst du es dann brechen oder morden,
Wird es dir den Raub von kahlen Resten
Eh'r verzeih'n als den von Blütenästen.“[2])

Der Wagnersche Gedanke der auf Stoffteilchenaneignung bestehenden Beziehung pflanzlicher und menschlicher Wesen, der Gedanke der geheimnisvollen Verwandtschaft beider spricht bei diesen Mahnungen im Stillen mit, und gegenüber der „dünkelhaften“ Meinung, daß die Blumen nur zur Ergötzung des Menschen ihre Schönheit haben, wird darauf hingewiesen, daß sie um ihrer selbst willen mit Prunk und Duft ausgestattet sind und daß es ihre hohe Aufgabe sei, (aus den Samen) neues Grün zu erzeugen und so die „Entsühnung“ des Lebens, die Befreiung vom Erdenfluch fort und fort zu mehren.[3])

---

[1]) Vgl. Sonntagsgänge I, 24 und III, 39.

[2]) Balladen und Blumenlieder S. 126.

[3]) Sonntagsgänge I, 31—32. Zum Entsühnungsbegriff vgl. oben S. 172—173.

Am lebhaftesten aber, mit immer wiederkehrendem Unmut, mit hochaufflammendem Grimm wendet sich unser Dichter, wie begreiflich, gegen die Verwüstung der Wälder. So wenig „praktisch" und dem modernen Erwerbsgeist zusagend die Lehren Chr. Wagners mitunter erscheinen mögen, in diesem Punkte gibt ihm die Einsicht der neueren Forst- und Landwirtschaft gewiß Recht. Es ist ja selbstverständlich, daß Wälder gerodet, geschlagen werden mußten, wo die menschliche Kultur Fuß fassen sollte, wo eine dichte Bevölkerung sich ausbreiten wollte; aber der heutige klimatische Zustand vieler Erdstriche belehrt uns, welche ungeheure Schädigung des Landes eine übermäßige, durch Sorglosigkeit und Unbesonnenheit oder kurzsichtige Gewinnsucht bewirkte Abholzung zur Folge hat. Man denke nur an die kahlen, sonnenverbrannten Hochebenen Spaniens, an die entblößten Küsten der türkisch-griechischen Halbinsel, an die waldarmen Berghänge vieler, zumal österreichischer und schweizerischer Alpenthäler! Die Moosdecke der Waldungen, die gleich einem Schwamm unzählige Wasser- und Thautropfen aufsaugt, befördert die Quellenbildung, der Wald sammelt die zum Ausgleich gegen die versengende Sonnenhitze dienende Luft- und Bodenfeuchtigkeit, der Wald düngt die Erde und macht sie unerschöpflich fruchtbar. Die Vegetationsdecke befestigt aber auch das Erdreich, und ein hochstämmiger Wald, indem er dem ersten Anprall der Stürme und Sturmfluten sich entgegenstellt, vermindert die Gefahren für die menschlichen Besiedelungen. Wo an den Berghängen der Wald fehlt, ist der Zerstörung des Bodens durch den ständigen stillen Einfluß der Atmosphärilien wie durch die plötzliche Gewalt meteorischen

Aufruhrs kein Halt mehr gegeben; wie die Wasserfluten und Lawinen ungehemmt, unabgelenkt zu Thal stürzen, so bröckelt das raschverwitternde Gestein selbst ab, Blöcke und Felsköpfe verlieren das Gleichgewicht und rutschen oder stürzen, Schuttmassen, Schuttmuren mit sich führend, weithin öde Kare bildend, zur Tiefe. In Erfahrung aller dieser Uebel, in Würdigung alles jenes durch den Bestand der Wälder gebotenen Nutzens hat sich denn auch neuerdings überall der Ruf nach Schonung des Waldes, die Warnung vor ausgedehnter Abholzung erhoben; an vielen Orten freilich zu spät, da eine des Waldes einmal beraubte Fläche, wenn überhaupt für den weggeschwemmten Humus ihres Bodens noch ein Ersatz geschaffen werden kann, zur Wiederbepflanzung Jahrhunderte braucht. Es ist gewiß eine häßliche, nur mit einer Flut von Hohn zu übergießende, nur von einer geknechteten, knauserigen und freudelosen Bevölkerung ertragene Einrichtung, daß in mehreren Gegenden Norddeutschlands das Pflücken der Waldbeeren den nicht mit besonderer Erlaubnis Ausgestatteten, nicht Sporteln Zahlenden, von Amtswegen verboten ist, daß der Großbesitz oder der Allesfresser Staat dort auch auf diese von der Natur mit verschwenderischer Güte ausgestreute und doch so bescheidene Erquickung des Naturfreundes, auf diese bescheidenste Erwerbsquelle des Armen die Hand legt; etwas völlig Anderes und nur Löbliches aber ist es, wenn der Staat durch einen verständig geregelten Ausgleich zwischen Abholzung und Nachpflanzung um den Schutz des Waldes sich annimmt, wenn er die mutwillige Beschädigung der Waldbäume oder die widerrechtliche Aneignung solcher als Forstfrevel straft, aber auch dem individuellen Belieben des

Privateigentümers, der da meint, in „seinem“ Wald, so oft er nur Geld braucht, Bäume schlagen zu dürfen, die kräftigsten Riegel vorschiebt. Denn bei diesen Schutzmaßregeln ist der Staat durchaus der Vertreter der Allgemeinheit, der Beförderer der allgemeinen Wohlfahrt, und jeder Wald ist und bleibt in gewissem Sinne Eigentum Aller, aller seiner Inwohner und Anwohner. Wo aber um eines bestehenden Privatrechtes willen die Hilfe und der Arm des Staates hier nicht ausreicht, da sollte der Unwille, der Unmut der Bürger, der an der Achtungsverweigerung überall eine mächtige Waffe besitzt, diejenigen, die in Verfolgung ihres persönlichen Vorteils eine ganze Landschaft zu schädigen sich nicht scheuen, zum Einhalten zwingen. Man kennt die „Güterzertrümmerer“, denen der schönste, von Alter, von Ueberlieferungen geheiligte Wald gerade gut genug ist, um ihn in klingende Münze zu verwandeln: Zoll um Zoll des Bodens werde diesen schäbigen Barbaren streitig gemacht! Bis dahin aber muß der Sinn für die Achtung der Wohlfahrt der Mitlebenden wie auch der ästhetisch-religiöse Natursinn gesteigert werden, daß Gemeinden wie Einzelne, in deren Besitz sich irgend ein mächtiger, schattenspendender, Menschen- und Tierlungen stärkender, den Augen der Vorüberwandelnden wohlthuender Baum befindet, sich zehnmal besinnen, bevor sie von ihrem Recht, ihn zu fällen, Gebrauch machen. Es wird unter den Ruhmesthaten des Glaubensboten Bonifacius aufgeführt, daß er die uralte, dem Donar heilige Eiche bei Geismar fällte, um das germanisch-heidnische Volk von der vermeintlichen Alleinwahrheit der römisch-christlichen Lehre zu überzeugen. Der Sache nach war diese Handlung keine

andere, als wenn heute ein Freidenker, um eine christliche Gemeinde von der Nichtigkeit ihrer Dogmen zu überzeugen, den Altar einer Kirche mit der Axt zertrümmern würde; wir würden diesen gewaltthätigen Eiferer nicht nur einsperren, sondern auch sagen, daß er das religiöse Empfinden Anderer roh verletzt habe. Aber die That des Bonifacius, in dessen Priestergehirn freilich keine andere Idee lebte als die, das deutsche Volk zu einem Knechte des römischen Papstes zu machen, war auch ein Frevel an der Natur, eine Schändung der schönen Schöpfung Gottes.

Daß sich bei Chr. Wagner die Elementargewalten und Elementarereignisse, welche durch Waldverwüstung entfesselt oder verursacht werden, in die Vorstellung persönlicher, das frevelhaft-eigennützige Thun des Menschen rächender, in Gewitter, Hagelschlag, Landesverödung und -Verarmung sich kundgebender Mächte umsetzen, steht in Zusammenhang mit seiner uns nunmehr bereits vertrauten Natur- und Weltanschauung. Ein Gedicht der „Balladen und Blumenlieder" läßt die weise „Waldfrau" dem Jüngling, der im Traum vorausgesehen hat, daß der ins Land gekommene „fremde Priester" den Wald bricht, den Trost sagen, ein Heldensaal sei der Wald, und die getöteten Helden heischten Sühne; als Hagelschlossen werde der Haufe ihrer klirrenden Speere auf den Feind niederfallen.[1]) „Mehr wie sonst", verkündigt das vorausgehende Gedicht, werde der Blitz zucken und des Donners Bannfluch grollen, wo man den Eichenwald gefällt habe und um die Baumstümpfe, die Baumleichen, nunmehr Pilze, gleich Thränen-

[1]) Balladen und Blumenlieder S. 83.

schalen, bestimmt, den Thau und Regen aufzufangen, aufgeschossen seien.[1]) Als das wilde Heer komme die Schaar der Rächer, lesen wir ein anderesmal,[2]) verderblich dem Räuber, der Blut vergossen, der die Flur verheert und ihres grünen Schmuckes beraubt habe: zu Boden schmettere es Roß und Mann, die Geisterschaar, „dereinst im Lebenssaal verjagt vom Mahl", schwebe in schnaubenden Wolken heran, das „luftgewordene bange Erdenweh" werde Eis und Schnee, und zertreten liege von den Rachemächten das Aehrenmeer. Des Hagels Verwünschung prophezeit den Bauern auch der Bramine, der mit dem Dichter die Stätte besucht, wo die weithinhallende Axt die Eichen schlägt und die abgehauenen nackten Glieder, die „Riesenarme und Riesenfinger" der Gefallenen umherliegen: die nun gewelkten, geschrumpften, gleich braunen, wollenen Fetzen um die Zweige niederhängenden Blätter seien bestimmt gewesen, die Fluren zu entsühnen und den Zorn des Wetters von ihnen fernzuhalten.[3]) In diese Gesichte drohender Vergeltung mischt sich bei dem Dichter der „Sonntagsgänge" das Gefühl der Trauer, der Wehmut: mit der mütterlichen Erde klagt er über ihre mißratenen feindseligen Kinder,[4]) und schmerzlich gedenkt er der einst zur Rast, zum friedlichen Träumen, zum Schattengenuß einladenden, nunmehr des Waldes entblößten Hügelhänge seiner Heimat, zumal des Birkenwaldes auf der „Steige", der einst freundlich auf das Dorf herabgesehen hat und nun „in

---

1) Ebenda, S. 82.

2) Ebenda, S. 121—122.

3) Sonntagsgänge I, 33—34.

4) Ebenda, S. 59.

seiner Maienpracht“ von den bösen Menschen vertilgt wurde.[1])

Von Buddha erzählt die Legende, daß er bei der Begegnung mit einem wilden Elephanten die „Kraft des Wohlwollens“ auf diesen gerichtet und das mächtige Tier hierauf friedlich den Rüssel gesenkt habe. Und im Cariyâ Pitaka erzählt Buddha von sich selbst: „Von Löwen und Tigern, von Panthern, von Bären und Büffeln, von Antilopen, Gazellen und Ebern umgeben, weile ich in dem Walde. Kein Wesen erschrickt vor mir, und auch ich fürchte mich vor keinem Wesen. Die Kraft des Wohlwollens ist mein Halt; so weile ich auf der Bergeshalde.“[1]) Nicht ganz so phantastisch, als es auf den ersten Anblick erscheint, ist dieser Glaube, wonach derjenige, der gegen alle Wesen Wohlwollen in sich trägt, auch von allen Wohlwollen erfährt, denn in Wahrheit unterscheidet das Tier sehr wohl feindliche und freundlichgesinnte Menschen, es vergilt, wie an einer Menge von Tierarten zu beobachten ist, Wohlthaten mit dankbarer Anhänglichkeit; erst die fortgesetzte Grausamkeit, Schonungslosigkeit und Beutegier macht viele Tiere scheu, verschlagen und feindselig, und selbst das Raubtier greift ohne Not nicht gern den Menschen an. Der Satz: „Wie du in den Wald hineinschreist, hallt es aus ihm zurück“ — hat gerade hier Geltung, und wer in friedlichem Einklang mit der Natur und ihren Geschöpfen lebt, hat ebendeßhalb eine geringere Anzahl von Feinden. Die besänftigende „magische Kraft“, die der Buddhismus dem unverbrüchlichen

---

[1]) Balladen und Blumenlieder S. 78.

[1]) Vgl. Hermann Oldenberg, Buddha, S. 324.

Wohlwollen im Verkehr mit den Tieren zuschreibt, ist somit nicht ohne erfahrungsmäßige reale Grundlage. Es ist nun überraschend, daß bei dem deutschen Tierfreund, bei Christian Wagner, die nämlichen Vorstellungen wiederkehren, welche die buddhistische Legende ausgestaltet hat: daß die Geschöpfe des Waldes und der Flur ihn traulich „begrüßen“, ist ein Gedanke, in welchem er lebt und webt, und in dichterischem Aufschwung des Empfindens sieht er auch die schädlichen und wilden Tiere friedlich und gebändigt zu seinen Füßen. Damit verbindet sich bei Chr. Wagner die — freilich nicht in baarem Ernste, nicht buchstäblich zu nehmende — Vorstellung, daß gegenüber demjenigen, der alles Leben wohlwollend geschont habe, der Feind des Lebens, der Tod, ohnmächtig sei, daß der Heilige, der Reine vor Krankheiten geschützt sei und der Tod erst dann ihm nahe, wenn hohes Alter oder Lebensmüdigkeit ihn als natürlich und als Wohlthat erscheinen lasse. Das Haus, das immerfroh den Tieren Schutz und gastliche Hilfe gewährt hat, ist gegen die Seuche, die durch das Dorf wütet, „gefeit“, das Gewoge der am Fenster stehenden Nelken und Oleander hält gleich einer Engelswacht den Feind von ihm ab, und einem Imperator gleich weist der zur Selbstvervollkommnung Gelangte, der von der Gier nach Erwerb Befreite und durch Liebe, Schönheit und Freude Starkgewordene den „frechen Sklaven“ Tod zurück, bis sein Kommen erwünscht ist, bis jener selbst ruft: „Reiche, Freund, mir des Vergessens Schale!“ [1])

---

[1]) Vgl. die Gedichte Sonntagsgänge II, 37—38 und 84—85, sowie „Neuer Glaube“, Fragen 5, 29 und 59.

Von dieser Widerstandskraft, dieser mehrseitigen Geschütztheit spricht nebenher auch ein Gedicht, das nunmehr als Ganzes mitzuteilen sein wird, nachdem alles, was den Text da und dort für den Uneingeweihten dunkel macht, im Verlauf unserer Betrachtung seine Erklärung gefunden haben dürfte. Es ist eines der inhaltsschwersten Stücke der „Sonntagsgänge", eine den religiös-ethischen Liebesdrang Chr. Wagners feurig und feierlich aussprechende Programmrede und eine lyrische Schöpfung, deren Ausgangsstrophen, zumal die vorletzte, an Schönheit und Erhabenheit der Bildvorstellung nicht viele ihresgleichen haben. Der Wortlaut ist folgender:

„Willst du zählen zu den Erdenreinen,
Den Braminen, die im Licht sich einen,
Zu den Auserwählten, — mußt du lieben
Und dich täglich im Erbarmen üben.

Heilig ist der Leib und was lebendig,
Sei dein Wahlspruch immer und beständig;
Vor dem heil'gen Leib sollst du dich scheuen,
An des Leibes Kunstwerk dich erfreuen.

Pflanzen sollst du, die zerrauft, zertreten,
Sorgsam in die Erde wieder betten;
Findest du am Weg ein hilflos Wesen,
Nimm's in Pflege, bis es ist genesen.

Werden Tiere dir am Weg begegnen,
Auf die Hände hebe, sie zu segnen,
Speise sollst du immer bei dir haben,
Schmachtende und Hungernde zu laben.

Keine Mühe sollst du jemals scheuen,
Vögel und Gefang'ne zu befreien;
Keine Kosten, auf den Markt zu wandeln,
Junge zu den Müttern rückzuhandeln. —

Willst du zählen zu den Erdenfrommen,
Pflanze Bäume, dies ist Gott willkommen,
Auf die Berge, daß von grüner Höhe
Ein Entsühnungshauch herniederwehe.

Wird ein Kindlein dir geboren, pflanze
Einen Baum dafür; — in seinem Glanze
Weile gerne. — Wann er blüht und grünet,
Denke freudig, daß dein Kind entsühnet.

Nicht der Blumen breche oder knicke;
Bleibe, stehe, labe deine Blicke
An der Jungfrau'n, deren Wonneleben
Ach so bald wird in das Nichts verschweben.

Bleibe ferne von den Mordgesellen,
Die die heiligen Schattenbäume fällen
Und sich selbst und ihren Kindeskindern
Trostverachtend die Entsühnung mindern.

Bleibe ferne weg von allen denen,
Die der Satzung und dem Rechte frönen
Und, erfüllt von deren taubem Grimme,
Nimmer achten der Erbarmung Stimme.

Doch nicht immer sollst du duldend schweigen,
Gegen Mörder sollst du mutig zeugen;
Mit der Wahrheit scharfen Hagelwettern
Schlossenartig sie zusammenschmettern.

Hast du alles dieses treu gehalten
Jahrelang in deinem Lebenswalten,
Darfst du frisch und darfst du freudig wagen,
Des Entsühnten grünes Kleid zu tragen.

Und es wird von heut' auf deinem Gange
Weder Tiger, Panther oder Schlange
Dich verwunden, weder Mittagsbrennen,
Weder Hagel dich verletzen können.

Lägest du auch fieberkrank und hager,
Stände selbst der Tod vor deinem Lager,
Weichen muß er, bis du endlich selber,
Altersschwach und immer altersgelber,

Matt und erdenmüde, Botenvögel
Lässest steigen mit dem Schwanensegel,
Die da heischen für den Lebensmüden
Todesfrieden. — Und wenn du geschieden,

Werden Jünger kommen, werden Scheiter
Um die Leiche schichten froh und heiter;
Werden sprechen bei dem Sprüh'n der Funken:
‚In das Lichtmeer ist er jetzt versunken.'" [1])

Wer nicht begreifen wollte, daß die Idee der Tierschonung, wie sie Christian Wagner hier und an anderen Orten ausspricht, ein nie genug, ein wieder und wieder, ein mit Bitten und mit Flammenworten der Menschheit ins Herz zu schreibender Grundsatz ist, wer die kultur- und sittengeschichtliche Notwendigkeit eines solchen Bemühens geringachten oder mit Achselzucken betrachten möchte — den müßte man, auf daß er sich schäme und die Schuppen von seinen Augen streife, belehren, wie zahllos und vielgestaltig die Qualen sind, die der Mensch, der Herr der Erde, seinen Mitgeschöpfen verursacht, wie ungeheuer verbreitet die Rohheit und Grausamkeit ist, mit der er den Tieren begegnet. Das Thema ist schier unerschöpflich, auch wenn man von der unter allen Himmelsstrichen vorkommenden Gefühllosigkeit Einzelner absieht und nur an die herkömmlichen, durch den Gebrauch gewissermaßen sanktionirten, ortsüblichen Mißhandlungen erinnert. Auch in

[1]) I, 34—36.

dieser Richtung kann in gegenwärtigem Zusammenhang nur auf Weniges hingedeutet werden. Das Pferd ist der „treue Mitarbeiter", der unentbehrliche Helfer des Menschen. Wie elend aber ist, wenn man die Mehrzahl dieser Geschöpfe betrachtet, ihr Sklavenloos! Das edle, freiheitslustige, feurige Tier, welche Summe von Entbehrungen, welche Stufen von Erniedrigung muß es mit seinen vorrückenden Lebensjahren durchmachen, bis dem abgearbeiteten, lahmen, halbblinden, halbverhungerten Karrengaul das Messer des Abdeckers den Garaus macht! Das ist nun traurig, aber bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, mag der praktische Sinn sagen; höchst überflüssig aber ist es, daß die Eitelkeit des Rennsports oder die Prahlerei der Distanzritte von den Tieren die letzte Kraft fordert und sie in die Schwindsucht oder in den Tod hetzt. Und gar erst die Lastfuhrwerke! Man gehe in unsere Großstädte und sehe, wie bei Bauten, bei der Zu- und Abfuhr von Steinen oder Sand oder Schutt die Wägen und Karren überlastet werden, wie die Fuhrleute auf die ziehenden Tiere, deren Sehnen zu reißen drohen, deren Gestalt durch die erzwungene unnatürliche Streckung des Körpers verzerrt wird, mit Peitschen und Prügeln hineinschlagen, wie sie die aus Erschöpfung die Leistung Versagenden noch mit Püffen vor das Maul stoßen! Es gibt ja selbstverständlich viele Fuhrleute, die mit ihren Tieren anders verfahren, nicht nur weil sie sie nicht vor der Zeit aufbrauchen wollen, sondern auch weil sie ein Herz haben; aber dennoch vergeht kein Tag, ohne daß man Szenen jener grausamsten Ausnützung beobachten kann, und zumal wo Bergstraßen bebaut werden oder wo vom Regen aufgerissene Erdschollen oder schlammiger

Boden die Räder hemmen, geschehen Dinge, die nicht zum Ansehen sind. Nicht viel weniger findet man den Pferden zugemutet, die der Beförderung von Personen dienen. Der polizeiliche Tierschutz müßte der hiebei zu Tag kommenden rohen Gewinnsucht tausendmal das Handwerk legen, eine Belastungsgrenze müßte festgesetzt sein; aber man weiß, daß die polizeilichen Organe hier fast nirgends genug thun, daß ihnen auch die Mittel und die Macht fehlen. Wie leicht ließe sich manchmal der Mißhandlung der armen Tiere abhelfen! Vollgepfropft — um ein Beispiel zu geben —, mit Menschen und schwerem Reisegepäck überladen, geht während des Sommers täglich mehrere Male ein Stellwagen die übersteile Straße vom tirolischen Zirl nach Seefeld hinauf, an jähen Abgründen vorbei, mit Benützung großer und vieler Wegwindungen, die aber doch im Zeitraum von einer Stunde etwa 600 Meter zu erklimmen haben: wer es irgend vermag, hätte die Pflicht, auf den steilsten Strecken auszusteigen, um den gequälten Pferden ihre Aufgabe zu erleichtern! Eines besonders widerwärtigen Bildes soll an dieser Stelle noch gedacht sein. Ich stieg einmal im Kaprunthal in den Tauern den schmalen, den Felsen abgerungenen Weg hinauf, der bis zum gletscherumgebenen Mooserboden, bis zur Höhe von 1900 m. führt. Der Weg ist seiner Steilheit wegen für Fußgänger beschwerlich genug, und an den Kehren darf man zu Schwindel nicht geneigt sein. Da begegnete mir ein Gefährte, das aus einem auf Rädern laufenden Korb bestand und mit 2 ponyartigen Pferden bespannt war, im Korb aber saß, mit strickdicker goldener Uhrkette behangen, ein Jude, fett und dick, sicherlich seine

200 Pfund schwer. „Wir haben's ja, wir können's machen," sagte sein den Fußgänger geringschätzig messender Blick, während die armen Tierchen unter ihrer Last fast erlagen. Und das nennt dieses Pack Naturgenuß!

Der Hund ist der Freund des Menschen und taugt als Freund mehr als die meisten zweibeinigen Freunde; er genießt denn auch im Ganzen das Wohlwollen des Gebieters der Schöpfung. Die Dankbarkeit für seine unvergleichliche und rührende Anhänglichkeit an den „Herrn", für seine kaum begrenzte Aufopferungsbereitschaft besteht jedoch in der Regel darin, daß er dem Abdecker ausgeliefert und mit einem frischen Exemplar vertauscht wird, sobald sich die ersten Spuren des Alters bei ihm zeigen. Auch das Züchtigungsrecht wird von Seite des „Herrn" gar oft in einer Weise ausgenützt, welche das Gegenteil von Menschlichkeit und von Verständigkeit ist, und das Sittengebot, daß, wer ein Haustier sich hält, ihm auch ausreichende Nahrung, Schutz gegen die Winterkälte u. s. w. zu gewähren hat, wird von gedanken- und gefühllosen Menschen vergessen. Einer behördlichen Anordnung, welche die Ursache von Tierquälereien wird, sei hier nebenher gedacht. In einer größeren süddeutschen Stadt — es ist nicht München, dessen Bewohner vielmehr an ihrer Tierfreundlichkeit einen ihrer schönsten Charakterzüge haben — wurde vor einiger Zeit die von den Hundebesitzern alljährlich zu entrichtende Steuer auf die übermäßig hohe Summe von 20 Mark festgesetzt. Wie leicht begreiflich, ist für gar Manchen zur Verfallzeit der Steuer diese Zahlung unerschwinglich, und so geschieht es nicht selten, daß sich die Besitzer ihrer Hunde entledigen, indem sie sie unbarmherzig

auf die Straße jagen. Infolgedessen sieht man zu gewissen Fristen tagelang herumlungernde, vor Hunger und Elend schließlich erschöpfte und zusammenbrechende Hunde, zum Aergernis der Oeffentlichkeit, zur Peinigung aller dem Mitleid zugänglichen Bewohner, zur Verwunderung der Fremden, die sich fragen, wie es möglich sei, daß in der durch hohe geistige Bildung hervorragenden Stadt ein solcher Zustand bestehe. Mit dem Einwurf, daß wenig bemittelte Leute zum Vergnügen keinen Hund zu halten brauchen, wird man sich hoffentlich nicht verteidigen wollen; denn er gäbe nur von einer Gefühllosigkeit, die sich diesmal gegen Menschen richten würde, das Zeugnis ab. Ist doch der Hund oft genug die einzige Freude des Einsamen, der einzige Freund des Armen! Und hat nicht einer der besten Schwaben, Friedrich Th. Vischer, das schöne Wort gesagt: „Eine der liebenswürdigsten Etappen auf Gottes Weltgang vom Guten zum Bessern ist die Schöpfung des Hundes“?

Eine in der Schweiz, auch in mehreren Teilen von Deutschland verbreitete Unsitte ist das Bespannen von Karren mit Hunden. Vischer brandmarkt es im „Auch Einer“ als eine Barbarei, führt auch an anderer Stelle[1]) aus, daß der Hund nicht zum Zugtier geschaffen sei, weil seine weiche Pfote sich zum Gegendruck auf den Erdboden nicht stemmen könne und ebendeßhalb auch ein starker Hund in solchem Dienste binnen kurzer Zeit „struppirt“, im Kreuz- und Sprunggelenk lahm werde. Es soll an dieser Stelle gerühmt sein, daß Friedrich Th. Vischer keine

[1]) Altes und Neues, 2. Heft, S. 218—219.

Gelegenheit versäumt hat, um mit Worten, denen der edelste sittliche Zorn Feuer, Farbe und Leben gab, die Tierschinder zu geißeln und für den Schutz der Tiere die menschlich Gesinnten zur Mithilfe, die Behörden, Staat, Kirche und Schule, zur Wachsamkeit aufzurufen. In männlichem Kampf mit einem gefühllosen Fuhrmann findet der Held seiner Dichtung, Albert Einhart, das Lebensende, und eine Menge trefflicher Stellen dieses Romans bezeugen Vischers tiefes, inniges Verständnis für das Tierleben, die Tierseele. Am eingänglichsten befassen sich mit den Fragen des Tierschutzes ein Abschnitt der Schrift „Eine Reise", der offene Brief „An Herrn Staatsrat Hehn in Petersburg", der Aufsatz „Ein italienisches Bad" (Recoaro) sammt seiner „Vorbemerkung" und der Aufsatz „Noch ein Wort über Tiermißhandlung in Italien";[2]) aber auch in kleineren, durch den „Schwäbischen Merkur" oder das „Stuttgarter Neue Tagblatt" veröffentlichten Artikeln machte Vischer seinem Unmut über Tierquälereien Luft, und wenn sich seine Klagen und Vorwürfe in ihrer Hauptmasse gegen italienische Volkssitten richten, so fehlt es dabei doch nirgends an Seitenblicken auf Deutschland, auf Schwaben zumal, wo der Tierschutz eine viel straffere und unnachsichtigere Handhabung der Gesetze zu heischen scheint. Ungleich schlimmer allerdings als bei uns sind die Zustände

---

[2]) Vgl. Vischer, Kritische Gänge, Neue Folge I, 153—156; V, 157—170; Altes und Neues, Heft 2, 217—264 und 265—280. Das Vorwort zu diesem Heft erwähnt, daß die Stadt Frankfurt den Unfug des Hundeeinspannens strenge untersagt, Preußen aber nach der Wegnahme der Stadt das Verbot wieder aufgehoben habe.

in Italien, ungleich verbreiteter ist dort unmenschliche, teuflische Grausamkeit gegen das Tier, und was dem deutschen Denker und Dichter die Feder in die Hand gibt, ist oftmals der Schmerz um ein Volk, dessen große und schöne und liebenswürdige Eigenschaften ihn zeitlebens mit Bewunderung und Zuneigung erfüllten und dem doch jener Schandfleck bis heute noch anhängt, wenn man auch neuerdings das Uebel zu vermindern bestrebt ist. Die häßlichen Szenen, deren Vischer Zeuge wurde, sind zumeist brutale und grausame Behandlung von Reit- und Lasttieren, Pferden, Eseln und Maultieren: „Wenn ich auf der sizilianischen Reise mein Maultier bestieg, bäumte es sich jedesmal; ich untersuchte es im Stall, da es abgesattelt war, und fand den ganzen Rücken aufgeritten, lauter rohes Fleisch; wenn der Sattel aufgelegt war, klebte er auf der eiternden, großen, tiefen Wunde an; bestieg man dann das Tier, so riß das auf, und man kann sich denken, mit welchem Schmerz; als ich dem Maultiertreiber Vorwürfe machte und Pflege der Wunde gebot, lachte er mich aus und sagte, das sei bei keinem Reit- und Lasttier anders... Ich habe in Neapel kraftlose Pferde gesehen, die einspännig an einem Corricolo zogen, auf und an das sich bis achtzehn Menschen gepfropft und gehängt hatten; die ganze Brust, über die der Zugriemen läuft, war eine offene Wunde, und das Blut floß dicht auf die staubige, in Sonnenhitze glühende Straße, unbarmherzige Hiebe trieben das Tier vorwärts, bis es zusammenfiel. Die Eselstreiber halten sich gern eine offene Stelle im Felle des Tieres, um es da empfindlicher stechen und antreiben zu können. In Verona ... ist die Grausamkeit besonders augenfällig;

auf Schritt und Tritt begegnet man überladenen Zugtieren; betrachte sie näher und du siehst, daß ein solches armes Vieh nie gewaschen, gebadet wird, die Insekten haben sich auf seiner Brust so eingefressen, daß sich Beulen gebildet haben, in denen sie nun ihre Stätte zum Wühlen, Nagen, Beißen aufschlagen. Es wird in Verona mehr als sonst in Italien geritten, meist auf abgeschundenen Mähren, aber galoppirt muß sein, die letzte Kraft des Tieres wird mit Peitschen und Stecken aufgeboten, gefahren wird stets in scharfem Trab, nur immer hetzen, hetzen! Nicht besser geht es in Italien der kleineren Tierwelt. Die Gassenbuben in Rom machen sich einen Kapitalspaß daraus, einem Hunde zuerst ein Bein lahm zu werfen, dann ihn zu steinigen, sie nageln Katzen an den Füßen auf ein Brett und werfen sie ins Wasser. In Mailand hielt man früher auf dem Vogelmarkt am Dome zu den Nachtigallen den glühenden Draht bereit, um sie, wenn eine gekauft wurde, gleich zu blenden, weil man meint, sie singen dann schöner!" Im Alpenbad Recoaro war es wiederum die Mißhandlung der Reittiere, was dem deutschen Besucher die Stunden vergällte: das sinn- und erbarmungslose, von der Treiber- und Kärrnerbevölkerung als Herkommen, vom Bildungspöbel und seinen Rangen als flottes Vergnügen geübte Hineinhauen, Hineinpeitschen, Hineinbrüllen auf die gemarterten „Muli". Unter dem Eindruck all dieser Vorkommnisse hat Vischer vollkommen Recht, wenn er, von Grimm und Empörung übermannt, den Wunsch ausspricht, es möge eine große Dampfprügelmaschine erfunden werden, unter welche sämmtliche Tierquäler Italiens der Reihe nach zu legen seien, um so lange abgedroschen und durchweicht

zu werden, bis man Menschlichkeit in sie pflanzen könne. Zu Teufeleien gewordene Kinderunarten, führt er aus, seien die Grausamkeiten der Italiener; der Blutgeist der Gladiatoren komme in ihnen wieder zum Vorschein und als die Enkel des Gesindelvolkes, das den Tierkämpfen der antiken Arena zugejubelt habe, gäben sich die Tierquäler in Palermo, in Neapel, in Verona (und Genua) zu erkennen. Vischer appellirt an das Ehrgefühl des neuen Italiens, er ist des Glaubens, daß der politischen Wiedererhebung auch eine sittliche Erneuerung der Nation folgen und mit den überlieferten Tiermißhandlungen aufräumen werde. Wie wenig parteiisch aber dieser Autor ist, wie wenig es zuträfe, wenn man ihn einer catonischen Strenge gegenüber dem fremden Volke und eines nachsichtigen Verhaltens gegenüber dem eigenen bezichtigen wollte, das lehrt am besten sein mitten in die Klagen über Recoaro eingestreuter Satz: „Etwas sehr Trauriges muß hier gestanden werden: meine Ansicht ist es längst, daß an Grausamkeit gegen das Tier nach den Italienern gleich der Schwabe komme."

Doch nicht Italien nimmt unter den Ländern, in denen die Tierquälerei im Schwange ist, die vorderste Stelle ein, sondern ein anderes von romanischem Stamme bewohntes Land: Spanien; mit dem Namen der Spanier muß man das grausamste Volk des Erdballs bezeichnen. Denn die Raffinirtheit von Teufeln hat dort ausgeklügelt, wie man das Tier langsam, und auf daß es ein Schauspiel abgebe, zu Tode martern könne; und während es anderwärts Einzelne oder einzelne Gesellschaftsschichten oder bestimmte Berufsklassen sind, die an den Tieren Empörendes

verüben, wird auf der pyrenäischen Halbinsel die Tierpeinigung seit Jahrhunderten als nationale Sitte, als Festfreude, von Staats wegen betrieben; alle Stände, von der Hofgesellschaft bis zum Bettler, nehmen an ihr teil, jauchzen ihr zu, und in Prachtgewändern geht die Rohheit, die Grausamkeitsschande einher. Es wird erzählt, daß der deutsche Kronprinz Friedrich, der nachmalige unglückliche Kaiser, der Sohn Wilhelms I., in Madrid einem Stiergefecht habe beiwohnen müssen, daß er aber, inmitten des Hofes sitzend, der Szene beständig den Rücken gekehrt habe; wenn dies wahr ist, so hat sich niemals deutsche Gesittung im Ausland höhere Ehre gegeben. Denn so viel Unwille auch diesseits der Pyrenäen über die spanischen Stierkämpfe geäußert worden ist, Europa, das christliche Europa unserer Staatslenker und Diplomaten, das mit seiner Bildung und Zivilisation prahlende Europa steht dennoch auf dem Achtungsfuß mit dem Schindervolk, und kaum irgendwo bei uns, außer in den heute kleinen Häuflein der Freiheitsmänner, durchbraust heller Jubel die Seele, daß endlich die Rache des Himmels über Spanien hereinbricht, daß diesem verlotterten Volke nun endlich die Perle der Antillen, Cuba, das es aussog und von dem es sich mästete, verloren geht. „Mene mene, tekel, upharsin!“ Gewogen, gewogen, zu leicht befunden! Spanien, Spanien! Du bist mit hohen Gaben gesegnet gewesen, du hast der Welt große Maler gegeben und den unsterblichen Dichter Cervantes, du hast eine schöne Sprache geschaffen und Frauengrazie war dein Erbteil. Aber die Scheiterhaufen deiner Ketzergerichte stanken zum Himmel, deine Torquemada, deine Alba verwüsteten

das Glück der Familien und der Völker, Auswürfe der Menschheit gleich ihnen, Henker und Henkersknechte gebar unerschöpflich dein Schooß, unter den wehrlosen Indianern hauste dein Franz Pizarro, die Bestie; im Namen eines Halbcretins, des Königs Philipp II., hast du die Freiheit zertreten, wo du sie fandest: es sind 18 000 Menschen gewesen, die dein Alba in den Niederlanden hinrichten ließ, und 30 000, die deine Inquisition in prangenden Autodafés dem Flammentode übergeben hat, du Schindervolk! An deinen Brüsten sog ein Erzvater der Geistesknechtung, Ignatius von Loyola, Macht ohne Grenzen hast du der Kirche eingeräumt, und zum Dank dafür hat sie die Massen des Volkes dir mit Dummheit, mit Blindheit geschlagen, umgarnt und gedrosselt und beraubt bist du von Pfaffengewalt; um das Licht des Geistes, das von England, von Frankreich, von Deutschland, von Italien ausstrahlte, hat dich deine Bigotterie, dein stupider Glaubenseifer gebracht, und das Licht der Menschlichkeit hast du ausgelöscht in der Vergewaltigung und Ausplünderung deiner Kolonien, in deiner grausamen Gerichtsbarkeit, in deinen Stierkämpfen! „Mene, mene, tekel, upharsin!“ Gewogen, gewogen, zu leicht befunden!

Die zahmen Seelen, die diplomatischen, die nüchternen, die wohlweisen! Sie werden ganz ohne Zweifel diese Worte gar stark finden. Sie haben ja alle von den spanischen Stierkämpfen gehört, haben sich gelegentlich auch ein bischen entrüstet; aber was hinter den Pyrenäen liegt, ist schon so weit von uns, und am Ende nimmt Mancher das Schauspiel, bei dessen Schilderungen die schönen Frauen, die Farbenpracht der Szenerie, die spannenden

alten Gebräuche, die dramatische Lebendigkeit der Handlung nicht vergessen zu werden pflegen, als ein Stück unentbehrlicher Romantik. So sehen wir uns diese Sache doch einmal genauer an, sehen sie mit den Augen eines Zeugen, der seinen Unwillen eher unterdrückt, als daß er ihr Luft machte, mit den Augen eines Beobachters, der am 1. September 1895 in San Sebastian einem Stierkampf beiwohnte! Verzeichnen wir also die Hauptmomente der Begebenheiten, die Hauptzüge des Bildes![1])

Es ist die quinta corrida de la temporada. Elftausend Zuschauer füllen die Arena, in den Logen und auf den Galerien sitzen geschmückte Damen und festlich gekleidete Herren. Donnerartiger Applaus begrüßt den Bürgermeister, der die königliche Loge betritt, die lanzenbewaffneten Picadores reiten ein, die Banderilleros mit ihren roten Tüchern folgen ihm und in silber- und goldstrotzendem Kostüm der Matador, der Torero. Brausender Jubelsturm hat ihn empfangen, und der Bürgermeister wirft ihm, zum Zeichen, daß das Spiel beginnen könne, den bändergeschmückten, das Thor der Tierkäfige öffnenden Schlüssel zu. Erste Szene: Unter dem vieltausendstimmigen Geschrei der Menge stürmt der Stier in die Arena, die Banderilleros necken, reizen und verwirren ihn, indem sie ihn umschwärmen und ihm bald die rote, bald die grüne Tuchseite unter die Augen halten; der brüllende Stier bohrt seine Hörner in den Leib eines der Pferde; das Pferd stürzt, die Eingeweide hängen ihm aus dem

---

[1]) Vgl. den Artikel Curt Abel Musgrave's in der Berliner „Nation" v. 14. Sept. 1895.

Leibe, es windet sich in Schmerzen, aber die rotbekittelten Henkersknechte schlagen mit Stöcken auf das Tier, bis es sich aufrichtet, an der Barrière wird ihm der Sattel aufs Neue befestigt, und noch einmal reitet auf ihm der Picador auf den Kampfplatz. Nun stoßen die Banderilleros ihre mit scharfen Widerhaken versehenen Stäbe dem Stier in den Rücken, daß sie haften bleiben, unter dem Zuruf des Publikums, das den einen, allzu vorsichtig sich nähernden Banderillero mit Pfirsichen, Aepfeln und Kartoffeln bewirft. Dem vor Schmerzen sich schüttelnden Stier reitet der Picador auf seinem zitternden, totwunden Tiere entgegen; dem Pferd wird vom Stier der Leib aufgerissen, es verendet, noch zwei andere Pferde werden vom wütenden Gegner, dessen Rücken jetzt sechs Spieße zerfetzen, getötet. Die Menge ist unbefriedigt, sie heult, sie will mehr Blut sehen. Ein Hornsignal kündigt den Torero an, der nun, in der einen Hand ein grellrotes Tuch, in der anderen einen langen Degen, dem Stier neckend sich nähert, wie um mit ihm zu spielen. Das gemarterte Tier verweigert den Kampf, es taumelt kläglich brüllend zur Barrière, aber der Torero hält ihm das rote Tuch dicht unter die Augen, der Stier bäumt sich auf, stürzt in den Degen, und höhnend ahmen vieltausendstimmig sein letztes „Muh!" die Zuschauer nach. Die Banderilleros geben ihm den Gnadenstoß, zwei Gespanne schleifen die Tierleichen hinaus, die Damen lächeln, fächeln sich und essen Zuckerwerk. Zweite Szene: Der Stier tötet ein Pferd, springt flüchtend über die Barrière, das Publikum treibt ihn mit Stöcken und Schirmen zurück, die Picadores treiben ihm sechs Speere in den Rücken, der Torero stößt ihm den Degen tief hinein,

der Stier kriecht auf den Knieen seinen Angreifern nach und empfängt unter dem Johlen und Zischen der Zuschauer, die die Banderilleros der Feigheit beschuldigen, den Gnadenstoß. Dritte Szene: Der Stier stürmt in die Arena, die flüchtenden Banderilleros werden vom Publikum mit Früchten beworfen, mit Spottversen verhöhnt, zwei Pferde fallen, der Torero giebt mit dem Degen dem Stier den Todesstoß. Vierte Szene: Zehn Harpunen werden von den Picadores dem vor Schmerz stöhnenden Stier in den Rücken gesteckt, der Torero durchbohrt ihn mit dem Degen, nachdem er in grausamer Ruhe mit ihm gespielt hat. Fünfte Szene: Der Torero beteiligt sich von Beginn an am Kampf, treibt dem Stier vier Harpunen in den Rücken, zwei Pferde werden getötet, Stücke ihrer Eingeweide bleiben an den Hörnern des Stiers hängen, der Torero hält eine Ansprache an eine Dame der Loge, an eine Marquesa, widmet ihr den Tod des Stiers und stößt diesem den Degen in den Rücken. Donnernder Applaus, das Publikum ist wie besessen, man gratulirt der Marquesa und der Torero stolzirt, mit Geschenken überhäuft, in der Arena umher, während die Tierleichen zuvor unter Musikklängen hinausgeschafft werden. Sechste Scene: Der Torero beginnt den Angriff, indem er vor dem anstürmenden Stiere zu knieen versucht; zwei Pferde werden getötet, zwölf Harpunen werden dem Stier in den Rücken getrieben, der Torero gibt ihm den Todesstoß. Hiemit ist das Schauspiel zu Ende. Das Publikum drängt sich von seinen Sitzen, viele steigen in die Arena hinab, um dort Nationaltänze aufzuführen, wobei sie zugleich den blutigen Kadavern reichliche Fußtritte versetzen; der Torero aber

wird frenetisch beglückwünscht und empfängt an der Kasse 10000 Franken, den Lohn für sein anderthalbstündiges Morden.

Das also ist der Verlauf eines spanischen Stiergefechtes, und jahraus, jahrein und allerorten führt man in Spanien solche Schauspiele auf. Wo sind da die Bestien? Sind es die namenlos gepeinigten Tiere? Nein, die Menschen sind es, Männer und Frauen.

Niemand will leugnen, daß es auch unter den Spaniern Leute gibt, die sich über die Stierkämpfe empören. Aber die Zahl dieser Menschlichgesinnten ist zu gering, als daß sie etwas vermöchte, und darin liegt die Schmach der Nation. Vor ein paar Jahren wurde die Frage der Abschaffung der Stiergefechte in der Oeffentlichkeit besprochen, und ein Gesetzentwurf sollte die Corridas unterdrücken. Aber es ist beim Alten geblieben. Der größte Teil der Zeitungen verhöhnte die Antragsteller (die Karlisten), an einen Erfolg des Bemühens glaubte Niemand, und der damalige Führer der Konservativen, Canovas del Castillo, soll die Aeußerung gethan haben, daß jede spanische Regierung sich die Revolution auf den Hals ziehen würde, wenn sie mit der Unterdrückung der Stierkämpfe Ernst machen wollte. Auch bei den den Ostspaniern nahe verwandten Bewohnern der südfranzösischen Küste besteht die Lust an Stierkämpfen; man weiß, daß das französische Gesetz, das sie verbot, dem leidenschaftlichsten Widerstand der Volksmassen wie der Ortsbehörden begegnete, daß der Aufruhr gepredigt wurde. Auch dort fehlte jedes Gefühl für die Verbestialisirung (Vertierung wäre ein zu edles Wort!), der man mit der Freude an Stierkämpfen anheimfällt, und ein Dichter sogar,

der Provenzale Mistral, ein Schänder der Musen, stellte sich an die Spitze der blutdürstigen Schreier. Die Regierung der französischen Republik war stark genug, den Geboten der Zivilisation Achtung zu verschaffen; in Spanien aber haben seit Jahrhunderten Staat und Kirche dem Volke die schlechteste Erziehung gegeben, und nur etwa ein übermächtiges und nachhaltiges nationales Unglück, verbunden mit der Vernichtung der Pfaffenherrschaft, vermöchte noch eine sittliche Hebung herbeizuführen. Ein Volk, das berufsmäßige Tierzutodeschinder als Nationalhelden feiert, ist verkommen. Und ein durch Kaltblütigkeit und raffinirte Ausübung seines Handwerks hervorragender Torero ist in Spanien eine mit Ruhm bedeckte Persönlichkeit; sein Name durchfliegt alle Provinzen, er ist das Entzücken des Pöbels und der vornehmsten Gesellschaft, der verhätschelte Liebling der Damen und ein Gegenstand der Bewunderung für die Männer. Reichtümer fliegen diesen Lumpen in den Schooß: die 23 Matadore, die während des Jahres 1896 in 478 Stiergefechten auftraten, verdienten zusammen 1329000 Pesetas (1063200 Mark), und unter ihnen ist einer, dem ein Idiot zu Salamanca jüngst einen Ehrendegen im Werte von 15000 Francs zum Geschenk machte, ein mehrfacher Millionär. Für eine wohlgeordnete Verwaltung, für Bildungszwecke, für Volksschulen hat Spanien kein Geld; aber für Einrichtung der blutigen Spiele, für Stierkämpfergehälter, Stiere und Pferde gab es im Jahre 1896 nicht weniger als 4092800 Pesetas (3274240 Mark) aus. Der Verlust der dabei gemordeten 1218 Stiere und der ihnen zum Opfer gefallenen 5756 Pferde wurde von der Statistik

auf 1642000 Pesetas berechnet. Für die aus der gewohnheitsmäßigen Tierquälerei stammende Abstumpfung menschlichen Empfindens, für die allgemeine Verrohung des Volkes bietet denn auch Spanien erschreckende Belege. Zu dem erwähnten Gesetzesantrag der Karlisten hatten ein paar Unglücksfälle den Anstoß gegeben, insbesondere der Tod eines berühmten Torero. Diesem hatte der erste Stier einer Corrida den Unterleib aufgerissen; er empfing in der Kapelle der Arena — denn die helfende Hand der katholischen Kirche ist ja auch dabei gegenwärtig! — die Sterbsakramente. Aber während er unter Schmerzen stöhnte und unter Zuckungen verschied, brüllte das Volk nach Fortsetzung der Spiele, nach der Fortsetzung der aus je sechs Kampfgängen bestehenden Corrida, und das grausame und lärmende Schauspiel nahm, wenige Schritte vom Lager des Sterbenden, seinen regelmäßigen Verlauf! Dieser Sinnesart und Volksgesittungsstufe ist es nur entsprechend, daß in Spanien die Folter noch heute in Anwendung kommt: an den wegen des Attentates von Barcelona im Jahre 1896 verhafteten Anarchisten wurde sie durch den Gendarmerielieutenant Portas zur Erpressung von Geständnissen gebraucht. 64 Gefangene haben brieflich diese offiziell abgeleugnete, aber durch den Madrider Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" ans Licht gestellte Thatsache bestätigt. Einer der Gefangenen, bezeugten sie, sei durch die übermäßigen Qualen wahnsinnig geworden. Desgleichen berichten unsere Tageszeitungen nach englischen Mitteilungen an die Londoner Howardgesellschaft, daß die spanischen Mönche, die auf den Philippinen unerschöpfliche Reichthümer angehäuft haben und allmächtig

sind, während des jetzigen Aufstandes der Inseln die Anstifter des Blutvergießens und der Folterung der unglücklichen Gefangenen geworden seien. Einige der Opfer seien Krüppel für ihr Leben geworden, andere an den Folgen der Tortur gestorben und viele Arten der Folterung seien so abscheulich, daß man sie nicht zu beschreiben wage. Aber noch ein anderes Vorkommnis sei hier angeführt. Im Jahre 1890 begegnete es einem neunjährigen Zögling der Kavallerieschule in Aranjuez, daß ihm bei dem Kirchgang und der Kommunion, zu der die Zöglinge der Anstalt kommandirt wurden, die Hostie an den Lippen kleben blieb. Erschreckt, verschluckt er die Oblate, indem er sie mit Hilfe seiner Mütze in den Mund schiebt. Der Kaplan, der den Vorgang beobachtet hat, macht Anzeige, der Knabe wird zu neun Tagen Gefängnis bei Wasser und Brot verurteilt und nach Verbüßung dieser Strafe mit auf den Rücken gebundenen Händen in den Anstaltshof geführt, wo vor versammelten Lehrern und Schülern ein Scheiterhaufen errichtet ist. Auf ihm wird die Mütze verbrannt; sodann wird der Knabe — ein Waisenknabe — seiner Uniform entkleidet und mit Schimpf und Schande aus der Anstalt gejagt. Das heißt nun in Spanien Religion; der Lehre Christi steht jeder Kafferglaube näher. Zwar diesmal ergriff die Presse gegen den Vorstand der Militärschule Partei; was aber im Uebrigen Leute, die doch ein paar vernünftige Bücher gelesen haben sollten, was dort ein Kultusminister z. B. unter Religion sich vorstellt, das wird aus der vom Grafen Cangua Arguelles im spanischen Senat im April 1893 eingebrachten über die Eröffnung der protestantischen Kirche in Madrid sich beschwerenden

Interpellation deutlich, wie auch aus der von Seite des Ministers gegebenen Erklärung, daß Seiner Excellenz religiöse Empfindungen durch die leider nicht zu verhindernde Eröffnung der Kirche gleichfalls schwer verletzt seien. Ob aber auch durch die Stierkämpfe das religiöse Empfinden dieser zwei Excellenzen verletzt wird?

Der Spruch: „Du siehst den Splitter in deines Bruders Auge, nicht aber den Balken in deinem eigenen," kann den Deutschen, die sich über die Tierquälereien anderer Nationen beschweren, nicht entgegengehalten werden; denn ein solches Waten in Grausamkeit wie bei den Italienern, den Spaniern kommt unter uns nirgends vor, und wir werden ohne Selbstliebe behaupten dürfen, daß die Angehörigen keines Volkes so häufig zu den Tieren in ein Gemütsverhältnis treten wie die Deutschen. Dennoch wollen wir uns hüten, daß auch nicht, unter Umkehrung jenes Spruches, gesagt werden könne, wir sähen wohl den Balken in des Bruders Auge, nicht aber den Splitter in unserem eigenen. Das herbe Wort Vischers, dem zufolge an Grausamkeit gegen das Tier nach den Italienern „gleich der Schwabe kommt", ist oben erwähnt worden. Es wäre eine der schönsten Aufgaben des württembergischen Ministeriums, gegen landesübliche Tierquälereien mit solcher Willensfestigkeit und solcher Strenge anzukämpfen, daß schimpfliche Klagen, wie die von Vischer ausgesprochenen, nimmermehr vorkämen. Befremdlich genug kann der Vorwurf des süddeutschen Aesthetikers erscheinen gegenüber einem Volksstamme, der an Tiefe des Gemüts wie an Tüchtigkeit der Geistesbildung von keinem anderen übertroffen, ja kaum von einem zweiten erreicht wird. Aber

Vischer hat die wilde, ungezähmte Zorn-, Zank- und Fluchwut seiner schwäbischen Bauern und Dienstleute, die eine häßliche Kehrseite ihres Kraftgefühls ist, im Auge, er vergißt nicht, daß in der deutschen Natur überhaupt, wie sie in den von Bildung unberührten Gesellschaftsklassen und zumal bei jungen Männern als etwas Ursprüngliches und durch die Neigung zum Trunk Gesteigertes hervortritt, ein starkes Stück Rohheit ist, und er denkt insbesondere an die mit dem Fuhrwesen beschäftigte rauhgeartete Bevölkerung. Mancher tierquälerische Unfug läßt sich in allen Teilen Deutschlands beobachten, fällt auch uns Deutschen keineswegs allein zur Last: das Ausnehmen von Vogelnestern z. B., und die sinn- und schonungslose Verfolgung einzelner, von blinden Vorurteilen als schädlich oder verdächtig gekennzeichneter Tierarten wie der Igel, Eulen, Kröten, Spinnen u. s. w. Was müssen diese Parias der Schöpfung von ungezogenen Buben leiden! Auch das nur selten von einem wissenschaftlichen, von einem tieferen Interesse an den Naturformen begleitete, vielmehr zumeist müßiger Laune entspringende Sammeln von Käfern und Schmetterlingen gehört hierher. Wer hat nicht, in späteren Tagen mit Schauder sich erinnernd, miterlebt, daß der eine oder andere seiner Schulkameraden die eingefangenen oder aus den Puppen gezogenen Schmetterlinge mit glühenden Nadeln auf dem Spannbrett anheftete und diese Tötungsart als die zweckmäßigste erklärte? Aber nicht nur Kinder machen sich solcher Grausamkeiten schuldig. Ich traf einmal auf dem Stilfserjoch, im Hospiz der Franzenshöhe, einen Wiener Naturforscher, der zur Unterhaltung bei Tische ein Kästchen öffnete und die von ihm unterwegs gesammelten seltenen

Fliegen vorzeigte: es war ihrer eine große Menge, und sie stacken sämmtlich noch lebend an Nadeln. Daß die Erklärung des gelehrten Herrn, es könne bei keiner anderen Tötungsart der feine Farben-Staub und -Hauch der Flügel erhalten werden, den Abscheu der Tischgesellschaft nicht besiegte, kann ich zum Glück hinzusetzen; eine Münchener Dame vornehmen Standes fand das erste Wort der Entrüstung, und man bemerkte bald, daß der Naturforscher sich still gedrückt hatte. Ein weitverbreiteter Unfug ist das Halten von Singvögeln in winzigen Käfigen. Aber etwas ungleich Abscheulicheres kommt mitunter auch bei uns vor oder ist doch früher vorgekommen: das Blenden der Nachtigallen. In der falschen Meinung befangen, daß die Nachtigall ausschließlich in der Nacht singe, bereiteten gewinnsüchtige Vogelhändler um die gefangenen Tierchen ein künstliches Dunkel. Ein schlichtes, aber erschütterndes Gedicht Martin Greif's: „Die gefangene Sängerin", erhebt über diese Barbarei den Weheruf:

„Buben fingen die Nachtigall,
Stachen ihr die Augen aus,
Beide helle Augen,
Sperrten drauf sie in den Käfig,
In den dumpfen Käfig ein,
Half sie nichts ihr Flattern —
Vogel, jetzt singe!

Und so that es die Nachtigall,
Hundert Nächte sang sie durch,
Hundert volle Tage,
Die ihr lauter Nächte waren,
Sehnsuchtsvoller sang sie stets —
Als sie ausgeschluchzet,
Schwieg sie für immer."

Daß sich der Mensch der Tötung von Tieren völlig enthalte, ist ein Ding der Unmöglichkeit; Natureinrichtung und Kulturbedürfnisse streiten dagegen. Soll die Geschichte des Menschengeschlechtes ein Fortschritt zur Zivilisation sein, soll sich die Lichtwelt der Kultur, des Geistes ausbreiten, so können wir nicht dulden, daß uns das Tier in den bewohnbaren Gebieten der Erde die Herrschaft streitig mache, daß es unsere Arbeit vernichte, unsere Pflanzungen, unsere Bauanlagen zerstöre. Das Leben des Menschen, des mit Geist, mit unabsehbar sich entwickelndem Geist begabten Erdenbewohners, ist von höherem Wert als das des Tieres: aus unseren achtungswürdigsten Zwecken fließt das Recht, uns die Tiere vom Leib zu halten, wo sie uns als gefährliche Feinde entgegentreten, und wir handeln im Stande der Notwehr, wenn wir die unsere Saaten überfallenden Heuschreckenschaaren vertilgen, wenn wir gegen Läuse, Wanzen und anderes ekelhaftes Hausungeziefer einen unerbittlichen Krieg führen, wenn wir die Mäuse aus unseren Wohnungen vertreiben, wenn wir Tiger und Giftschlangen töten. Das religiöse Bewußtsein indischer Büßer, Asketen und Heiliger fordert auch diesen Angreifern gegenüber den Verzicht auf jeden Widerstand, es verlangt, daß sich der Mensch von wilden Tieren zerfleischen, von giftigem Gewürm den tödlichen Biß versetzen lasse ohne Bekämpfung des Gegners; aber die Heiligen dieses Glaubens sind keine Thätigkeitsmenschen wie die europäischen Arier, und die Geschichte der Menschheit würde aufhören, wenn der Trieb der Selbsterhaltung schlechthin unterdrückt werden sollte. Es ist ein alter Satz, daß jede Wahrheit, wenn sie auf die Spitze getrieben wird, in

Thorheit umschlägt; auch die Tierschonung muß gewisse Grenzen haben, wenn um ihretwillen nicht Pflichten, die zum Mindesten ebenso wichtig sind, verletzt werden sollen. In Indien wurden im Jahr 1896, soweit die amtlichen Ermittlungen reichten, 291 Menschen von Tigern, Panthern und Löwen, 1133 durch Giftschlangen getötet; in Deutschland hat eine neuere Berechnung ergeben, daß während eines Jahrzehnts 600 Menschen von Kreuzottern gebissen wurden; soll so viel Jammer und Schrecken noch wachsen, indem man auf die Verfolgung dieser Bestien Verzicht leistet, indem man ihrer Vermehrung keinen Halt setzt? Das wäre so unvernünftig, als wenn man fordern wollte, daß ein Wanderer, den ein Mordbube im Walde überfällt, die Pistole nicht gegen ihn erhebe, daß der Vater seine Tochter, wenn ihn ihr Hilfegeschrei gegen ihren Vergewaltiger herbeiruft, mit keinem Faustschlag, keinen Säbelhieb rette. Die Notwehr entschuldigt: sie gibt die Formel ab, gemäß der wir uns feindlicher Tiere durch Tötung erwehren dürfen. Nur ist mit dieser Formel nicht Mißbrauch zu treiben: es ist kein Töten aus Notwehr, wenn die Gewinnsucht durch Tiermord Reichtümer erjagen will, und es ist ebensowenig ein Handeln im Stande der Notwehr, wenn wir mittelst der Tötung eines Tieres eine geringe und flüchtige Störung unserer Behaglichkeit beseitigen. Nur wo es um eine Gefährdung oder doch eine schwere Belästigung des menschlichen Lebens sich handelt, nur wo wertvolle Kulturgüter in Frage kommen, darf jener Grundsatz durchgreifen, und je höher der Art nach das beteiligte Tier steht, um so vorsichtiger muß er gehandhabt werden. Es sind aber nicht nur die Einrichtungen der

Kultur allein, welche uns zwingen, von dem Sittengebot, kein lebendes Wesen zu töten, gewisse Ausnahmen zuzulassen; sondern die Natur selbst wollte und will es nicht anders, als daß zahllose Geschöpfe, auch die Menschen, auf Kosten anderer zahlloser Geschöpfe leben. Wir töten auf Schritt und Tritt, ohne es zu wissen und zu wollen, ungezählte kleine Tiere und können nicht anders. In Verfolgung unbezwinglichen Naturtriebes oder aus Mangel an Ersatz nährt sich ein großer Teil der Lebewesen der Erde von anderen, kleineren oder schwächeren Geschöpfen, und auch der Mensch scheint dieser harten Notwendigkeit nicht enthoben werden können. Die Bestrebungen unserer modernen Vegetarier, sei es, daß sie ethischen oder ästhetischen oder gesundheitlichen Motiven entspringen, sind an sich achtungswert; aber ihre Verallgemeinerung stößt, zumal in den Ländern der gemäßigten und der kalten Zone, auf unbesiegbare Schwierigkeiten. Man mag sagen, daß der Zahnbau des Menschen sowohl auf Pflanzen- als auf Fleischnahrung weist; aber Fleisch ist wegen seines größeren Stickstoffgehaltes nährender als Pflanzenkost, die gemischte Kost entspricht dem anatomischen Bau des menschlichen Verdauungsapparates und seinen physiologischen Verrichtungen am besten, und auf alle Fälle scheint Zusatz von Fleischkost da gefordert sein, wo der Mensch geistige Arbeit zu leisten hat und auf eine mehr sitzende Lebensweise angewiesen ist. Denn um die zur Erhaltung des Organismus nötige Menge von Nährstoff dem Körper zuzuführen, bedarf es bei der Pflanzenkost eines viel größeren Quantums von Nahrung als bei der Fleischkost, und die Aufnahme und Verdauung einer solchen Nahrungsmasse bedingt wiederum reichliche und

anstrengende körperliche Bewegung, Leben im Freien u.s.w.; es sind also gerade die für die Förderung der geistigen Kultur thätigen Gesellschaftsschichten, welche zum Mindesten in unseren Klimazonen der Fleischkost oder richtiger der gemischten Kost grundsätzlich nicht entbehren können. Auch die Besorgnis, daß eine allgemeine Schwächung der Organisation unseres Geschlechtes die Folge sein müßte, wenn wir mit einem plötzlichen Entschluß eine seit Jahrtausenden gewohnte Ernährungsweise abstellen wollten, dürfte nicht grundlos sein, und schlimm genug wäre schon die bei dauerndem Verzicht auf Fleischgenuß „ziemlich bald auftretende Verkalkung der Arterien", welche ärztlicherseits oft beobachtet wurde.[1]) Wie die Dinge liegen, gebietet uns demnach der Selbsterhaltungstrieb, uns der Fleischkost nicht gänzlich zu enthalten, und wer aus moralischen Beweggründen darüber klagt, sollte bedenken, daß sich die Natur selbst, deren Gesetz wir zu ehren haben, nirgends auf die dauernde Erhaltung eines Individuums eingerichtet hat, daß vielmehr der Tod aller Lebewesen letztes Ziel und das Sterben des einen Teiles der Geschöpfe, ganz allgemein betrachtet, die Bedingung der Entstehung und Erhaltung des anderen Teiles ist.

Läßt sich nun die Tötung von Tieren zum Zwecke menschlicher Ernährung nicht verpönen, so folgt doch keineswegs, daß Gefühl und Humanität beim Gebrauche dieses uns aufgedrungenen Rechtes zu schweigen haben. Bis zu einem gewissen Grade bieten Milch und Eier einen treff-

[1]) Vgl. den Aufsatz „Naturheilkunde und Wissenschaft" in der Beil. zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" vom 14. Juni 1897.

lichen Ersatz für Fleisch, und zu ihnen, wie auch zur Mitverwendung von Brot, Gemüse und Früchten wird schon die Mäßigkeit, die doch immer das beste Beförderungsmittel der Gesundheit ist, gerne greifen. Eine aus sittlichen Gründen unternommene Einschränkung des Fleischgenusses wird aber auch auf die Wahl der Schlachttiere Gewicht legen. Je höher das Tier der Gattung und der Art nach steht, um so größer ist die Summe von Schmerz, welche seine Tötung hervorruft; niedere, nach der Seite der Empfindungsorgane schwach ausgestattete, eines reicheren Seelenlebens unfähige Tiere, insbesondere auch Fische, verdienen demnach, sofern eine Auswahl möglich ist, als Nährmittel den Vorzug vor den höheren, uns nahe stehenden Tieren. Bei mehreren hochzivilisirten Völkern Asiens finden wir die Spuren von Beachtung dieses Grundsatzes; dem Bewußtsein der härter empfindenden Europäer liegt er bis heute leider ferne. Dagegen gibt es auch bei uns mitunter feinfühlige Menschen, welche ein Fleischgericht, das noch die Gestalt des getöteten Tieres erkennen läßt, nur mit Ueberwindung genießen, zartorganisirte Naturen, welche vor gebratenem Geflügel z. B. aus dieser Ursache einen Abscheu haben, geschweige, daß sie fähig wären, in der Küche einem Huhn den Hals abzuschneiden. Es ist in der That nur eine aus Vererbung und Gewohnheit zu erklärende Abstumpfung des Gefühls, wenn zahlreiche Menschen, denen man Gemüt nicht absprechen kann, im Stande sind, einen Vogel, der ihnen als Haustier vielleicht oftmals Zeichen von Anhänglichkeit gegeben hat, in der nächsten Stunde als Braten zu verzehren. Wie weit in dieser Richtung das bessere Gefühl entwickelt ist und Scheu

kennt, ist Sache der individuellen Anlage; wir werden denjenigen, der solche Rücksichten nicht beobachtet, nicht verdammen, werden aber einen Jeden, der für sie Spott hat, einen rohen Patron nennen. Eine nicht zu bestreitende Thatsache aber ist, daß auch noch heute, trotz mancher Ansätze zur Besserung, den Schlachttieren überflüssige Todespein angethan wird. Mit der Zufuhr beginnt in der Regel schon die nutzlose Grausamkeit; man denke nur an die vielerorts noch geduldete Knebelung der Kälber, an die vollgepfropften Karren und Wagen der Viehhändler, von denen die Köpfe der zum Schlachten bestimmten Tiere während der Fahrt nach unten hängen. Jede Lust am Essen möchte einem vergehen, wenn man sich die Summe der Qualszenen vergegenwärtigt, welche in den Schlachthäusern unserer Großstädte stündlich sich abspielen, wenn man die rohen Handgriffe der Metzgerknechte sieht, welche mit Püffen und Stößen die den Blutgeruch scheuenden und ihr Schicksal erkennenden Tiere zum Schlachtraum zerren. Es läßt sich wohl denken, daß für zivilisirte Nationen bei wachsender Ausbreitung der Menschlichkeit einmal die Zeit kommt, in der das blutige Handwerk der Schlächter geächtet ist, daß ein Volk reift, in welchem zur Ausübung dieses Berufes, der für Leute von der Denkart des Verfassers dieser Zeilen tief unter dem des Straßenreinigers steht, nicht mehr genug Menschen sich finden; vorerst bleibt als nächste Aufgabe, daß den zum Schlachten bestimmten Tieren Angst und Schmerz vermindert werde, daß schonende, das Verfahren so viel als möglich abkürzende Tötungsarten ersonnen und gewählt werden. Und von keiner Rücksicht sollte sich die Humanität dabei

beirren lassen: da kein Zweifel bestehen kann, daß das bei den Juden übliche Schächten der Tiere eine grausame Tötungsart ist, so verbiete die Gesetzgebung unserer Staaten das Schächten unbedenklich; denn die Juden sind Zugewanderte im deutschen Land, sind Mitgenießer und Teilnehmer an unserer Kultur, und nur in einem von ihnen selbst gegründeten Nationalstaat könnten sie beanspruchen, leben zu dürfen, wie es ihnen gefällt, und als eine religiöse Vorschrift geachtet zu sehen, was in den Augen der übrigen Menschen jedes religiösen Inhalts entbehrt.

Der Zusammenhang verlangt, daß auch von der Mißhandlung der kleinen und niederen, für die Küche bestimmten Tiere hier gesprochen werde. Gewaltthätigkeit, Büberei und ländliche Rohheit glauben sich ihnen gegenüber schrankenlos gehen lassen zu dürfen, und der gesetzliche Tierschutz steht hier noch ganz in den Anfängen. Millionen von Froschschenkeln werden alljährlich auf unsere Märkte gebracht, und wer fragt darnach, wie oft die Fänger den noch lebenden Tieren die Beine ausgerissen haben? Am schlimmsten pflegt gewirtschaftet zu werden, wo der Natur der Sache nach die Aufsicht der Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist: die Grausamkeiten der Küche könnten ein Kapitel abgeben, an welchem sich erweisen ließe, welchen Grad von Gefühllosigkeit und Stumpfheit das Herkommen den Menschen gestattet. Es wäre aber nachgerade für die anständigen Frauen doch schicklich, daß sie diesen vielfältigen Unfug abstellen, der entweder in gedankenloser Gewöhnung oder mit bewußter Rücksicht auf das raffinirte Behagen der Gourmands und Fresser und auf den Tafelprunk

geübt wird! Schon das Mästen der Gänse ist eine so grausame als ekelhafte Zurüstung. Bei Aalen kommt es vor — und ein Lindauer Kochbuch hat sogar die Schamlosigkeit, diese Anweisung zu drucken! — daß sie lebend auf ein Brett genagelt werden, um ihnen bequemer die Haut abziehen zu können; und daß mit dem Abschuppen anderer Fische begonnen wird, noch bevor das Leben des Tieres völlig erloschen ist, kann man hundertmal sehen. Die Schnecken werden in Salzwasser langsam gekocht, Krebse und Hummer lebend gesotten, und um „gefüllte Krebsnasen“ herzustellen, soll nach der Vorschrift eines Bielefelder Kochbuches noch vor dem Töten der Darm aus dem Krebsschwanz gerissen werden. Das nämliche (von zwei Frauenzimmern verfaßte!) Kochbuch verlangt ohne jeglichen Skrupel: „Tauben wird der Kopf abgerissen.“

Auch über die Jagd nicht zu schweigen, liegt im Rahmen unserer Aufgabe; denn auch mit ihr ist tierquälerischer Unfug vielfach verknüpft, und als berechnendes, planmäßiges Töten bildet sie für die Abstumpfung des Mitleids eine Art Schule. Gewisse teuflische Barbareien sind freilich abgekommen, wie das an deutschen Fürstenhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts beliebte Fuchsprellen: Cavaliere und Damen, in Reihen aufgestellt, schleuderten bei dieser „Lustbarkeit“ mittelst Prellnetzen Füchse, Hasen, Wildkatzen und Dächse so lange in die Luft und einander zu, bis die Tiere verendeten. Nicht weniger als 100 Füchse und 50 Hasen wurden bei der Hochzeit des Kaisers Leopold I. in solcher Weise geprellt, und zur Erhöhung des Spasses band man anderwärts den Hasen Papierkrägen um, hängte ihnen Leiern oder Bilder an, amüsirte sich

auch auf das Vornehmste, wenn Frischlinge und Bachen, die man zur „Kurzweil“ dazwischen über den Sand laufen ließ, den Damen unter die Reifröcke fuhren. Das ist nun bei den Herrschaften von Gottes Gnaden außer Mode gekommen, und auch die französische Parforcejagd, bei der unter Halaliblasen gar mancher Hirsch förmlich zu Tode gehetzt, Pferde zu Tod geritten wurden und „die Hunde abgerichtet waren, den Hirsch nicht anzufallen, sondern nur zu treiben, damit die Jagd länger dauere“,[1]) findet wenig Nachahmung mehr. Seine Grausamkeiten hat aber der Jagdkodex noch immer, bei der Dachsjagd z. B., bei der das aus seinem Bau nicht weichende Tier mittelst eines sogenannten Krätzers, eines großen Korkziehers angebohrt wird, und schon das ungeschickte Anschießen des flüchtig gehenden und sich verlaufenden Wildes wird oft genug die Ursache schwerer Tierquälerei. Zugegebenermaßen hat die Jagd ihren Nutzen, sie dient zur Miternährung der Volksmassen, sie schützt unsere Fluren und Saaten gegen Wildschaden, gegen übermäßige Vermehrung des Wildes; die Jäger von Beruf sind ihren persönlichen Neigungen nach auch selten Tierquäler, der trauliche Verkehr mit der Natur, das Leben im Freien weckt vielmehr in den meisten den Natursinn, die Freude an der Tierwelt, die Gemütsteilnahme am Tierleben, und Kobell hat in seinem Buche „Der Wildanger“ gewiß recht, wenn er bemerkt, daß ein richtiger Waidmann das Jagdtier nicht ohne Not leiden sehen möge.[2]) Aber der Ehrgeiz,

---

[1]) Franz von Kobell, Der Wildanger, S. 34, 52, 286 ff.
[2]) Ebenda, S. 106.

das Wild zu überlisten und seiner habhaft zu werden, erzeugt doch leicht ein der Mordlust verwandtes Fieber, und wer mit der Flinte in den Wald geht, den jückt es, sich als den Herrn über Leben und Tod aufzuthun. Im Uebrigen haften unsere Bedenken und Klagen nicht an der berufsmäßigen Jägerei, sondern am Jagdsport, an der Jagd zum Vergnügen, zur Unterhaltung. Es liegt ein Schimmer von Romantik über dieser Beschäftigung; das freie Umherziehen in Feld und Haide, im grünen Wald, in Thal und Gebirg wirkt vorab als Erlustigung, man spricht vom edlen „Waidwerk“, spricht von der „Poesie“ der Jagd, und der bestgezähmte Philister träumt bei ihr von Abenteuern. Mit Humoresken hat sie die redende wie die bildende Kunst gern umrankt, und manches Jägerlied ist im Schwange. Insonderheit sitzt die Vorstellung, daß die Jagd etwas Männliches, Flottes und Ritterliches sei, in den Köpfen fest; eine Biographie Lord Byrons, die mir eben durch die Hand läuft, macht die Bemerkung, daß Walter Scott, „in jeder Hinsicht ein Bild gesunder Männlichkeit, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd“ gewesen sei, wogegen Byron, nachdem er einmal einen von ihm angeschossenen Adler habe sterben sehen, grundsätzlich nie wieder ein Tier getötet, sich auch gegen das Angeln als gegen eine „Metzelei“ erklärt habe. Es ist das Buch von Karl Elze, das diese Angaben bringt, eine schwächliche Dichterbiographie freilich, geschrieben von einem Nachmittagsprediger über Moral und Aesthetik, für den Goethe's Urteil, daß neben Byron Scott nichts sei, vergeblich gesprochen war; was es aber über die Jagdfreude als über eine Bezeugung gesunder Männlichkeit

sagt, ist die herrschende Meinung. Aller dieser Dinge ungeachtet werden wir annehmen, daß sich nur eine zurückgebliebene oder mangelhafte Gemütsbildung am Jagdsport ergötzen kann. Denn was erstens die Poesie anlangt, so kann diese auf alle Fälle ohne die Jagd bestehen und gedeihen, und auch zum Umherschweifen in Wald und Feld braucht es kein Schießen. Wer die Natur mit liebevoll empfangendem, mit kontemplativem Auge betrachtet — und nur einem solchen schließt sich ihre Schönheit auf —, wird vielmehr die Zumutung, mit dem Schauen das Erbeuten, mit dem Genießen das Zerstören zu verbinden, als eine Ablenkung auf gemeine Zwecke, als einen plumpen Verderb hoher seelischer Befriedigung zurückzuweisen. Was aber die Männlichkeit und die Ritterlichkeit betrifft, so mochte man diese im Jagen suchen, so lange es galt, die Wege, die Umgebung der menschlichen Ansiedelungen von reißenden Tieren, von Bären, Wölfen u. s. w. zu säubern; damals war auch der Ausdruck „edles Waidwerk" verständlich, ganz abgesehen davon, daß diese Bezeichnung wohl gebräuchlich wurde, weil die Jagd ein Privilegium der Fürsten und Vornehmen war. Heute kann sich jeder Wurst- oder Mehlhändler eine Jagdkarte kaufen, und heute zielen die Büchsen auf ein armes Häslein, ein Rebhuhn, ein Reh, oder wenns hoch kommt, auf einen Hirsch, eine Gemse; was dabei Tapferes, Verwegenes und Heldenmäßiges sein soll, ist unerfindlich. Ein Töten zum Spaß ist es, was uns übrig geblieben ist, und ich wüßte nicht, wie es einer edlen Natur Vergnügen machen kann, zum Spaß, zum Zeitvertreib harmlose Geschöpfe zu töten. Wie kann man beim Zusammenbrechen eines verwundeten Tieres ein

Triumphgeschrei aufschlagen, wie sich freuen, wenn Hunderte von Waldtieren zur „Strecke gebracht“ werden? Mit der Todesangst und Todesqual fühlender Wesen werden diese Erfolge bezahlt. Ihr rühmt euch, ihr Jagdfreunde hoch und nieder, daß zu euren Geschäften Ausdauer, körperliche Tüchtigkeit, Ertragen von Beschwerden erforderlich sei; aber soll das nun Tugend heißen, was euer selbstsüchtiges Vergnügen ist, und mutet sich der moderne Bergsport, auch der nicht ins Unsinnige entartete, nicht noch viel größere Anstrengungen zu? Vor einiger Zeit geschah es, daß in einem deutschen Gebirge ein vornehmer Herr einen halbzahmen Hirsch niederknallte, als dieser, wie es seit Jahren seine Gewohnheit war, zu bestimmter Stunde am Jagdhaus sich einfand, seine Aesung sich holend und die Menschen friedlich begrüßend. Der vornehme Herr war zu diesem Zweck eigens am Jagdhaus angefahren, schoß vom Wagen aus den nur wenige Schritte entfernt stehenden Hirsch und kehrte hierauf unverzüglich in die Stadt heim. War das nun etwa ein Ritterstück oder eine Kraftleistung? Gewiß, so viel Bequemlichkeit würden unsere Jäger fast sämmtlich verabscheuen; daß aber dem auf sicherstem Posten befindlichen Serenissimo das durch Andere zuvor aufgesuchte, aufgescheuchte Wild unter die Nase getrieben wird, ist doch wohl auch anderwärts die Regel. Wir nehmen uns aber sogar die Freiheit, von Wagnissen, zu denen in der That einige Courage gehört, von afrikanischen Abenteuern z. B., auf welche jetzt mancher von Europas Genüssen übersättigte Cavalier auszieht, mit geringem Respekt zu denken. Nicht weniger als zwölf Elephanten hatte neulich ein solcher Nimrod binnen einer Woche bei ihrer Tränke beschlichen und in den

Tod geschickt; das dreizehnte der Tiere aber vergaß die Gutmütigkeit seines Geschlechtes, schleuderte den Jäger mit dem Rüssel in die Luft und zerstampfte ihn am Boden. Welch tragisches Geschick! rief der Chorus der Tagesblätter. Was aber wäre daran tragisch? Den Mörder hatte schließlich die von ihm herausgeforderte Rache erreicht, und eine menschliche Null, ein Müßiggänger war aus der Gesellschaft verschwunden. Seltsam, daß gerade in den obersten Ständen die Jagd als die geziemendste aller Erholungen zu gelten pflegt; seltsam, daß gerade da, wo auf der Grundlage reicher Existenzmittel die Verfeinerung des äußeren Lebens so hoch entwickelt ist, das Empfinden für das Hartherzige, das Grausame des Jagdsports so schwer sich Bahn bricht! Ist es denn so ganz und gar zum Lachen, wenn man anmerkt, daß auch die Tiere ein Familienleben führen, daß die todbringende Kugel sie oft zu langer Trauer des Führers, des Gefährten, des Gatten beraubt? Rührt euch, ihr Herrschaften, denn niemals die Schönheit oder die Zutraulichkeit oder die Lebensfreude des Tieres? Habt ihr für den Frieden des Waldes, den euer Büchsengeknall, euer Geschrei und euer Blutvergießen entweiht, denn gar kein Verständnis? Spürt ihr denn nirgends den Geist, den „Bergesalten“, der „mit seinen Götterhänden“ das gehetzte, „mit des Jammers stummen Blicken“ flehende Tier schützen will,[1]) und hat euch noch nie jenes Empfinden angewandelt, für welches Paul Heyse, auch einer der tierfreundlichen Dichter, seiner Herzogin Elisabeth die Worte leiht:

---

[1]) Siehe Schillers Gedicht „Der Alpenjäger“.

„Doch nur das Eine begehret nicht,
Daß ich, die der gewalt'ge Tod
Grausam des liebsten Glücks beraubt,
Soll schauen, wie in Sterbensnot
Ein armes Reh zur Erde senkt sein Haupt!"

Ich habe den Namen Heinrich Noë's in diesen Blättern wiederholt genannt: möge ein Charakterzug aus seinem Leben hier nicht vergessen werden! In Abbazia, das durch Noë's Feder den Weltruf erlangt hatte, war ein „vornehmer" Sport aufgekommen, das Taubenschießen, darin bestehend, daß nach lebenden, am Schießplatz angebundenen Vögeln geschossen wurde. Eines Tages begegnete Heinrich Noë einem für dieses Vergnügen bestimmten Taubentransport; er öffnete die Käfige mit Gewalt und ließ die Tiere fliegen. Daß er wegen dieser Handlung vor ein kaiserlich königliches Gericht gezogen, auch verurteilt und gestraft wurde, ist ja selbstverständlich. Im nämlichen Augenblick aber fand über den armen Inkulpaten auch ein für blöde Sinne unsichtbares Gericht statt; ein leuchtender Genius, der Genius des Erbarmens, sammelte die Stimmen, erhabene Gestalten, feierlich hinzuschreitend, Einer um den Andern, priesen die That, und mit den glühenden Rosen der Liebe kränzte der Genius dem irdischen Dulder das Haupt.

Was die Jagdliebhaberei im Kleinen, im verhältnismäßig Kleinen sündigt, das vollbringt im größten Maßstab der um industriellen Gewinnes willen unternommene Tierfang europäischer Seeleute, Händler und Reisender. Hier läßt sich nur von abscheulichem Massenmord reden, und das Verdammungsurteil muß um so schärfer lauten,

als das Motiv des Tötens, die Füllung des Geldbeutels, die Habgier, das gemeinste ist. Die letzte Spur von Gemüt scheint den Menschen, denen sich mit dem Einfangen und Töten industriell verwertbarer Tiere die Aussicht auf reichlichen Gelderwerb verbindet, abhanden gekommen zu sein. Man lese im „Tierleben“ Brehms, der doch viel eher einen Zug zum Plattnüchternen als zur Ueberschwänglichkeit hat, die Schilderungen der von Händlern ins Werk gesetzten Jagden nach, wie sie die nordischen Meere und Meeresgestade, die Prairien Amerikas, die Waldungen Afrikas erduldet haben und noch immer erdulden! Wer nur einmal in das schöne und überaus gutmütige Auge des Seehundes gesehen hat, kann nur voll Ingrimm, voller Ekel der brutalen, unersättlichen Rohheit gedenken, mit der diese behaglichen, sanften, hochbegabten Tiere verfolgt und in Massen erschlagen werden. Der Mensch, heißt es bei Brehm, der furchtbarste und blutdürstigste Feind der wehrlosen Robben, wütet unter ihnen mehr als der Eisbär und der Mörderwal; beobachten kann man sie nur noch da, „wo sie fern von dem Erzfeinde der Schöpfung sich aufhalten“. Einzelne Arten dieser Tiergattung, wie die Elephantenrobbe, sind denn auch bereits sehr selten geworden. Nicht besser ist es gewissen Arten der großen Fischsäugetiere ergangen: durch die gewinnverheißenden Berichte der russisch-sibirischen Entdeckungsgesellschaft, welcher der Naturforscher Steller angehörte, gelockt, strömten gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts Walfänger und Abenteurer in hellen Haufen nach der Beringssee und begannen dort unter den wehrlosen Meeresbewohnern eine so furchtbare Metzelei, daß das Borkentier oder Stellers Seekuh, Rhytina Stelleri,

obwohl zuvor in ungeheurer Anzahl vorhanden, bis auf wenige Exemplare vertilgt wurde und heute aus der Liste der Lebenden gestrichen ist. Auch die Wale verschwinden bereits aus den erreichbaren Meeren. Einen auf Madagaskar und auf St. Mauritius lebenden Vogel, die Dronte, der von Schwanengröße war, haben die Portugiesen und Holländer vollständig ausgerottet, indem das auf diesen Inseln seit 1679 landende Schiffsvolk des Fressens halber sämmtliche Vögel mit Knütteln erschlug. Nahezu ausgerottet ist der Riese der amerikanischen Landsäugetiere, der Bison, bos americanus, ein prachtvolles Tier, mit seinem hochgewölbten, zottigen Nacken, seinem großen, breitstirnigen Kopf ein Bild der Urkraft der Natur wie kein zweites. Noch vor einem Menschenalter durchzogen Millionen dieser mächtigen Tiere die Prairien Nordamerikas; heutigen Tages sind kaum hunderte mehr vorhanden. Die Geschichte, bemerkt Brehm, kennt kein zweites Beispiel, daß harmlose, nützliche Tiere, ohne auch nur den geringsten Schutz zu erhalten, um geringen Gewinnes gewerbsmäßig niedergeschossen, erbarmungslos massenweise vertilgt worden sind. Zwischen 1871 und 1875 wurde die südliche, aus mehr als 3 Millionen bestehende Bisonheerde hingemordet, 1880 bis 1883 die nördliche. Auch gegen den afrikanischen Elephanten richtet sich der Vernichtungskampf: vorsichtige Schätzungen berechnen die Zahl der in Afrika um der Zähne willen jährlich getöteten Elephanten auf 50 bis 60 000 Stück. So tobt auf der weiten Erde ein sinnloses Morden gegen die schönsten und mächtigsten Tiere: die stolzen Gebilde, die Meisterwerke der Schöpfung, Formen, an denen das Auge des Künstlers, des Dichters, des

Naturfreundes sich entzückt, sollen aufhören zu leben, damit sich Geldmacher und Spekulanten die Taschen füllen. Wo sich vollends ein Raubtier, weil es seinem Naturtrieb zu folgen gezwungen ist, gelegentlich am lieben menschlichen Eigentum vergreift, wo sich ein Raubvogel z. B. herausnimmt, ein Zicklein, einen Hasen davonzutragen, da gilt die vollkommene Vernichtung seines Geschlechtes erst recht als erlaubt, als polizeilich erwünscht; jeder prämiengierige Bube schießt den majestätischen Vogel herunter, und am Hungertod sterben die der Eltern beraubten Jungen im Horste. Und so wird einst kein königlicher Adler mehr mit weitgespannten Schwingen eure Lüfte durchkreisen, und ihr werdet nur noch aus Büchern und Wappenbildern, aus Menagerien ihn kennen, ihr wohlzivilisirten Europäer, nicht anders wie den Elephanten, dessen fremdartig ungeheure Körpermasse euch heute zum letztenmal eine vorsintflutliche Schöpfung, eine der Gestalten der Diluvialzeit vor Augen führt.

Daß es auch zahlreiche kleinere Arten von Vögeln, von Singvögeln sind, gegen welche die Habgier einzelner Menschen oder Stände den rohesten Vernichtungskampf eröffnet hat, erfüllt nach und nach, wenn auch bis heute mit geringem Erfolge, breitere Schichten der Gesellschaft mit Verdruß und mit Abscheu. Seit alter Zeit waren es die Gourmands, deren Gelüsten unzählige der lieblichen und nützlichen Tierchen zum Opfer gefallen sind, und seit alter Zeit ist es Italien, das um der Küche willen Vogelmassenfang betrieben hat: dort, wo einst das brutalste Schlemmervolk der Erde, das römische, Lerchen und Ammern mästete und bei seinen Prunkgelagen die Gäste mit

Nachtigallenzungen bewirtete, fallen noch heute alljährlich Millionen der auf der Wanderung begriffenen europäischen Singvögel, insbesonders Schwalben, Drosseln, Lerchen und Ammern, Finken, Grasmücken und Nachtigallen in die Netze der Händler, aber auch der Fürsten und Edelleute. Zumal die Gegenden um den Lago maggiore, bei Bergamo, Verona, Brescia und Mailand sind für die armen Vögel wahre Mördergruben geworden. Auch in Deutschland ist, wenngleich in viel geringerem Umfang, gesündigt worden: der Massenfang der „Leipziger Lerchen" bildet einen Schandfleck für uns, die Wachholderdrossel (der Krammetsvogel), in ganzen Schaaren den Vogelstellern preisgegeben, dient noch immer als Leckerbissen, und hat auch die deutsche Gesetzgebung sich um den Vogelschutz in neuerer Zeit angenommen, so steht es mit der Durchführung dieser Bestimmungen doch noch viel zu flau, und die öfters willkürliche grob utilitarische Unterscheidung von nützlichen und schädlichen Vögeln erlaubt, während sie nach der einen Seite eine Schonung bewirken möchte, nach der anderen eine um so rücksichtslosere Verfolgung. Und immer sind es die südlichen Gegenden Europas und die angrenzenden Küstenländer, welche unsere auf Erhaltung der Singvögel gerichteten Bestrebungen zu nichte machen, da eben dort die auf der Heimkehr nach dem Norden begriffenen, vom langen Fluge ermatteten Tierchen in Unzahl gefangen und getötet werden! Haben doch laut des im Frühjahr 1897 veröffentlichten Aufrufes des mährischen Prälaten Karl Landsteiner zwei Vogelfänger in der Nähe von Mailand an einem einzigen Tag gegen 30000 Schwalben gefangen! Nur eine internationale und überall mit gleichem Ernst

gehandhabte Gesetzgebung vermöchte hier zu helfen. Zum Allerschändlichsten gehört der neuerdings in größter Ausdehnung betriebene Wachtelfang. Eine Handvoll Spekulanten, zum größten Teil Italiener, fängt in den Monaten Februar, März, April, Mai und zu Anfang des Juni in Aegypten und in Tripolis die ihrer europäischen Heimat zueilenden Wachteln; in welchem Umfang dies geschieht, läßt sich daraus ermessen, daß die Netze eines einzigen Spekulanten eine Strecke von 30 Kilometer überspannen. Die gefangenen Wachteln werden nach und nach zur Küste geschickt und, eng aneinander gepreßt, in niedrigen Käfigen auf das Deck der Dampfer verladen. Einige Dampfer nehmen über 100 000 Wachteln an Bord. Während der Seereise geht mehr als die Hälfte der Tierchen jämmerlich zu Grunde; schon in den Netzen sterben viele, und die am Leben bleibenden kommen, mit toten zusammengepackt, in Brindisi oder in Marseille an, um entweder über den Gotthard und durch Deutschland oder — mit Umgehung des französischen Jagdgesetzes — durch Frankreich nach London spedirt zu werden. In London werden sie verspeist. So wurden im März 1895 über Brindisi und den Gotthard 256 000 lebende Wachteln verschickt, und noch größere Mengen beförderten die Wachtelzüge in den nächsten Monaten: die Zahl der in Brindisi, wie der in Marseille verschickten lebenden Wachteln beträgt je nach der Ergiebigkeit des Fanges jährlich 1½—2 Millionen. Rechnet man die am Fangort getöteten oder verkauften und die während der Seereise zu Grund gehenden Tierchen hinzu, so ergibt sich, daß den bezeichneten Spekulanten in jedem Frühjahr ungefähr 8 Millionen zum Opfer fallen. Daß bei

diesem schon mehrere Jahre dauernden Unfug bald nicht mehr von einer Verminderung, sondern nur noch von der Vernichtung der Wachteln zu reden sein wird, ist begreiflich. Und dabei handelt es sich um Vögel, welche höchst nützlich sind, um Vögel, deren Vertilgung der Landwirtschaft, der Allgemeinheit den empfindlichsten Schaden zufügt. Dennoch haben bis heute unsere „Kulturstaaten" diesem mit unerhörter Grausamkeit verbundenen Morden ein Ende zu bereiten nicht verstanden! Die Prügelstrafe ist nichts Schönes, aber das Richtige wäre, daß man jene Wachteltöter fürs Erste einfängt und auspeitscht. Und daß man sie zum Zweiten aller bürgerlichen Rechte und Ehren verlustig erklärt und ihnen, der „Heiligkeit des Eigentums" unbeschadet, von Staats wegen allen aus dem Vogelmord errungenen Gewinn abnimmt. Für gewisse Verbrechen gibt es keine passendere Strafe als Entehrung, Infamerklärung. Man sollte, wie es „Soldaten zweiter Klasse" gibt, auch Menschen „zweiter Klasse" schaffen. In sie gehören die gemeingefährlich Grausamen, die gemeingefährlich Habgierigen, gehören die geschilderten Wachtelfänger, die geschilderten Mailänder Schwalbenfänger, gehören jene 58 jüdischen Mädchenhändler, welche im Frühjahr 1897 in Russisch-Polen verhaftet wurden, weil sie eine Anzahl Mädchen zur Auswanderung verlockt und die Ueberlisteten an Schandhäuser in Argentinien und Brasilien verkauft hatten, gehören auch alle böswilligen Verderber von Kunstwerken.

Doch daß ich den Federhändler in Paris, der, wie vor Kurzem durch unsere Zeitungen lief, in Deutschland 20000 Stieglitze bestellte, nicht vergesse! Denn

wahrhaftig, auch er gehört zu dem gekennzeichneten Gesindel. Hiemit freilich muß noch auf einen andern gröbsten Unfug die Rede kommen. Denn nicht nur um der Verspeisung von Leckerbissen willen werden die kleinen Vögel in ungeheuren Schaaren hingemordet, sondern auch um des weiblichen Putzes, um der Schmückung der Damenhüte willen, und diese seit ein paar Jahrzehnten in Umlauf gebrachte Mode macht nun vollends unsern gefiederten Sängern den Garaus. Als auf Betrieb geldgieriger Geschäftsleute die Thorheit aufkam, Vogelleichen auf den Hüten zu tragen, waren es zunächst die überseeischen Vögel, welche dieser Mode zum Opfer fielen: ungefähr 3000 Millionen Kolibris, Paradiesvögel u. dergl. wurden innerhalb eines Zeitraums von 25 Jahren gemordet, und heute beträgt laut einer dem Kongreß amerikanischer Ornithologen unterbreiteten Statistik die jährliche Einfuhr der zur Verarbeitung für Modezwecke bestimmten Vögel in Europa 300 Millionen, in England allein 25 Millionen Stück. Eine einzige Londoner Firma importirt 400 000 Kolibris, 6000 Paradiesvögel und eine halbe Million anderer Arten. Eine Firma in Chicago kauft und verkauft jährlich 32 000 Kolibris, 30 000 Wasservögel und 300 000 Flügel von anderen Vögeln. Ein Londoner Importhaus bezog im Jahr 1896 im Verlauf von vier Monaten 800 000 Vögel aus Westindien und Brasilien, und die „Times" rechnete kürzlich aus, daß der Londoner Trafalgarplatz wie eine grüne Wiese aussehen würde, wenn man die an einem Tage verkauften grünen Papageien auf ihm ausbreiten wollte. Die schon vor Jahren geäußerte Besorgnis der Naturforscher, daß die in Ost- und Westindien, in

Südamerika heimischen, durch ihre Schönheit und Farbenpracht das Auge entzückenden Vögel infolge dieses Handels ausgerottet oder doch dem Verschwinden nahe gebracht würden, geht nunmehr in Erfüllung. Mit der Verminderung der tropischen Vögel hat sich die Aufmerksamkeit der Spekulanten auf unsere einheimischen Vögel gerichtet, und ihre Ausrottung ist es, von der wir jetzt bedroht sind; auf die bunt und lebhaft gefiederten Sänger insbesonders ist es abgesehen, und mit welcher Schamlosigkeit nach ihnen gefahndet wird, erläutert die Bestellung, das „Inauftraggeben“ von 20000 Distelfinken durch die Pariser Firma. Wenn man von der Meinung ausgeht, daß dem menschlichen Geschlechte als Ganzem Vernunft innewohne, muß man das Bestehen eines solchen Handelszweiges unfaßlich finden. Sorgsame Untersuchungen haben ergeben, daß seit der Verminderung der zum Schutze der Fluren, Waldungen und Gärten dienlichen Vögel die Landwirtschaft in Frankreich durch Insektenfraß bereits jetzt einen jährlichen Schaden von 400 Millionen Francs erleidet, und das Gleiche kann man in Deutschland, in allen Landwirtschaft treibenden Staaten Europas spüren: dennoch bleibt jener Schandhandel bis heute von den staatlichen, zum Schutze Aller bestimmten Organen unbehelligt. Wir machen im heutigen Deutschland im Handumdrehen Gesetze, welche allen gesunden Menschenverstand über den Haufen werfen; ungeheuerliche juristische Weisheit hat es im Deutschen Reiche fertig gebracht, daß für einen der Staatsanwaltschaft mißfälligen Zeitungsartikel der Setzer, der Zeitungsausträger mitbestraft wird, daß ein der Staatsanwaltschaft mißfälliger Zeitungsartikel nicht nur am

Druckort oder Wohnort des Verlegers und Herausgebers, sondern an jeglichem Orte des Reiches, an welchem die Zeitung öffentlich sichtbar wird, vor Gericht gezogen und so in infinitum verurteilt werden kann — ja, wenn es sich um politische Meinungen, um die „Erhaltung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung“, um das Interesse der Dynastien handelt, da arbeitet unsere Gesetzgebungsmaschine prompt, da sind Regierung und parlamentarische Körperschaften in einem wahren Thätigkeitsfieber, da wird in Strafparagraphen eine Fürsorglichkeit formulirt, welche noch nach Jahrhunderten die Menschheit mit Erstaunen gewahren lassen wird, wie herrlich weit wir es zwischen 1890 und 1900 gebracht haben! Wenn es aber gilt, dem grausamen Massacre unter den Tieren, unter den Vögeln, die doch unserer Landwirtschaft unentbehrlich sind und die auch — last not least — durch ihren Gesang, ihr Sein überhaupt uns tausend Freuden schufen, ein rasches Ende zu machen, da ist die Weisheit unserer Staatslenker und Juristen ratlos, da müssen Bemühungen zu Abstellung des Unfugs Jahre, Jahrzehnte hindurch sich hinschleppen, da kommt es mit Ach und Krach zu halben Maßregeln, mit denen sich die Geschäftskniffe der Geldmenschen baldigst wieder abzufinden wissen! Wir haben seit 1888 ein Gesetz, welches den Fang der nützlichen Vögel verbietet — den Handel mit ihnen aber verbietet es nicht, es ist also so gut wie nutzlos! Der Verkauf von Vogelbälgen müßte verboten, Unternehmer, Agenten, Vermittler und Lieferanten in diesem Geschäftszweig müßten sammt und sonders zur Strafe gezogen werden.

Aber auch auf das Tragen von Hüten, welche mit

Vogelleichen, mit dem Gefieder gemordeter Vögel aufgeputzt sind, sollte Strafe gesetzt sein. Warum wird denn gegen diese Mode der Unfugsparagraph nicht in Anspruch genommen? Unsere rückschrittlich und volksfeindlich gesinnte Justiz wendet ihn an, wo er dem Geiste des Gesetzes und dem ursprünglichen Wortsinn völlig zuwider ist, gegen mißliebige Zeitungsartikel z. B.; warum wird mit ihm gezögert, wo, wie beim Tragen von Vogelhüten, der „grobe Unfug" sonnenklar ist? Auch die Bestimmungen gegen Tierquälerei, öffentliches Aergernis gebende Tierquälerei ließen sich heranziehen; denn einer solchen macht sich, weil bekanntlich der „Hehler wie der Stehler ist", mitschuldig, wer durch den Ankauf von Vogelbälgen sie fördert. Und haben wir nicht allenthalben im deutschen Land ein ganzes Lexikon polizeilicher, ortspolizeilicher Vorschriften? Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, läuft durch die Zeitungen die Notiz, daß vom bairischen Amtsgericht Ludwigshafen ein höherer Beamter gestraft worden ist, weil er auf der Straße einige von einem Briefumschlag herrührende Papierfetzchen fliegen ließ. Wir unterlassen es, an diesem Urteil Kritik zu üben; aber verletzt die Dame, die mit einem gemordeten Vögelchen auf dem Hute spazieren geht, die gute Sitte, das Empfinden aller fühlenden Menschen nicht in viel schlimmerer Weise? Oder ist etwa die Mode, als etwas ebenfalls zu unserer gelobten Staats- und Gesellschaftsordnung Gehöriges, auch heilig? Oder ist es vielleicht die Rücksicht auf das „zarte" Geschlecht, auf seine Eitelkeitsbedürfnisse, welche unsere Gesetzgeber, Richter und Polizeileute in der Schaffung von Strafparagraphen gegen den Vogelmassenmord und seine mittelbare Beteiligung an ihm so unproduktiv macht?

Das „zarte" Geschlecht — gewiß, es gibt weite Gebiete des Lebens, in denen die Männer gröber fühlen und härter handeln als die Weiber, und es gibt unter den Weibern, unter den Frauen und Mädchen zuweilen Wesen, die wie lichte Genien, wie vom Himmel gesandte Zeugen und Märtyrerinnen der Herzensgüte, des Erbarmens und der Seelenreinheit diese Erdenwelt durchwandeln. Aber vom ganzen weiblichen Geschlechte zu rühmen, was Schiller in seinem Gedichte „Würde der Frauen" ihm nachgerühmt hat, ist schmeichelndes Verkennen der Wahrheit. Es gibt auch weite Gebiete des Lebens, in denen der Mann durchschnittlich zarter fühlt als das Weib, und wären die Frauen im Allgemeinen so, wie Schiller sie geschildert hat, so wäre der Aufputz von Millionen Hüten mit Vogelbälgen unmöglich. An die Teilnehmerinnen an dieser Mode aber richten sich die Zeilen, die nun hier folgen sollen. Es ist traurig genug, daß es der Appellation an die Gesetzgebung bedarf, um die Frauen von der Beförderung des Vogelmassenmordes zurückzuhalten. Herzlos und roh seid ihr alle, die ihr die verruchte Mode mitmacht, möget ihr nun Fürstin oder Bürgersfrau oder Kammerzofe genannt werden! Seit Jahren hat die Stimme der Oeffentlichkeit euch beschworen, seit Jahren sind euch die erschreckend ungeheuren Zahlen der Opfer, die ihr fordert, vor Augen gehalten worden, und es ist euch gleichgiltig geblieben! Ein Tier müßte es erbarmen, wenn es wüßte und übersähe, welche Lachen von Blut, Tropfen um Tropfen zusammenrinnend, eurer Eitelkeit und Nachahmungssucht fließen, unerhörtes Martern ist mit dem Töten der zum Putze bestimmten Vögel verknüpft — mit Angel-

schnüren gefangen, werden sie von bestialischen Händlern, damit das Gefieder nichts von seiner Farbe verliere, lebendig abgebalgt — ihr aber seid gleichgiltig geblieben, ihr Grausamen! Veröden wird unser Wald, seine Sänger verstummen, kein frohes Leben wird mehr Busch und Zweige erfüllen: ihr aber seid gleichgiltig geblieben, ihr Stumpfsinnigen, ihr Gefühllosen! Ungeheure Verluste bedrohen die Landwirtschaft, geschädigt wird das Wachstum der Bäume, verdorben der Segen der Felder: ihr aber seid gleichgiltig geblieben, ihr Gedankenlosen, ihr gewissenlosen Zerstörerinnen des nationalen Wohlstandes! Millionen von Vogelbälgen verbraucht ihr heute wie ehedem, und als ob keine Bitte, keine Mahnung, keine Warnung zu euch gedrungen wäre, frönt ihr eurer Putzsucht, eurer albernen Einbildung, daß das Tragen von Vogelbälgen eure Gesichter interessanter, gefälliger und für Männer anziehender mache!

Man sage nicht, daß es nur verhältnismäßig Wenige sind, denen so viel Frevel zur Last fällt! Die großen Zahlen sprechen und klagen Millionen von Frauen an. Und mitschuldig an ihrer Schande machen sich auch alle, die nicht mithelfen wollen, die Genossinnen ihres Geschlechtes einer so verruchten Mode zu entwöhnen. Der „Schwäbische Merkur" hat vor kurzem, anknüpfend an den in Stuttgart abgehaltenen Frauentag, einen vortrefflichen Artikel gebracht.[1]) In ihm wird ausgeführt, daß bei der „Tagung" der Frauen von vielerlei Mißständen und zu erstreitenden Rechten die Rede gewesen sei, aber der Dringlichkeit des Gegenstandes ungeachtet mit

[1]) Mittagsblatt vom 9. Oktober 1897.

keinem Worte von den Thorheiten der Mode und von dem durch die Frauen verschuldeten Vogelmassenmord. Vollkommen zutreffend wird den Rednerinnen des Frauentages in Erinnerung gebracht, daß, wer Rechte fordere, auch Pflichten kennen müsse, vollkommen zutreffend wird ausgesprochen, daß an den Anspruch des weiblichen Geschlechtes auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne Niemand glauben könne, solange sich die Frauen in geringerem Maße als der Mann durch das Wohl der Allgemeinheit bestimmen lassen. Und fürwahr: solange es geschehen kann, daß die Frauen um eines Hutputzes willen die Gefühle der Menschlichkeit, die Freude an der Natur und den nationalen Wohlstand für nichts achten, solange sich nicht aus ihren eigenen Reihen heraus ein gewaltiger Widerspruch gegen dieses Treiben und seine erbärmlichen Ausreden erhebt, stehen sie als Bürgerinnen im Staate sittlich zu tief unter den Männern, als daß ihre auf Gleichberechtigung mit dem Manne gerichteten und in mehreren Stücken gesunden Bestrebungen sich Respekt erzwingen könnten. Wir Männer aber, denen allen ein mit Blumen geschmückter Frauenhut besser gefällt als ein mit Vogelleichen geputzter, hätten als Väter, als Gatten, als Brüder tausend Gelegenheiten, gegen die roheste aller Moden anzukämpfen, und nur unverzeihliche Schwäche könnte damit säumen. Man sollte in Gesellschaften, in Vereinen sich gegenseitig das Wort geben, keine Dame zu grüßen, die mit einem Vogelhut über die Straße geht! Der offenkundige Notstand würde dieses Verfahren erklären und entschuldigen. Ist der Appell an das Ehrgefühl bei der Masse der Frauen machtlos, so braucht in einer so vernünftigen Sache kein

gewaltsames Mittel gescheut zu werden. Daß die Abwehrversuche mittelst der Presse zunehmen, bezeugt zum Mindesten das Umsichgreifen der Einsicht in die Höhe der Gefahr. Unermüdlich rufen die Tierschutzvereine zur Schonung der gefährdeten Vogelwelt auf, zur Abstellung der Vogelschlächtereien, mögen diese nun für die Küche oder für die Modemagazine betrieben werden. Ein „deutscher Bund gegen den Vogelmassenmord für Modezwecke“ ist gegründet worden, und ähnliche Vereine sind in Holland, in der Schweiz entstanden, um von Behörden, von gesetzgebenden Körperschaften verbesserte Vogelschutzgesetze zu erwirken. In Tirol, in dessen wälschen Landesteilen alljährlich Hunderttausende von Singvögeln weggefangen werden, hat sich der Landtag im laufenden Jahre der Sache angenommen und an das Ackerbauministerium zu Wien das Ersuchen gestellt, auf internationale Bestimmungen zum Schutze der Vögel zu dringen und den Beschluß des Pariser Ornithologenkongresses vom Jahr 1895 Geltung zu verschaffen. Auch an das italienische Parlament sind Bitten der Tierfreunde gelangt. Daß in Kreisen der Frauen selbst neuestens Einsicht und menschliches Gefühl zu Wort kommen wollen, soll mit aufrichtiger Freude hier erwähnt sein. In den thüringischen Städtchen Römhild und Pößneck wie auch im schweizerischen Aarau haben sich die Frauen verpflichtet, fernerhin keinen Vogelaufputz auf ihren Hüten zu dulden. Gegen den Vogelmassenmord hat Frau Dorothea Edle von Brüll 1897 in Triest die Broschüre „Il massacro degli Uccelli, Appello alle Signore“ geschrieben; sie hat sie der Königin Margherita, als der Protektorin der italienischen Tierschutzvereine, überreicht und ist einer thatkräftigen

Unterstützung versichert worden. In Aix und in Graz haben Vogelschutzgesellschaften die Einberufung großer Kongresse beschlossen; im Deutschen Reichstag hat der Staatssekretär des Innern im Januar 1898 die Erklärung abgegeben, daß die Regierung bereit sei, einer internationalen Konvention gegen den Vogelmassenmord beizutreten. Möge so die Hoffnung berechtigt sein, daß ein Schutzgesetz nicht dann erst zu Stande komme, wenn wir keine Vögel mehr zu schützen haben!

Wo von tierquälerischen Unsitten die Rede ist, müssen leider auch die Vertreter der Wissenschaft, der Medizin nämlich und der Physiologie, zur Verantwortung gezogen werden: über Experimente an Tieren, über Vivisektion sind Dinge in die Oeffentlichkeit gedrungen, welche das menschliche Gefühl empört haben und eine Bekämpfung oder doch eine Einschränkung dieses Forschungsmittels zur Pflicht machten. Ganz neuen Datums sind die Bedenken gegen die Vivisektion nicht; wir sind warnenden Aeußerungen bei Herder und bei Kant begegnet, und schon Lavater ist es, der in seiner Uebersetzung zu Bonnets Philosophischer Palingenesie anmerkt: [1]) „Wer gibt uns das Recht, zu entbehrlicher Befriedigung einer gelehrten Neugier auch nur eine einzige Mücke zu martern?" Um wievieles ängstlicher und gemütswärmer aber die damaligen Naturforscher waren als die Mehrzahl der heutigen, das beweist an eben dieser Stelle der von Bonnet angeführte Satz des berühmten und vortrefflichen Entomologen Peter Lyonnet: „Da ich mir nichts anderes vorgenommen habe, als einen anatomischen Traktat herauszugeben, so

---

[1]) S. 629 (Zürich 1770).

muß man hier, was das Physiologische betrifft, nichts Sonderliches zu finden hoffen. Hätte dieser mit so vielen Ungewißheiten umgebene Teil würdig ins Licht gesetzt werden sollen, so wären hiezu zahlreiche Erfahrungen erforderlich gewesen, die mir meine Abneigung, Tiere zu martern, nicht verstatten wollte; eine Abneigung, die so gar weit gegangen ist, daß ich auch hinsichtlich meiner Gegenstände die äußerste Schonung beobachtete. Ich glaube nicht, daß dieser Traktat mehr als acht oder neun Raupen das Leben gekostet hat, und ich habe überdies immer Sorge getragen, sie vor der Zergliederung zu ertränken." Ein solches Geständnis wird unsern heutigen Naturforschern, die einen ganz andern Tierverbrauch gewöhnt sind, ein überlegenes Lächeln entlocken. Sie mögen auch das Recht haben, darauf hinzuweisen, daß es sich bei Vivisektionen nicht um Befriedigung einer „gelehrten Neugier" handle, sondern um wissenschaftlichen Wahrheitstrieb, also um etwas Achtbares, zum zweiten aber um die Rettung von Menschenleben, zu welcher Wege und Mittel nicht anders gefunden werden könnten als durch vorausgehende Versuche an Tieren. In der That macht gerade der letztere Punkt die ganze Frage sehr schwierig; denn da Niemand bestreiten will, daß das Menschenleben von höherem Werte sei als Tierleben, so müßte auch Jeder zugeben, daß für die Rettung von Menschenleben Tierleben — soweit dies unentbehrlich sei — geopfert werden dürfen. Der englische Arzt Martin Lister, der Erfinder der antiseptischen Methode, ist ohne Zweifel einer der größten Wohlthäter der Menschheit; seine Operationsmethode und chirurgische Behandlung hat vielen Tausenden das Leben gerettet, viele

Tausende vor schmerzlich langem Krankenlager bewahrt, vielen Tausenden ihre vom Tode bedrohten Lieben zurückgegeben, und mit jedem Tage stiftet sie neuen unermeßlichen Segen. Wenn nun ein Mann wie Lister behauptet, daß er zu seiner Methode nicht gelangt wäre, wenn er nicht zuvor acht Jahre lang unausgesetzt an Tieren experimentirt hätte, so ist deutlich, daß man über ein Forschungsmittel, das so wertvolle Resultate hervorzubringen vermag, nicht ohne weiteres den Stab brechen kann. Auch die Lösung theoretisch-wissenschaftlicher, unmittelbaren praktischen Nutzen nicht in Aussicht stellender Probleme ist eine Sache, der man Versuche an Tieren nicht grundsätzlich verbieten kann; der Erkenntnistrieb fordert die Verfolgung seiner Aufgaben als ein Recht, und das starke intellektuelle Bedürfnis des neuzeitlichen wissenschaftlichen Menschen würde, zumal wenn irgendwo die geniale Ahnung einer noch verborgenen Thatsache, eines noch neuen Pfades mit dämonischer Gewalt wirkt, eine Hemmung oder Unterdrückung zu Tierversuchen planmäßig greifenden Arbeitens als etwas Unerträgliches, als eine dem geistigen Fortschritt der Menschheit aufgenötigte Fessel empfinden. Dennoch bleibt das Sittengesetz unumstößlich: Du sollst das Tier nicht quälen, nicht ohne Zwang töten! Und nach wie vor wird das menschliche Gefühl gegen Vivisektionen seinen Widerwillen, seinen Schmerz geltend machen. Große Kulturtriebe streiten also hier gegeneinander: der ethische und der wissenschaftliche, der Wille des zur Güte geläuterten Herzens, dem Tiere so wenig wie einem Lebewesen überhaupt Böses oder Schmerz zuzufügen, und die Absicht, die Natur zu erforschen und durch das Mittel dieses

Forschens dem Menschen, wenn auch auf Kosten der Tiere, Wohlthaten zu erweisen. Es springt in die Augen, daß bei dieser Sachlage ein Ausgleich gesucht werden muß.

Daß sich das wissenschaftliche Interesse grundsätzlich dem sittlichen unterzuordnen habe, ist ein Vernunftsatz; denn wenn das wissenschaftliche Interesse das unbedingt giltige sein dürfte, so könnte es dem Forscher auch einmal einfallen, zum Zweck der theoretischen Erkenntnis einen interessanten Kranken zu töten oder eine Handschrift zu stehlen, die vielleicht in einem Archiv ungenützt vergraben liegt. Die wissenschaftlichen Vertreter der Vivisektion haben auch besondere Ursache, mit ihrem Schelten und Spotten über die vivisektionsfeindlichen Tierfreunde weniger laut zu sein. Denn — das muß nun betont werden — Empörendes ist vorgekommen, schmählicher Mißbrauch ist mit den Tierversuchen getrieben worden. Die Thatsachen, welche davon zeugen, kann man nicht ableugnen oder abschwächen. Der Klassen- und Standeshochmut wird bei solchen Anklagen freilich rasch empfindlich; aber welcher Stand könnte dafür einstehen, daß es unter seinen Mitgliedern lauter ehrenwerte Leute gibt? Es hat sogar allen Anschein, daß es bei dem nun einmal eingerissenen Studienbetrieb, bei den an gelehrten Instituten nun einmal verbreiteten Anschauungen nicht nur Einzelne sondern nicht Wenige sind, die sich mit Tierversuchen abscheulicher und überflüssiger Grausamkeiten schuldig gemacht haben. Der entrüstete Hinweis, daß die „Größen" (und Eintagsgrößen) der medizinischen Fächer hoch genug stünden, um sie gegen einen solchen Verdacht allgemeinhin zu schützen, ist nichtig. Das naturwissenschaftliche Studium als solches gibt eine

sehr einseitige Ausbildung des Beobachtungssinnes und des Verstandes, und man kann ein sehr gelehrter Kopf und doch arm an Geist und roh von Herzen sein. Verstandesbildung und Herzensrohheit sind sogar sehr häufig beisammen. Ich will hier keine Schauergeschichten erzählen, ein von den Zeitungen im Jahre 1894 berichtetes Vorkommnis im Sinne eines Beispiels aber doch anführen. In der alten Gewehrfabrik in der Währingergasse in Wien wohnte der Anatom Hyrtl zusammen mit dem Physiologen Professor B. Dieser wollte einst an Hunden die Erscheinungen des Hungertodes beobachten und demonstriren und ließ im Hofe der Anstalt fünf Hunde langsam verhungern. Hyrtl, den das Geheul der Hunde nervös machte, fütterte sie heimlich mit Würsten, und B. konnte sich nicht genug wundern, daß die Abmagerung der Hunde so langsam von statten ging. Vorausgesetzt, daß diese nach Hyrtls Tod von der Presse gemachte Mitteilung richtig ist, kann man kaum Worte genug finden, um B's Handlung zu verdammen. Solche Experimente sind schlechthin schändliche Tierquälereien. Es ist zum Lachen, wenn sie als Versuche zur Lösung eines „wissenschaftlichen Problemes" sich aufblähen, und es sei ausdrücklich gesagt, daß von einer Nachsicht gegenüber der Befriedigung intellektueller Bedürfnisse hier und in allen ähnlichen Fällen keine Rede sein kann. Welche Gefühllosigkeit gehört dazu, ein Tier zum Hungertod zu bestimmen, tagelang eine solche Marter fortzusetzen und Beobachtungen darüber anzustellen! Und gleich fünf Hunde! Ohne Zweifel verurteilen zahlreiche Naturforscher und Aerzte Experimente solcher Art; der Kitzel, „neue Entdeckungen" zu machen, wie auch der Kitzel, vor den

Studenten einen spannenden Versuch zu „demonstriren", scheint jedoch in gelehrten Kreisen das Empfinden für die Rohheit des Handelns mitunter abzustumpfen. Und diesen Eindruck gewinnt man gerade, wenn man eine Verteidigung der Vivisektion liest, wie sie Karl Vogt aus Anlaß des im Jahre 1881 zu London abgehaltenen internationalen ärztlichen Kongresses versuchte. Damals protestirten etwa 2500 Aerzte und Wundärzte gegen die „Wühlereien" der Gegner der Vivisektion, und Karl Vogt berichtete über Vorgang und Debatten in der Berliner „Gegenwart".[1]) Nachdem er eines Gespräches mit Lister gedacht hat, „analysirt" er in seiner eigenen groben und trivialen Manier die Vivisektionsfrage. Er führt eine Rede Virchows an, welche, wenn sie in dieser Form gehalten worden ist, Flachheiten vorbrachte, und keinenfalls leistet er dem berühmten Berliner Naturforscher einen Dienst, wenn er erwähnt, dieser habe spöttisch den Besitzern von Pferden, Schooßhündchen und Lieblingskatzen gesagt, er teile ihre Entrüstung über die Zumutung, daß ihren geliebten „Viechern" ebenso mitgespielt werden könne, wie den Tieren der Laboratorien. Das Wort „Viecher" gehört so ganz in den Jargon der Kutscher, daß man es doch diesen überlassen sollte. Das Unschöne an den herkömmlichen Schutzreden für die Vivisektion ist, daß über die Gemütsregungen, welche sich gegen sie kehren, gespöttelt wird. Männer der Naturwissenschaft reißen in der öffentlichen Debatte gymnasiastenhafte Witze über katzenfreundliche alte Jungfern, über tierschonungsbeflissene

[1]) Vgl. Jahrgang 1881, Nr. 40.

empfindsame und „fromme" Seelen, sie verwahren sich bald mit Recht bald mit Unrecht gegen „Uebertreibungen" der Vivisektionsgegner; aber für die Qualen des Tieres, die sie nicht ausschließen können oder wollen, haben sie selten ein ernstes oder schmerzliches Wort, für die sittliche Bedeutung der Vivisektionsfrage selten ein offenes Ohr. Das ist nicht der Weg, um an Uebertreibungen der Gegner glauben zu machen. Was wird nicht in akademischen Kreisen über „Versuchskaninchen" u. dergl. gewitzelt! Ich habe selbst einen anatomischen Cursus durchgemacht, in welchem der Professor am Ende einer Stunde mit Heiterkeit bemerkte, daß nun der Famulus einem Kaninchen den Garaus machen werde, damit wir die nach dem Tode noch kurze Zeit fortdauernden peristaltischen Bewegungen der Eingeweide sehen könnten. Der vortragende Dozent machte den Eindruck eines wohlwollenden Mannes; aber die an den medizinischen Fakultäten jahraus jahrein betriebene Vivisektionen haben das Gefühlsleben nach dieser Seite hin abgestumpft. Und wozu die stetige Wiederholung eines Experimentes, dessen einmal festgestelltes Ergebnis die Studirenden dem Dozenten aufs Wort glauben würden? Die Vivisektionsfreunde, unter ihnen auch Virchow, weisen darauf hin, daß der Mensch zum Zwecke seiner Ernährung unzählige Tiere ohne Gewissensbedenken schlachte und verzehre, daß es also auch unbeanstandet bleiben müsse, für wissenschaftliche, idealen Zwecken oder der öffentlichen Wohlfahrt dienende Untersuchungen Tiere zu benützen. Dieses Argument ist nicht stichhaltig. Und zwar erstens deshalb, weil das Schlachten der Nutztiere nicht notwendig mit Grausamkeit verknüpft ist (soweit nicht das Töten selbst als

Grausamkeit gefaßt werden will), während die Vivisektion an den Tieren häufig grausame Operationen und mit langdauernder Qual verknüpfte Verstümmelungen vornimmt und als für ihre Zwecke unentbehrlich erklärt. Zum Zweiten aber ist sie deshalb nicht stichhaltig, weil wir aus offenkundigem Zwang der Verhältnisse Tierfleisch essen, während die Wissenschaft den Beweis für die Notwendigkeit von Tiertötungen und Tierquälereien in jedem Falle erst zu erbringen hat und ohne Zweifel zumal des Unterrichts halber weit mehr Vivisektionen vorgenommen werden als notwendig sind. Die rüpelhaften Bemerkungen, mit denen Karl Vogt das genannte Argument unterstützen zu können meint, zeigen so recht, mit welchen miserablen Waffen für die Vivisektion oft gekämpft wird. Da ist von „Gleißnern und Heuchlern" die Rede, die sich einen Ochsenbraten oder einen Kapaun schmecken lassen, während sie über ein auf dem Operationstisch ins bessere Jenseits befördertes Kaninchen eine Thräne haben, da wird von einer um des Magens willen gutgeheißenen „Verstümmelung" von Millionen von Tieren schwadronirt, als ob mit dem Hinweis auf Grausamkeiten anderer Art das Verstümmeln der auf dem Vivisektionstisch gelangenden Tiere (wobei z. B. Nervengeflechte, Gehirnteile u. s. w. aus dem lebenden und zum Fortleben bestimmten Tiere herausgeschnitten werden) entschuldigt würde. Und dabei brüstet sich dieser Schutzredner (den man auf der Londoner Versammlung als Vicepräsidenten in Aussicht genommen hatte!) noch mit „Logik"! Solchem Kongreß- und Zeitungs-Geschwätz gegenüber thut es wahrhaft wohl, einen Denker von Scharfsinn und hoher Geistesbildung über die Frage der Vivisektion

zu vernehmen. Vischer, der gelegentlich auf sie zu sprechen kommt,[1]) findet in den für und wider die Vivisektion streitenden Sätzen einen vollen Widerspruch, eine Antinomie, insofern sowohl das sich auflehnende menschliche Gefühl als die an einem unentbehrlichen Forschungsmittel festhaltende Physiologie und Heilkunde Giltiges vorbrächten; er führt sogar an, daß das Mitleid zurückgedrängt werden müsse, wo ein höherer Zweck dies gebiete, wie denn bei der Verurteilung eines Verbrechers das Mitleid mit seiner Familie zu schweigen habe. Indem er sich aber besinnt, ob aus eben diesem Grunde der Widerspruch gegen die Vivisektion zu verstummen habe, erinnert er sich des nicht abzuhaltenden Mißbrauchs, der mit den vivisektorischen Experimenten getrieben werde, der überflüssigen Wiederholungen derselben und der Unmöglichkeit, unberufene Schülerhände von ihnen fernzuhalten; könne man den Mißbrauch nicht verhindern, so eröffne sich dem Auge ein „unabsehbares Feld unnötiger, unnützer, grauenhafter Tiermißhandlung". So kommt Vischer zum Schlusse: „Der Aufschrei des empörten Menschengefühls ist doch im Recht, es bleibt doch dabei: jeder Schmerzenslaut des namenlos gequälten Tieres ist eine Anklage gegen die Wissenschaft, daß sie, welche die Hüterin der Humanität sein sollte, Anleiterin zur Unmenschlichkeit wird, und wenn es so steht, dann wird man auch sagen dürfen: lieber etwas weniger lernen und lieber einige Menschen weniger heilen, als der Seele einen Schaden unendlicher

---

[1]) In der „Vorbemerkung" zum Artikel „Ein italienisches Bad", Altes und Neues II, S. 220—222.

Art zufügen, denn ein solcher ist doch wohl die Abstumpfung gegen das Mitleid!" So äußert sich ein Mann, der lebenslang im Dienste der Wissenschaft, im Kampfe für die Befreiung des Geistes stand, und Viele, die ihn schätzen, werden der Meinung sein, daß er kaum etwas Rühmenswerteres gesagt habe als jene schlichten Worte. Aber noch ein anderer Mann von hervorragenden geistigen Gaben, ein Künstler, soll hier auf den Kampfplatz gerufen werden, Gabriel Max: Man kennt das rührende Bild, das neben einen grämlichen Gelehrten und ein der Vivisektion geopfertes Hündchen einen lichten Genius des Erbarmens treten läßt, der in der einen Wagschale das Gehirn (das Wissen), in der anderen das Herz (die Menschlichkeit) wägt und die Schale mit dem Herzen, als die mit größerem Wert belastete, zu tiefem Sinken bringt. Vor Zeiten hat Rubens ein Familienbild gemalt, auf welchem ein Knabe einen Distelfink an einer Schnur flattern und zappeln läßt; der niederländische Meister hat es nicht verschmäht, einer von Kindern zum Spaß geübten Tierquälerei den Pinsel zu leihen. Es war ein moralisches Aergernis, das an der Malerei haftete; das Bild von Gabriel Max hat es im Namen der Kunst ausgetilgt.

Vielleicht kommen Zeiten, in denen die medizinische Wissenschaft auf den Bahnen ganz anderer Methoden wandelnd als heute Vivisektionen, Immunisirung durch Serum- und Gifteinspritzungen u. dergl. für entbehrlich nimmt; wie die Dinge jetzt liegen, beharrt sie auf diesen Wegen und macht ein durchgreifendes gesetzliches Verbot der Vivisektion kaum möglich. Wollte man Gewalt versuchen, so würde sich die Vivisektion aus der Oeffentlichkeit ins

Geheime zurückziehen und vielleicht kämen hiebei nur noch schlimmere Formen von Mißbrauch vor, als die uns bekannten. So bleibt nur übrig, die Vivisektion soweit als irgend möglich einzuschränken und unter Kontrole zu stellen. In dieser Richtung haben neuestens die Regierungen sehr begrüßenswerte Schritte gethan. In England übt das Parlament eine dauernde Aufsicht aus, und es werden Erlaubnisscheine zur Vivisektion nur an solche Personen erteilt, die durch die nötige Schulung zur Vornahme und Verwertung der Experimente befähigt sind, bezw. von Leuten in hoher wissenschaftlicher Stellung empfohlen werden. Laut des an das Unterhaus im Jahr 1896 erstatteten Berichtes wurden im Jahr 1895 insgesammt 4679 Vivisektionen vorgenommen: hiebei hatte in 1560 Fällen das Tier nichts zu leiden, da für vollkommene Schmerzlosigkeit vor Beginn der Operation bis zum Tode des Tieres gesorgt war. 760 Tiere wurden während des Versuches betäubt, jedoch am Leben erhalten, für die antiseptische Wundbehandlung war wie bei Operationen am menschlichen Körper gesorgt. Der Schreier Karl Vogt, der sich über die Oberaufsicht des Staates entrüstete, hat also nicht Recht behalten! Die Zahl der englischen Fälle wäre weit geringer, wenn unter ihnen nicht 2358 Impfungen oder Einspritzungen von Lösungen unter die Haut mitinbegriffen wären. Eine vortreffliche Vivisektionsordnung hat der Züricher Regierungsrat im Jahr 1897 dem Kantonsrat zur Genehmigung vorgelegt. Im Eingang wird die Vivisektion definirt als „die Vornahme blutiger Operationen an lebenden Tieren einschließlich aller Experimente, welche die Lebensverhältnisse der Tiere in

einer Weise verändern, daß vorübergehende oder andauernde schmerzhafte Zustände erzeugt werden." Der erste Paragraph der Verordnung besagt, daß Vivisektionen einzig und allein zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung und für Lehrzwecke gestattet sind, der zweite beschränkt das Recht der Vivisektion auf bestimmte Lehranstalten. § 3 lautet: „Die Vornahme solcher Vivisektionen ist nur den Direktoren resp. Fachlehrern der in § 2 genannten Institute gestattet, den Assistenten nach Anordnung und unter spezieller Aufsicht derselben, sowie nach Einholung einer speziellen Erlaubnis der Erziehungsdirektion ausnahmsweise auch akademisch gebildeten Forschern." § 4: „Die Zahl der gesetzlich erlaubten Vivisektionen ist auf das unumgänglich notwendige Maß zu beschränken. Ueber dieselbe ist der Erziehungsdirektion . . . alljährlich Bericht zu erstatten." § 5: „Alle Versuche sind für die Tiere, wenn immer möglich, durch Narkose schmerzlos zu gestalten." § 6 bezeichnet als nicht unter das vorgelegte Gesetz fallend sowohl Operationen, welche bei der landwirtschaftlichen Tierhaltung und bei der Tierheilkunde notwendig sind, als auch Injektionen zum Zweck der Untersuchung, Verhütung und Heilung von Krankheiten. Der letzte Paragraph bestimmt, daß die Uebertretung der bezeichneten Vorschriften nach der Größe der dem Tiere zugefügten Qualen sowie nach dem Grade der an den Tag gelegten Rohheit der Gesinnung und des gegebenen Aergernisses mit Polizeibußen von 5—500 Francs zu bestrafen sei, und daß diese Buße im Rückfall oder in schwereren Fällen verdoppelt oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten verbunden werden könne. Auch das württembergische Kultusministerium hat

an die Universität Tübingen im Jahr 1897 Vorschriften erlassen, welche eine hocherfreuliche Einschränkung der Vivisektion bedeuten; unter den von dieser Stelle getroffenen Bestimmungen verdient insbesondere erwähnt zu werden, daß Tierversuche in den Vorlesungen nur in dem Maße statthaft seien, als sie die Rücksicht auf ein volles Verständnis des Vorgetragenen erfordere; daß die operativen Vorbereitungen in der Regel vor Beginn der eigentlichen Demonstration und in Abwesenheit der Zuhörer zu bewerkstelligen seien; daß Tierversuche nur von den Professoren, Dozenten und den stellvertretenden Assistenten der Anstaltsdirektoren oder unter deren Verantwortlichkeit ausgeführt werden dürfen; endlich daß Versuche, welche ohne wesentliche Beeinträchtigung des Resultates an niederen Tieren gemacht werden können, nur an diesen und nicht an höheren Tieren vollzogen werden dürfen. Die Humanität hat einen schönen Sieg erfochten, als sie Grundsätze dieser Art zur Regel machte; sie lassen Forderungen und Wünsche noch übrig, aber sie sind eine Abschlagszahlung.

Wir sind am Ende unserer Umschau, und sie wird den Eindruck befestigt haben: vielgestaltige Qualen fügen wir gewohnheitsmäßig den Tieren zu, Schmerz und Entsetzen verbreiten wir unter ihnen stündlich und überall. Ist es bei diesem Zustand der Dinge ein Wunder, wenn die Natur sich nach einem Befreier, einem Erlöser zu sehnen scheint, wenn sie in den Herzen der Menschen selbst, die doch dem gleichen Mutterschooße entstammen wie die Tierheit, den Gedanken erweckt, daß ein Erlöser, ein Heiland der geknechteten und gemarterten Kreatur erstehe und eine

Zeit heraufführe, in der auch für sie das Wort Gnade und Frieden kein leerer Schall sei? Und ist es nicht selbstverständlich, daß die Wortführer der Menschheit, die Dichter, in einer bestimmten Gestalt einen solchen Erlöser uns zeichnen möchten?

Wir haben eine Novelle, die sich „Der Heiland der Tiere“ betitelt, geschrieben im Jahr 1896 von dem Prinzen Emil von Schönaich-Carolath, einem Geistesverwandten, wie es scheint, Christian Wagners. Es ist eine psychologisch und kulturgeschichtlich interessante Erzählung. Die Geschichte eines tirolischen Bauern, der unter der Macht seltsamer und unzerstörbarer Eindrücke von Kindheit auf erbarmende Liebe zu den Tieren fühlt und den die Gemütsrohheit und Grausamkeit, die er ringsum gewahrt, frühe vergrämt und verdüstert. Darüber wird er seinen Altersgenossen bald zum Gespött, und um dem Träumer immer wieder tiefes Herzeleid anzuthun, nageln ihm die Buben lebende Vögel an das Hofthor, werfen ihm Katzen mit abgehackten Pfoten über die Gartenmauer. Als Martin erwachsen ist, wird es eines seiner Lieblingsgeschäfte, an einer nach Welschland führenden steilen Bergstraße den von den Fuhrleuten gepeinigten Pferden zu helfen, in die Radspeichen die Schultern miteinzustemmen, einen Stein unter ein Rad zu schieben, damit das Rückwärtsstreben des Wagens verhindert werde, die Fuhrleute mit guten Worten und Gaben zur Milde zu bestimmen. Nach dem Tode des alten Bauern wird er Herr des Bühlhofes und wohlhabender Grundbesitzer. Er setzt sein einsames Treiben fort, ist den Armen ein freundlicher Helfer, läßt unter dem Landvolke Schriften

für den Tierschutz verbreiten, will auf dem Hofe die vegetarische Lebensweise einführen. Bei den Bauern aber sammelt sich dumpfer Haß gegen ihn an; er gilt ihnen als nichtsnutziger, hochmütiger Thor, der am Alten, an den Bräuchen der Voreltern rütteln wolle, als Friedensstörer, dem an der Freundschaft der Tiere mehr gelegen sei als an der der Menschen, als boshafter Schädiger der Gemeinde, der sie in Tierschutzzeitungen und „Lugenschriften" verlästert und vor den Stadtleuten beschimpft habe. Aus teuflischer Bosheit verstümmelt man ihm im Stall und Hof seine Lieblingstiere, und als das Gericht, das ohne Martins Wissen und Willen Kenntnis erhalten hat, die Schuldigen strafen will, nimmt das ganze Dorf gegen ihn Partei. Vergeblich hat Martin versucht, beim Kaplan Verständnis und Unterstützung seiner Absichten zu finden; in seinen Phrasen polternd belehrt ihn dieser, daß das Tier nicht selig werden könne, daß es in Knechtschaft bleiben müsse bis zum jüngsten Tage, weil das Blut des Erlösers für die „unheilige" Kreatur nicht geflossen sei. Vergeblich demütigt sich der von allen Angefeindete, Wehrlose, Weichherzige vor den Bauern und bittet sie um Liebe, um Versöhnung und Frieden; die harten Schädel, hinter deren Stirnen kaum mehr Gedanken wohnen als hinter der eines Pferdes, haben für seine „Narretei" nichts als Hohn, und auf dem Friedhof, auf dem sie nach einem kirchlichen Bittgang mit Martin zusammentreffen, kommt ihr Ingrimm zum Ausbruch. Hetzreden stacheln die Menge auf, plumpe Fäuste erheben sich gegen den Menschen- und Tierfreund, und gezerrt, gedrängt, gestoßen von Alt und Jung, von frommen Männern und Weibern, stürzt der

Aermste auf dem Grabe seiner Eltern zusammen. Da reift ihm in den Qualen seiner in Verstörung und Verzweiflung geratenden Seele der Gedanke, daß auch für die Tiere ein Mensch sein Blut vergießen müsse, daß vielleicht ihm die Aufgabe eines Mittlers zwischen Mensch und Tier, eines zweiten, niedrigeren Heilands bestimmt sei; er beschließt den Opfertod zu vollbringen und kreuzigt sich selbst an der nur mit Stricken zu erreichenden Stelle einer steilen, hohen Felswand. Der entsetzliche, ungeheuerliche Anblick trifft die Bauern wie ein sinnverwirrender Schlag; das Dorf aber geht in Brand auf, da das Feuer, welches rachgierige Hände an den Hof des Gekreuzigten gelegt haben, auch die Häuser der Nachbarn ergreift. Das ist in sparsamen Umrissen die Geschichte von Martin, dem Bühlbauern, zu der dem Verfasser ohne Zweifel tirolische Eindrücke Motive und Farben geliefert haben. Ihr Ausgang ist graß, aber mit vielen einzelnen Zügen gewinnt und erwärmt sie.

Auch bei Christian Wagner, und zwar schon in den „Sonntagsgängen", findet sich die Vorstellung eines der Tierwelt zur Erlösung verhelfenden Heilands: „Ja, siehe," ruft er uns zu[1]), „auch die Tierwelt wartet auf ihren Heiland, ja selbst die Pflanzenwelt und die ganze Natur. Sehnsuchtsvoll und zitternd harren sie schon seit Jahrtausenden auf ihren Erlöser. Auf einen Heiland, der ihre natürlichen Rechte voll anerkennt und zu voller, allgemeiner Anerkennung zu bringen vermag. Aber wann wird der kommen? — Und welcher Wegbereiter wird sein

[1]) Sonntagsgänge II, 80.

sein Johannes? Frage nicht! Ich und du und der und jener, und jeder volle Mensch ist hiezu berufen, und wer dieser hohen heiligen Berufung nicht folgt, hat dafür Verantwortung und Sünde. — Und dir und mir und Jeglichem gilt die Mahnung:

So lang du ihre Freiheit nicht gepredigt,
Bist du auch deines Auftrags nicht entledigt,
Erst wann du sie hast aller Welt verkündigt,
Bist du vollkommen in dir selbst entsündigt."

Zu hoher lyrischer Schönheit entfaltet sich diese Vorstellung im achten Stücke der „Balladen und Blumenlieder". Der Erlöser ist hier nicht nur ein Friedensbringer für die Tierwelt, sondern in allgemeinerem Sinne ein Ueberwinder aller Erdenqual; doch ist es die Natur zunächst, an welche gedacht ist, und vom Lenz, dem Besieger des Winters, und dem Kuckuck, dem Frühlingsverkünder, nimmt die dichterische Anschauung ihren Ausgang: der Vogel wird um seines Gebarens willen zum Bilde des Naturerlösers, unmerklich aber tritt dieser selbst an die Stelle des Herolds oder Boten. Seine Person ist nicht genannt, von Vers zu Vers jedoch werden seine Umrisse deutlicher, und der Dichter ist es, der als den Wegbereiter, als den Johannes des Friedensfürsten mit seligem Jubel sich erkennt und empfindet. Das Gedicht, dessen wundersam unmittelbarer Herzenston zu einer süßen und vollen, schmetternden Jubel und leise Wehmut mischender Melodie anschwillt, lautet sammt seinen Einleitungszeilen:

„Sage doch, sage: Ist nicht jeder Lenz ein Erlöser und der Kuckuck sein Wegbereiter? sein Johannes? — Und könnte nicht auch jeder Mensch ein Erlöser sein?

Ein Erlöser von so vieler Qual, so vieler Sorge und so vielem Elend der Erde? Warum nicht! Ist doch jeder ein geborner König, Priester und Seher."

Der Kuckuck.

Ein Wegbereiter ist's und ein Herald,
Der jährlich ruft sein „Kuckuck!" durch den Wald.

Und unerkannt, wie einst Johannes auch
In Einsamkeit gelebt nach Seherbrauch.

In schlichtem Kleid, bei Hitze und bei Frost
Gering sich nährend mit Prophetenkost.

Und kinderlos und frei und ohne Heim,
Daß er vergesse nicht der Sendung Reim:

Der Lenz ist da! Vorbei des Winters Druck!
Der Lenz ist da! Der Lenz ist da! Kuckuck!

Der Lenz ist da! Verschwunden ist die Qual,
Sieh, zehnfach hallt's das Echo durch das Thal,

Und durch den Wald, der prangt im Festtagsschmuck,
Ruft's immer freud'ger wieder sein „Kuckuck!"

Und immer wieder hallt's wie Jubelschrei:
Das Himmelreich ist nah'! O kommt herbei!

Das Himmelreich ist nah', ist aufgethan,
Und selig abwärts neigt sich meine Bahn.

Doch ging auch unter sie in Schmerz und Blut,
Ist freudig doch und selig mir zu Mut:

Mit eignen Augen hab' ich doch geseh'n
Den Friedensfürsten hier vorübergeh'n,

Und an des Silberbachs bebüschtem Lauf
Zwei weiße Tauben flattern vor ihm auf.

Aber unser Dichter weiß wohl, daß nur eine glückliche Stunde, nur ein Augenblickstraum die Verwirklichung dieses Friedenszustandes als so nahe bevorstehend erscheinen läßt. Mit der Kreatur empfindet er schmerzlich die Enttäuschung des Hoffens, die ihr immer und immer wieder bereitet ist, die Versagung, in die sich sein eigenes Wollen immer und immer wieder finden muß, und auch dieses Erfahren drängt sich ihm zu einem Bilde, zu einem bildlichen Vorgange zusammen. Es ist eine alte Legende, daß in der Weihnachtsnacht den Tieren, auf daß auch sie sich vom Banne, der auf ihnen liegt, einmal frei fühlen, die Gabe menschlicher Sprache verliehen wird. An Vorstellungen solcher Art scheint ein Gedicht anzuknüpfen, das die leise Klage und die Enttäuschung der Tierseelen und ihres Anwalts zum Inhalt hat und den wehmütigen Ton eines schon verzagenden, verhallenden Sehnens und Hoffens, wie auch die märchenhafte und visionäre Stimmung, in welche der geschilderte Vorgang getaucht ist, auf das Vorzüglichste trifft. Es hat den Titel „Wintermäre“ und lautet:

„Zur Weihnachtszeit
Tief wegverschneit,
Durch Wald und Tann'
Geht heim ein Mann.

Es blinkt das Eis,
Der Schnee macht weiß,
Der Mond scheint hell
Auf freier Stell'.

Rings Hürden steh'n
Und Schafe geh'n
Im tiefen Schnee,
Wie sonst im Klee.

Kein Schäfer weit
Ringsum und breit,
Kein Hund dabei,
Kein Laut, kein Schrei.

Und alle schau'n
Ihn an, o Grau'n,
Umsteh'n ihn dicht
Beim Mondenlicht.

Er betet leis
In ihrem Kreis,
Er betet warm:
Daß Gott erbarm'!

Und Wort für Wort
So tönt es fort,
Rings in der Rund
Von Mund zu Mund.

Ein Stimmlein spricht:
Verlaß uns nicht!
Du bist es doch,
Der unser Joch

Nun jetzt zerbricht?
Der Heiland? — Nicht?
Den wir so lang
Ersehnt so bang?

Drum kommen wir
Zusammen hier,
Und haben oft
Auf heut' gehofft.

Das letztemal
Im Haidenthal,
Als Weihnacht war
Vor tausend Jahr.

Daß Gott erbarm'!
Stöhnt auf der Schwarm;
Er ist es nicht!
Ums Haupt kein Licht!

O weh! O weh!
Weint's von der Höh',
Und wimmert rund
Im Tannengrund.

In Wölklein klar
Zerfließt die Schaar.
Löst sich in Duft;
Ein Stimmlein ruft:

Fahr, Hoffen! Fahr! — —
In tausend Jahr'
Im Eibenthal
Das nächstemal!"[1])

Wir haben die Formel kennen gelernt, zu welcher Christian Wagner seine tier- und pflanzenfreundlichen Bestrebungen verdichtet: er verlangt die „Rechtsanerkennung alles Lebendigen", die Anerkennung des Rechtes jedes Lebendigen auf sein Leben. Er denkt bei dieser „Anerkennung" sowohl an die im Bewußtsein des Einzelnen befestigte und das Handeln bestimmende Ueberzeugung, daß den Tieren ein Recht auf Achtung und Schonung ihrer Existenz zukomme, als auch an eine in der Oeffentlichkeit giltige, von der öffentlichen Meinung als verbindlich

---

[1]) Sonntagsgänge II, 78—80.

betrachtete Erklärung dieses Grundsatzes. Da jedoch der Begriff „Recht“ zwar dem weiten Gebiete des Gewissens und der Moral angehört, aber auch den Inhalt einer besonderen und engeren Wissenschaft, der juristischen nämlich, abgibt; da der Staat der legitime Vertreter der bürgerlichen Lebensgemeinschaft Aller oder der Oeffentlichkeit ist, und „Recht“ im Sinne eines konkreten, positiven, gesetzlich bestimmten Gutes vom Staate geschöpft und verbürgt wird, so erwächst hier die Frage, ob das Recht des Lebendigen, von welchem Christian Wagner spricht, in den Komplex unserer rechtswissenschaftlichen und staatlich als Norm erachteten Anschauungen sich einfügt. Mit anderen Worten: es ergibt sich die Aufgabe, zu prüfen, welche Stellung der moderne Staat zur Idee der Tierschonung einnimmt. Daß Christian Wagner, indem er von einem „Rechte“ auf das Leben spricht, nicht ganz außerhalb der juristischen Denkweise steht, möge vorausgeschickt sein; denn, wenn auch nicht unter Berücksichtigung der Tierwelt, haben doch Rechtslehrer wie Arndts, Lasson u. a. das Leben und Wohlbefinden als ein „Recht“ aufgefaßt.

Der staatlichen Anerkennung eines „Tierrechts“ begegnen wir heute nirgends. Dagegen besitzt die Mehrzahl unserer zivilisirten Staaten eine Tierschutzgesetzgebung. Zum Teil will diese, wie es z. B. durch das Verbot des Fangens nützlicher Vögel geschieht, materiellen menschlichen Interessen dienen; soweit sie aber Mißhandlung und Quälerei abwehren will und nicht nur auf einzelne Tierklassen, sondern auf das Tier im Allgemeinen sich bezieht, beruht sie auf zweierlei Motiven oder Erwägungen. Die eine Erwägung ist die, daß sich an der Tiermißhandlung

eine gemeingefährliche Gemütsverrohung entwickelt und übt, daß sich in Tierquälereien eine rohe und gewaltthätige Gesinnung kundgibt, welche nur ihren Gegenstand oder Bethätigungsanreiz zu wechseln braucht, um auch die menschliche Gesellschaft zu bedrohen. Die Geschichte lehrt, daß ein Domitian, bevor er gegen Menschen wütete, am langsamen Töten von Fliegen Gefallen fand, und unsere Kriminaljustiz kennt zahlreiche Mörder, welche in ihrer Jugend Tierquäler waren. Es ist also ein Handeln aus Vorsicht, ist auch volkserzieherisches Wirken, wenn der Staat die Tierquälerei bekämpft, und unzweifelhaft erfüllt er hiemit eine von der Klugheit gebotene Pflicht. Die andere Erwägung ist die, daß Tierquälerei das sittliche Gefühl verletze oder beleidige, und daß es die Aufgabe des Staates sei, seine Angehörigen gegen eine solche Unlusterregung zu schützen. Die Tierquälerei wird unter diesem Gesichtspunkt etwa wie eine öffentliche Verletzung des Schamgefühls bestraft. So verschiedenartig nun diese beiden Motive sind, gemeinsam ist ihnen doch Eines: vom eigennützigen menschlichen Interesse gehen auch sie aus. Und darin liegt ihre Schwäche. Die Menschen sind es, die sie in den Tieren schützen wollen; „Tierschutz" sollte aber doch in erster Linie die Tiere um ihrer selbst willen, die in ihren eigenen Lebensinteressen bedrohten Geschöpfe, schützen wollen. Das sittliche Gefühl, welches von Tieren als empfindenden, mitleidswürdigen Wesen grausame Behandlung abhalten möchte, kommt bei dem Satze, daß durch Bekämpfung der Tierquälerei menschliche Rohheit und Grausamkeit eingedämmt wird, gar nicht zu Wort; das Motiv des Strafens ist nackt utilitarisch, es prägt sich in dem

Spruche aus: „Tiere schützen heißt Menschen nützen." Eine solche Begründung des Tierschutzes steht für unser modernes Empfinden sittlich nicht hoch genug. Das andere Motiv schließt zwar die Anerkennung, daß die Tierquälerei etwas dem sittlichen Gefühle Zuwiderlaufendes sei, in sich; aber die Strafe erfolgt auch hier nicht um der Sache, um der grausamen und unsittlichen Handlung selbst willen, sondern weil die Wahrnehmung der Tierquälerei im Menschen psychisches Unbehagen, moralischen Abscheu, moralische Entrüstung hervorruft. Und hiebei ist noch ein besonderer Uebelstand. Wenn nämlich die Beleidigung oder Verletzung des sittlichen Gefühles den Rechtsgrund der Strafe abgeben soll, so muß ein Beleidigter, muß ein Zeuge, dessen sittliches Gefühl verletzt wird, vorhanden sein. Wie aber, wenn die tierquälerische Handlung insgeheim, ohne Zeugen verübt wird, oder wenn die gerade anwesenden Personen als rohe und mitleidlose Naturen an der Handlung keinen Anstoß, kein „Aergernis" nehmen, wenn sie erklären, daß ihr subjektives Gefühl nicht verletzt worden sei? Alsdann fiele der Rechtsgrund der Strafe hinweg, alsdann müßte die verübte Tierquälerei logischermaßen straflos bleiben. Die Gesetzgebung, welche um der Verletzung des sittlichen Gefühls wegen die Tierquälerei strafen möchte und ebendeshalb die Bedingungen der Oeffentlichkeit oder des „Aergerniserregens" an die Straffälligkeit der Handlung knüpft, führt denn auch praktisch zu ungeheuerlichen Konsequenzen. Nach § 360 Nr. 13 unseres deutschen Reichsstrafgesetzbuches wird „mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu sechs Wochen bestraft, wer öffentlich oder in Aergernis

erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt". Hieraus folgt, daß die ärgste Tierquälerei straflos bleibt, wenn sie heimlich, ohne Zeugen, in der Privatwohnung, im Hofe oder Stalle des Tiereigentümers, oder wenn sie vor Menschen, die ohne Gefühl sind, stattfindet, und es war nur dem Buchstaben des Gesetzes gemäß geurteilt, als das Stuttgarter Oberlandesgericht einen Tierquäler, der sein Pferd im Stalle insgeheim so mißhandelt hatte, daß noch anderen Tages fingerdicke Striemen zu sehen waren, freisprach. Aehnlich verfügte das Münchener Amtsgericht 1898 eine Freisprechung mit Rücksicht darauf, daß die That des Angeklagten (die scheußliche Mißhandlung einer Katze durch einen Studenten) zu Aergernis keinen Anlaß gegeben habe, weil Augenzeugen nicht anwesend waren. Es ist aber nicht zur Ehre des Deutschen Reiches, daß wir ein Gesetz von solcher Unzulänglichkeit haben, und die Schamröte sollte uns aufsteigen, daß wir, wie Bregenzers „Thier-Ethik" nachweist, in der Tierschutzgesetzgebung heute von den meisten zivilisirten Staaten übertroffen werden! Schon die Fassung jenes Paragraphen ist unglücklich und anstößig: daß an das Quälen die Bedingung der „Bosheit" und an das Mißhandeln die der „Rohheit" geknüpft wird, ist überflüssig. Aber auch das Strafmaß ist viel zu niedrig angesetzt, und ein Zusatz, wornach Eltern und Vormünder für die tierquälerischen Unarten der ihrer Obhut anvertrauten Kinder, soweit sie Mitwissende sind, haftbar gemacht werden, fehlt. Wir haben noch den § 366, nach welchem straffällig ist, wer Unrat, Steine und andere harte Körper auf Zug- und Lasttiere wirft, haben einige reichsgesetzliche Bestimmungen

für den Vogelschutz, auch polizeiliche Einzelvorschriften für den Viehtransport u. s. w.; aber alle diese Edikte zusammengerechnet, läßt sich vom Tierschutz, wie er im Deutschen Reiche festgelegt ist, nicht sagen, daß er den Forderungen der Humanität genüge und zur Bekämpfung der Tierquälerei ausreiche.

Liegen die Dinge anderwärts, in mehreren Schweizer Kantonen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika z. B., einigermaßen besser, so bleibt doch im Allgemeinen der Eindruck, daß die Rechtswissenschaft und die Gesetzgebung in dieser Angelegenheit hinter dem entwickelten sittlichen Gewissen der Neuzeit, hinter dem Gewissen des Volkes oder doch dem der geistig gebildeten Klassen zurückgeblieben sind; eine auffällige Unfreudigkeit der Juristen, die Materie des Tierschutzes oder des Tierrechts zu bearbeiten und logisch durchzugestalten, zeigt sich fast überall, und ein Fachmann, ein Jurist, Ignaz Bregenzer, spricht sogar von der „überwiegend tierfeindlichen Haltung der neueren Rechtswissenschaft".[1]) Was erreicht wurde, ist in der Hauptsache durch nichtjuristische Kreise erkämpft worden, und es sind goldene, wohlbeherzigenswerte, auch für mancherlei andere Nöte der Gegenwart einen Wink gebende Worte, welche der ebengenannte Sachkenner in dieser Hinsicht ausspricht: „Weder Juristen oder Philosophen" (Rechtsphilosophen) „noch Theologen, sondern Laien haben die Tierschutzbewegung in Gang gebracht und bis jetzt aufs Wirksamste gefördert:

[1]) Thier-Ethik, S. 334. Vgl. über die Anteilnahme der Juristen an der Frage des ethischen Verhältnisses zu den Tieren und am Tierschutz insbesondere die Abschnitte S. 231—241 und 324—362.

das Gefühl hat sich wieder einmal als ‚Pionier der Erkenntnis‘ — und der Humanität bewährt.[1]) Auch die Abschaffung der Tortur ging von einer gemütlichen Erregung des Volkes aus. Das humane Strafrecht in Deutschland wurde nicht von der Strafrechtswissenschaft, auch nicht allein von der Gerichtspraxis, sondern von der Rechtsüberzeugung der ganzen Bevölkerung geschaffen. Jeden Humanitätssieg muß das Volk sich selbst erkämpfen.“[2]) Daß einzelne Juristen wie Berner, Wetzlich, W. Lange den Tieren beschränkte Rechte zuerkennen wollen, andere wie Abegg, Heydemann, F. Löning, August Sturm für „direkten Tierschutz“ eintraten und insbesondere Joseph Kohler verlangt, daß der Kulturstaat dem menschlichen Gefühle folgend die Interessen der Tiere nicht bloß menschlicher Zwecke wegen, sondern um ihrer selbst willen schütze, soll nicht verschwiegen werden. Hier ist der Ort, das große Verdienst Ignaz Bregenzers hervorzuheben, dessen „Thier-Ethik“ als eine „umfassende Darstellung der sittlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Mensch und Tier“ teils geschichtlich teils rechtsphilosophisch die Stellung des Menschen zu den Tieren untersucht und zu Ergebnissen gelangt, welche der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung eine erhabene Aufgabe stellen. Wenn Bregenzers preisgekrönte Arbeit nicht in allen Punkten erschöpfend ist, so ist sie doch von außerordentlicher Reichhaltigkeit, und wenn sein (meist an Wundt sich anlehnendes) Philosophiren die letzten Fragen öfters allzurasch abfertigt, so überzeugen doch die konkret-sachlichen Ausführungen

[1]) Wilh. Wundt: „Das Gefühl ist der Pionier der Erkennnis.“

[2]) Bregenzer, S. 305.

und das juristische Raisonnement des Verfassers, der aus dem menschlichen Gefühl das Bestehen eines ethischen Verhältnisses zwischen Mensch und Tier ableitet, auf tierpsychologische Thatsachen den Rechtsanspruch des Tieres gründet und unter kritischer Erörterung der entgegenstehenden juristischen Ansichten die Anerkennung des Tierrechtes als eine logische Notwendigkeit fordert.[1]) Dieses „Tierrecht" soll an Stelle des von der Gesetzgebung seither gewährten „indirekten", weil im Interesse des menschlichen Nutzens oder Empfindens unternommenen, Tierschutzes treten; Bregenzer nimmt es als ein relatives, durch das Recht des Menschen eingeschränktes und als ein „werdendes", heute in der Entstehung begriffenes Recht, erwartet aber, daß die kommende Zeit es zugestehe, wie die Entwicklung der Kultur nach und nach den zuvor gleichfalls rechtlosen Weibern, Kindern, Sklaven, Kriegsgefangenen, Fremden den Besitz von Recht zugestanden habe. Mit der energischen Proklamirung der Tierrechtsidee und ihrer scharfsinnigen Verteidigung tritt der schwäbische Jurist in die Reihe jener Vorkämpfer der Humanität, deren wir an früherer Stelle gedacht haben, in die Reihe jener Wohlthäter der Tierheit und der Menschheit, unter denen als für die neuesten Zeiten einflußreich auch der Baier Ignaz Perner gerühmt werden mußte. Das gesteckte Ziel zu erreichen, wird es freilich

---

[1]) Der Ausdruck „Thier-Ethik", wie ihn Bregenzer gebraucht, enthält einen Genitivus objectivus: er meint nicht das moralische Verhalten der Tiere selbst oder den Komplex der sittlichen Regungen, die sich bei ihnen finden, sondern das ethische Verhalten oder die ethischen Beziehungen des Menschen zu den Tieren. Aehnlich spricht man mit dem Vorteil der Kürze von „Tierpsychologie".

noch vieler Bemühungen, vielen Aufwands von Herzenswärme und von Nachdenken bedürfen. Denn die herkömmliche Vorstellung der Kriminalisten und Gesetzgeber ist die der „Tierrechtslosigkeit", und „das subjektive Recht der Tiere hat unter den Juristen — im Gegensatz zu den Philosophen — bis jetzt nur wenige Freunde gefunden". Der Staat aber „klammert sich bei seinen Rechtsaufgaben gewöhnlich einseitig an seine juristischen Berater und schenkt dem Rate der Lebensverständigen kaum Beachtung, was zur Folge hat, daß er aus der formalen Rechtsschablone schwer herauskommt".[1]) Die Ursachen dieses juristischen Starrsinns und seines zähen Festhaltens an tierfeindlichen Theorien und Gesetzeseinrichtungen liegen teils in der Abhängigkeit der neueren Jurisprudenz von der römischen, die Tiere unter dem Gesichtspunkt der Sache und des Eigentums betrachtenden Rechtsgelehrsamkeit, in der Vorherrschaft der romanistischen Doktrin und Schule, teils in der von mangelndem Verständnis für das Tierleben und die Tierseele begleiteten Abhängigkeit der Juristen von theologischen und philosophischen, die Stellung des Menschen im Ganzen der Natur hochmütig überschätzenden Meinungen. Mit Savigny betonten die meisten neueren Rechtslehrer, daß das subjektive Recht einen vernünftigen Willen als Träger voraussetze und dem Menschen allein im Gegensatz zum Tiere Rechtsfähigkeit zugeschrieben werden könne. Bis zu welcher Geschraubtheit des theoretischen Denkens aber die schroffe Verneinung des Tierrechtes unter gleichzeitiger Anerkennung der sittlichen Verwerflichkeit der Tierquälerei

[1]) Bregenzer, S. 340 und 334.

führt, zeigt sich deutlich genug bei Rudolf von Jhering: nach ihm ist der vom sittlichen Gefühl verlangte Schutz des Tieres gegen Quälerei nur eine „Reflexwirkung“ der (ausschließlich auf den Menschen als Zwecksubjekt bezogenen) Idee des Sittlichen. Man kann den Begriff des Reflexes kaum gekünstelter und unglücklicher anwenden. Hiemit in Zusammenhang stehen Jherings völlig veraltete und wissenschaftlich unhaltbare Ansichten, daß dem Tiere das Selbstbewußtsein und die Willensrichtung auf das eigene Selbst fehle, daß es nicht seinetwegen handle und weder der Selbstsucht noch der Selbstverleugnung fähig sei, stehen auch seine bedenklichen Auslassungen über zu weit gehendes Mitleid bei der Vivisektionsbekämpfung u. s. w.

Was die unbefangene Beobachtung des Tierlebens lehrt, ist nichts anderes als die Gleichartigkeit von Mensch und Tier hinsichtlich der konstitutiven Grundzüge ihrer psychischen Anlagen. Die Unterschiede sind Unterschiede des Grades und der Entwicklung, wenn auch große Unterschiede, und selbstverständlich wird die Annäherung an den Menschen um so geringer, je tiefer das Tier seiner Gattung und Art nach auf der Staffel der tierischen Organisation steht. Nur bei den höheren Tieren kann von einer nennenswerten Aehnlichkeit mit der psychischen Veranlagung des Menschen die Rede sein; andererseits ist aber auch zu beachten, daß die Vergleichung zwischen Mensch und Tier irreführt, wenn gerade und ausschließlich die Angehörigen der höchsten menschlichen Rassen und geistig hochentwickelte, hochgebildete Menschen dem Tier gegenübergestellt werden. Dagegen vermindert sich der Unterschied ungemein, sobald man das Tier mit dem Naturmenschen, dem Wilden oder auch mit dem Kinde

und dem Schwachsinnigen vergleicht; „blödsinnige Menschen stehen sogar oft noch weit unter dem Tiere“.[1]) Wie das Tier, so hat auch das Kind nur Interesse und Verständnis für das Konkrete, Sinnliche und seinen Bedürfnissen Naheliegende, und gleich dem Denken des Tieres zeigt auch das Denken des Naturmenschen „Enge und Beschränktheit des Gedankenganges, zerstückelte Auffassung, kurze und abrupte Gedanken, mangelnde Fähigkeit zur Festhaltung des Kausalzusammenhanges“.[2]) Was den Menschen intellektuell auf eine solche Höhe gestellt hat, daß er als die Blüte und die Krone der irdischen Schöpfung sich fühlen darf, ist seine kaum begrenzte geistige Entwicklungsfähigkeit, ist sein Abstraktionsvermögen und seine Gabe, mittelst der Sprache und Schrift geistigen Erwerb in dauernden und immer aufs Neue wirksamen Besitz zu verwandeln; daß aber auch den Tieren geistige Entwicklungsfähigkeit nicht gänzlich fehlt, beweist die allmähliche Zähmung unserer Haustiere, und wissen wir denn, ob z. B. die Ameisen in der Anlage ihrer Bauten nicht auch Fortschritte kennen? Man pflegt jetzt, sofern nicht das Wort Instinkt den kläglichen Nothelfer abgeben muß, den Tieren den Besitz von Verstand einzuräumen, die „Vernunft“ aber für den Menschen ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Versteht man unter Verstand die Fähigkeit des Unterscheidens und Schließens, unter Vernunft das Vermögen, Abstraktes und höhere Ideen zu erfassen, so ist diese Zuteilung wohl richtig; indem aber die Wurzel der abstrahirenden menschlichen

[1]) Bregenzer, Thier-Ethik, S. 276.
[2]) Bregenzer nach Bastian, ebenda, S. 277.

Vernunft in das sinnliche Wahrnehmen und Erfassen der Dinge hinabreicht, zeigt sich auch hier wieder ein für Mensch und Tier gemeinsamer Boden, und keinenfalls möchte sich dem Tiere „Vernünftigkeit", „Vernünftigsein" (welches Wort ja den abgeschwächten Sinn des zweckmäßigen Sichverhaltens und Handelns hat), schlechthin absprechen lassen. Ob es ein Tier gibt, das so unvernünftig handelt wie der sittlich niedrige oder entartete Mensch, ist sogar fraglich; Freund Mephisto hat unzähligemale Recht, wenn er mit dem Herrn redend vom Menschen behauptet:

„Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein."

Auf die einzelnen Seelenvermögen betrachtet, weisen die höheren Klassen der Tiere ein viel größeres Register von Anlagen auf, als es sich der in den Tag hineinredende menschliche Dünkel vergegenwärtigt. Und zwar von intellektuellen wie von Gemütsanlagen. An Schärfe des Beobachtungssinnes übertreffen sie vielfach den Menschen, aber auch überlegtes, berechnendes, kluges Wählen von Mitteln zum Zweck zeigen sie oft in überraschendem Maß. Sie haben Ansätze zu einer Sprache, d. h. eine gewisse Fähigkeit der Mitteilung von Sinneseindrücken und Empfindungen durch willkürlich gewechselte, von Mimik unterstützte Laute. Auf den Besitz von relativer Willensfreiheit deuten schon die individuellen Verschiedenheiten des Charakters der Tiere gleicher Art. Auch Phantasie, Schönheitssinn, Spiel- und Kunsttriebe bezeugen Vierfüßler, Vögel, Insekten und Fische. Hunde träumen. Hochentwickelt ist

bei vielen Tierarten der Ortssinn, ausgeprägt ihre Heimatliebe. Sammeln von Nahrungsvorräten für die Zukunft und regelmäßiger Wohnungsbau sind häufig; die wilden Elephanten Indiens erbauen in trockenen Flußbetten sogar Wälle aus Sand und Steinen, um das Abfließen von Regenwasser zu verhindern. Die höheren Tiere kennen Pflichtgefühl und Gewissen, und bei manchen erwacht auch das Schamgefühl. Das tierische Rechtsgefühl äußert sich in der z. B. bei Hunden stark ausgeprägten Anhänglichkeit an Gewohnheit und Herkommen, im „Respektiren einer geregelten Ordnung", aber auch in der mit Strafen, mit Züchtigung verbundenen Erziehung der Jungen, in der Handhabung einer Justiz gegenüber verbrecherischen Tierindividuen, in der Aufrechthaltung des Besitzes gegenüber Eindringlingen, in der Ausübung von Aufsicht über andere Tierarten. Ansätze zur Sittlichkeit und zur Rechtsbildung liegen hierin vor; aber auch Gemeinsinn, gesellschaftliche Gliederung und Arbeitsteilung, soziale Triebe und soziale Einrichtungen lassen sich bei den gesellig lebenden höheren Tieren erkennen. Als eine Vorstufe des staatenbildenden Triebes zeigt sich der Herdensinn, gewisse Tierarten haben örtliche Genossenschaften und Verbände, die Ameisenvölker bilden sogar organisirte Staaten. Das Leittier der Herde entspricht dem Herrscher, Versammlungen der Erwachsenen oder der Männchen entsprechen unsern Volksversammlungen, für gemeinschaftliche Unternehmungen der Tiere werden Führer, Schildwachen, Kundschafter bestellt, Zug- und Marschordnung wird eingehalten: Livingstone sah bei Ameisen „einen Beamten, der Baureparaturen anordnete und beaufsichtigte". Der Familiensinn ist vielen Tieren in hohem

Grade eigen, in Sonderheit entwickelt ist bei ihnen die Mutterliebe; die Ehe haben sie in mehreren Formen, zärtliches Liebeswerben und Gattentreue sind häufig. Die Tiere kennen Freundschaftsbündnisse; sie leisten aus Mitgefühl und Mitleid einander Dienste und Hilfe, und zwar nicht nur den Angehörigen ihrer eigenen Arten, sondern auch fremden Arten. Ein Kreuzschnabel — dieses hübsche Beispiel erzählt der „Tierfreund" — war mit einem Zeisig in einem Käfig beisammen. Beide Vögel erhielten täglich Hanfkörner, die jedoch für den Zeisig zerquetscht werden mußten, da er sie mit seinem schwächeren Schnabel nicht zerbeißen konnte. Eines Tages hatte der Besitzer des Käfigs das Zerquetschen unterlassen und gewahrte nun mit Erstaunen, daß der Zeisig mit Gebärden des Bittens vor seinem größern Kameraden saß, daß der barmherzige Kreuzschnabel die Hanfkörner zerbiß und dem Zeisig hinreichte und dieser sie unter zitterndem Flügelschlag dem Andern aus dem Schnabel nahm. — Die Haustiere haben ein Sympathie- und Zusammengehörigkeitsgefühl für alle zum Hausstand zählenden Geschöpfe.[1])

Steht es nun also mit den Tieren, sind sie, wie diese wenigen Andeutungen erweisen, empfindende und denkende, psychisch in vielen Stücken uns ähnliche Wesen, so **tragen sie auch das Recht auf Achtung und Schonung ihrer Existenz in sich.** Sie haben es aus dem nämlichen Urgrund, aus welchem die Menschen es haben: in**dem allen Lebewesen, Tieren wie Menschen,**

[1]) Vgl. zu den intellektuellen und Gemütsanlagen der Tiere den Abschnitt bei Bregenzer S. 271—299.

der Selbsterhaltungstrieb eingepflanzt ist, spricht die Natur als ihr Gesetz, als ihren Willen aus, daß jedes Lebewesen nach Möglichkeit erhalten bleibe, und als unmittelbare Folgerung, als Gebot der Natur ergibt sich hieraus, daß jedes Lebewesen das andere an der Erfüllung dieses Gesetzes nicht willkürlich hindere: Achtung des fremden Lebens und Achtung der Natureinrichtung, des Naturwillens sind somit identisch. Daß die Natur, mit sich selbst in Widerspruch oder weil sie ihren grundsätzlichen Willen teilweise anderen Zwecken unterordnete, Raubtiere geschaffen hat, Tiere, welche ihrem Selbsterhaltungstrieb nicht anders als durch Vernichtung fremden Lebens genügen können, kann bei den übrigen Lebewesen keinerlei Mordlust entschuldigen; wohl aber dürfen wir uns auf die Anordnung und das Verfahren der Natur, der Allbelehrerin, berufen, wenn auch uns Menschen unweigerliches Nahrungsbedürfnis, Notstand und Notwehr, d. h. also der Selbsterhaltungstrieb zwingt, Tiere zu töten. Desgleichen fällt der Vorwurf verübten Unrechts hinweg, wo wir, wie in der Begegnung mit zahlreichen kleinsten Lebewesen, eine Tötung unwillkürlich und unwissentlich begehen; wir vermöchten keinen Acker umzugraben, ohne daß wir Würmer und Larven verwunden, vermöchten keinen Feldweg, keinen Wald zu betreten, ohne daß wir unbemerkten Insekten das Leben nehmen. Bestehen demnach gewisse Ausnahmsfälle oder Dispense, so bleibt gleichwohl als die oberste und im Allgemeinen verbindliche Regel, daß das Recht der Tiere auf Erhaltung und Schonung ihres Lebens geachtet werde. Dieses Recht

ist ein natürliches Recht, und es ist eine Rechtsberaubung, wenn wir es ihnen verweigern.

Weshalb nun aus dem natürlichen Tierrecht nicht irgend einmal ein „positives" oder juristisches, ein gesetzgeberisch anerkanntes und erklärte Recht werden sollte, ist im Grunde nicht abzusehen. Ist das juristische Recht ein geschichtlich gewordenes, so ist es auch dem Flusse einer fortdauernden Entwicklung unterworfen. Wenn unsere juristischen Formeln, Definitionen und Figuren der Erhebung von Tieren zu Rechtsträgern, Rechtspersonen, Rechtssubjekten widerstreben, so kann man verlangen, daß sie, als Abstraktionen aus dem jeweils Bestehenden, veränderten Verhältnissen und Anschauungen sich anpassen. Auch der Einwurf, daß das Tier am Rechtsleben der menschlichen Gesellschaft keinen Anteil nehmen könne, daß es seine Rechte selbst zu vertreten niemals im Stande sei, ist nicht stichhaltig; denn das Nämliche gilt von Kindern, Schwachsinnigen, Schwerkranken und Irren, deren Rechte wir durch Andere, durch Vormünder und Stellvertreter, wahrnehmen und behaupten lassen. Die entscheidende Frage ist nur, ob das sittliche Empfinden der menschlichen Gesellschaft oder doch desjenigen Teiles derselben, den man als den Kulturträger bezeichnen kann, die öffentliche Anerkennung des Tierrechts fordert. Und soviel ist gewiß: in ansehnlichen Bevölkerungsschichten ist schon heute die Empfindung lebendig, daß der rechtswissenschaftliche Satz, das Tier habe kein Recht, eine Härte, ein Unrecht ist und daß man sich schämen sollte, ihn auszusprechen. Dieser Satz schlägt der modernen philosophisch-naturwissenschaftlichen Bildung, schlägt der richtigen Erkenntnis der Stellung des Menschen zu den

Tieren ins Gesicht. Wir wissen uns auf dem Wege der fortschreitenden Zivilisation, wissen uns als Mehrer der Humanität, indem wir die Anerkennung des Tierrechtes fordern. Wir sehen in der ausdrücklichen und bindenden Erklärung desselben ein rühmliches Opfer, welches der Egoismus des menschlichen Geschlechtes sich auferlegt, einen Sieg der Menschheit über sich selbst, einen Sieg der Liebe. Wir wollen nicht die Herren, zu denen die jüdisch-christliche Tradition uns macht, sondern die Schutzherren der Schöpfung genannt werden. Bürger der Erde sind die Tiere zusammen mit uns, und wir träumen und hoffen, daß eine kommende Zeit das rechtliche Verhältnis, das in dieser Lebensgemeinschaft liegt, ehre und ordne.

Von den gekennzeichneten Mängeln, welche dem heutigen „indirekten" Tierschutz anhaften, wäre eine auf die Anerkennung des Tierrechtes gegründete Gesetzgebung frei, und das strafrechtliche Eingreifen des Staates erhielte mit jener erst ein einheitliches, in sich klares und vollkommen würdiges Motiv; ein logisch-geschlossenes Ganzes würde an die Stelle des Flickwerkes treten, mit dessen unsicheren, zufälligen und widerspruchsvollen Bestimmungen wir uns unrühmlich behelfen, und bei dem grundsätzlichen Ernst, mit welchem die Sache angepackt würde, käme in die Handhabung des Tierschutzes ein ungleich strafferer Zug, eine weit größere Energie. Wir haben heute nirgends ein allgemeines Verbot der Tiertötung; aus der Anerkennung des Tierrechtes aber würde ein solches Verbot unmittelbar fließen, ohne daß dem gesunden Menschenverstand darum eine Aufopferung zugemutet zu werden brauchte: die nähere Bestimmung „unbefugte Tiertötung", wie sie Bregenzer

vorschlägt, würde eine glückliche Formel abgeben. Was dagegen unter „befugter“ Tiertötung zu verstehen sei, müßte in der Erläuterung des Gesetzes ausgesprochen werden, und nichts könnte als solche gelten, was sich nicht auf persönliche Notwehr oder auf sozialen Notstand und soziale Notlage zurückführen ließe. Der auf Seite der Gegner beliebte Einwurf, daß der Begriff Tier ein außerordentlich weiter sei, und daß man unmöglich einem Pferd und einer Mücke die gleiche Achtung oder Schonung widerfahren lassen könne, würde schon hiebei seine Berücksichtigung finden; denn selbstverständlich wächst und sinkt der Grad der Notwehr und der Notlage, der uns von der Pflicht der Lebensschonung entbinden würde, mit dem höheren oder geringeren Werte des Tieres, das in Frage kommt. Einen harmlosen Käfer sorglos oder gar mutwillig zu zertreten, scheut schon jetzt der gutmütige Mensch, und nichts anderes würde thatsächlich das Gesetz erreichen wollen. In der Anerkennung des Tierrechtes läge aber nicht nur das Zugeständnis des Rechtes auf die Erhaltung des individuellen Lebens, sondern auch das des Rechtes der Tiergattung, der Tierart auf ihren Fortbestand. Hier wiederum könnte nur der Zwang der äußersten Not eine Ausnahme gestatten, und müßte um der Sicherung des Menschenlebens willen die Ausrottung einer gefährlichen Tierart irgendwo geboten sein, so sollte doch aus Achtung vor der Form, welche die Natur geschaffen hat, und des wissenschaftlichen Interesses wegen für die Erhaltung der Art mittelst Hegung einzelner Exemplare gesorgt werden. Mit Abscheulichkeiten aber, wie dem Vogelmassenmord, wäre rasch aufgeräumt; denn rücksichtslose Gewinnsucht könnte

sich niemals mit Notwehr oder Notlage entschuldigen, und während wir uns heute den Kopf zerbrechen, ob wir nicht durch das Verbot eines bis zur Ausrottung der Tierart gehenden Fangens und Tötens Eigentumsrechte, die mit dem Besitz oder der Pachtung eines das Fanggebiet abgebenden Bezirkes verknüpft sind, verletzen, würde eine solche Ausnützung des Eigentumsrechtes, als den tierrechtlichen Bestimmungen und somit einem Stücke der Gesetzgebung widersprechend, eo ipso unerlaubt und straffällig sein. Wäre nun so das Recht der Tiere auf Erhaltung ihres Lebens gesichert, so hätte ein zweiter strafrechtlicher Artikel das Verbot der Tiermißhandlung auszusprechen. Als eine solche aber hätte jedes Verfahren oder Verhalten zu gelten, das dem Tiere die Möglichkeit, den wesentlichen Bedingungen seiner Natur gemäß zu leben, willkürlich abschneidet, wie auch jedes Verfahren oder Verhalten, das ihm Qual zufügt. Erläuternde Bestimmungen hätten auch hier anzugeben, was unter schonender Behandlung der Tiere, insbesondere der dem Menschen durch Zähmung näher getretenen Tiere billigermaßen zu verstehen sei und inwieweit das Recht des Tieres hinter einem kollidirenden menschlichen Rechte zurückstehen dürfe. Diese Gesichtspunkte sind es wohl, von denen aus Ignaz Bregenzer den Versuch macht, neue strafgesetzliche Bestimmungen zu formuliren. Nachdem er ausgeführt hat, daß bei der Gewährung direkten Tierschutzes das Delikt der Tiermißhandlung nicht wie bisher, mit Glücksspiel, Trunkenheit, Unfug an Gräbern u. s. w. ungehörig zusammengestellt, in einer Verlegenheitsecke untergebracht würde, sondern seinen Platz ungezwungen hinter der Körperverletzung fände, schlägt

er[1]) vor: 1) daß hinter § 222 des Reichsstrafgesetzbuches zu setzen sei: „Unbefugte Tötung von Tieren wird mit Haft oder Geldstrafe bis zu 500 Mark oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft;“ 2) daß hinter § 233 des Reichsstrafgesetzbuches zu setzen sei: „Mißhandlung von Tieren wird mit Haft oder Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft;“ 3) daß an die Stelle des bisherigen § 360 Nr. 13 der Satz trete: „Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bestraft, wer den zur Vermeidung der Mißhandlung und Tötung von Tieren erlassenen (partikularrechtlichen Spezial-) Bestimmungen zuwiderhandelt.“ Es leuchtet ein, daß mit der legislativen Annahme dieser Vorschläge der heutigen Misère, soweit es überhaupt durch das Mittel der Gesetzgebung geschehen kann, ein Ende bereitet würde. Uns aber, die wir an grauer Theorie die blühenden Worte des Dichters zu prüfen hatten, bleibt noch übrig, mit Freude zu sagen, daß der schwäbische Poet durch den württembergischen Landgerichtsrat bestätigt wird. Der Gedanke der „Rechtsanerkennung alles Lebendigen“, der sich bei Christian Wagner immer und immer wieder vordrängt, mag im ersten Augenblick Manchem als phantastisch, als eine vom praktischen Leben beiseite zu schiebende Utopie erscheinen. Er ist es nicht, er enthält vielmehr eine zeitgemäße Forderung; denn von verschiedenen Ausgangspunkten hergekommen begegnen sich der Jurist und der Dichter, und indem jeder von ihnen in seiner Weise und Sprache das Ziel benennt, wollen sie im Grunde beide das Nämliche.

[1]) Thier-Ethik, S. 369 und 352.

Da in den europäischen Ländern die Staatsreligion, die christliche, zur Bekämpfung der Tierquälerei soviel wie nichts thut, ist es für die weltliche Gesetzgebung eine um so dringlichere Pflicht, ihres Amtes zu walten. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, daß mit Gesetzen und Strafen allein ein so tiefeingerissenes und vor der Oeffentlichkeit so leicht sich versteckendes Laster wie das der Tiermißhandlung ausgetilgt werden könne. Die „Kölnische Zeitung" knüpft an die Angabe, daß während der Weihnachtswoche 1897 in den Pariser Markthallen 114 000 Lerchen, 32000 Krammetsvögel und 18 000 Wachteln verkauft wurden, die Bemerkung, die blutigen Frevel der Borgia seien weniger ekelhaft als diese den Feinschmeckergelüsten gebrachte Opferung der lieblichen und nützlichen Vögel, und sie hat Recht, wenn sie hinzusetzt, die menschliche Gedankenfaulheit sei es, die eine so schnöde Genußsucht bestehen lasse. Die menschliche Gedankenlosigkeit aber ist es überhaupt, die zur einen Hälfte die tausendfache Marterung der Tiere verursacht. Zur andern thut es die menschliche Grausamkeit, die ursprüngliche Rohheit und Wildheit unseres Geschlechtes. Nur weil im Menschen selbst noch die Bestie, die gefühllose, habgierige, sitzt, kann es geschehen, daß z. B. auf Ceylon lebende Schildkröten über einem Kohlenfeuer halb geröstet werden, damit sich die Schalen bequemer abnehmen lassen. An der Wurzel, an den Erbfehlern der menschlichen Natur, also müßte das Uebel angepackt werden, wenn es völlig bezwungen werden soll, und nur eine stetige, tausendjährige Erziehung des Menschengeschlechtes könnte so Großes bewirken. Mit dem Jugendunterricht wäre bei uns anzufangen: unter dem

Drucke staatlicher Vorschrift müßte die Schule auf Belehrung über die Pflichten des Menschen gegen die Tiere hinarbeiten. Solche Dinge den Kindern ins Herz zu prägen, wäre viel wichtiger, als ihnen einzutrichtern, daß es 3 Samniterkriege gegeben hat oder daß die Seeschlacht bei Thapsus anno 46 stattfand. Aber auch für die Erwachsenen bedarf es verschärfter Zucht und Selbstzucht. Die Grundsätze, wie sie unsere Tierschutzvereine predigen, die Anregungen zu neuem Nachdenken über die sittlichen Probleme, wie sie die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" gibt, finden noch viel zu mangelhaftes Verständnis. Und es sind sogar bestimmte und zähe Vorurteile, die sich den tierfreundlichen Bestrebungen entgegenstemmen, Scheingründe, mit denen sich Stumpfheit und Gleichgiltigkeit rechtfertigen möchten. Auf einige derselben deutet Fr. Vischer hin, indem er bei der Schilderung der Tierquälereien in Recoaro bemerkt: „Mit unserem Thema verhält es sich nun freilich so, daß überall die Mehrzahl eigentlich nicht gern davon sprechen hört. Es ist so sonderbar, so seltsam, wenn man als Fürsprecher der Tierwelt auftritt. Man hat anderes zu thun, man braucht seine Zeit, sich für die Angelegenheiten der Menschen zu interessiren; gar auf der Straße sich gegen Tierpeiniger zu rühren, ist so auffallend; man läßt es lieber, es hilft ja doch nichts, man hält sich als gebildeter Mann abseits. Beliebt, aber leicht widerlegbar ist jener Einwand, der von der höheren Wichtigkeit der menschlichen Dinge genommen wird. Es ist durchaus falsch, wenn man sagt, es sei des Uebels so viel in der Menschenwelt, daß die Leiden der niedrigeren Kreatur in unserer

Teilnahme nachstehen müssen. Wirken zur Linderung menschlicher Not und zum Schutze der Tiere sind zunächst zwei Dinge für sich, die durchaus nicht in das Verhältnis des Vor und Nach gebracht werden dürfen, sondern deren jedes für sich ein eigenes Kapitel bildet. Das Tier leidet auf seine, der Mensch auf seine Weise; man kann auch sagen: jenes sei mitleidswerter als dieser. An vielen seiner Leiden trägt er Schuld oder indirekte Mitschuld, gegen alle hat er immer Stützen und Trostquellen, die das Tier nicht hat, Vernunft, Sprache, Verkehr sind ihm gegeben, auf Abhilfe zu sinnen und zu wirken; Leiden des Tiers sind ähnlich dem des wehrlosen Kindes, und wer findet ein Kind nicht mitleidwert?"[1]) Zur Beschönigung von Grausamkeiten dient neuerdings eine Ansicht, die sich mit physiologischen Ermittlungen brüstet: man bestreitet oder bezweifelt, daß die niederen Tiere oder doch gewisse Klassen derselben einer namhaften Schmerzempfindung fähig sind. Wie aber sollten wir ein sicheres Wissen von diesen Dingen haben? In das Lebensgefühl einer höheren Tierart vermögen wir uns vielleicht zu versetzen, in das eines niederen, uns sehr fern stehenden Tieres kaum; die Apathie, die wir bei der Mißhandlung eines dieser Wesen zu bemerken glauben, ist vielleicht grobe Täuschung. Und mag auch der Schmerz, den ein Insekt beim Ausreißen eines Beines empfindet, relativ, d. h. mit dem Schmerze beim Verlust oder der Verstümmelung eines menschlichen Beines verglichen, gering sein, Schmerz ist es doch immer, der erlitten wird, und in der Skala der Empfindungen

---

[1]) Altes und Neues II, 257—258.

eines Insekts kann er sehr groß sein. Gesetzt aber, eine Verletzung oder Verstümmelung, die wir dem Insekt, dem Wurm zufügen, wäre mit einer Schmerzempfindung gar nicht verbunden: eine Beraubung, eine Lebensbeeinträchtigung bleibt es doch immer, was wir vollziehen. Wer wenig hat, dem wird mit Wenigem viel genommen; das niedere Tier aber ist dieser Arme. In Summa: die sittliche Maxime der Tierschonung darf von dieser Seite her keine Einschränkung erleiden, und nur warnen kann man vor einer mit dem Scheine der Wissenschaftlichkeit sich umkleidenden und die Sache der Humanität so schwer gefährdenden Ansicht. Aber auch spießbürgerlich-triviale Wohlweisheit schädigt die Bemühungen der Tierfreunde. Der deutsche Philister und Normalmensch schlägt ein Kreuz, wo er die Spur von Leidenschaftlichkeit, von Schwärmerei oder Ueberschwänglichkeit wittert. Er haßt, wie billig, die „Gefühlsduselei" und mißtraut nicht mit Unrecht der Sentimentalität; aber er verwechselt mit jener die Wärme des Gemüts, das weiche, aus zarter Besaitung der Seele, aus Herzensgüte stammende Empfinden des fein und sensibel organisirten Menschen, verwechselt mit dem bewußt und selbstgefällig gehegten Gefühlsleben der Sentimentalität den natürlichen und unmittelbaren Drang des Herzens. Weil es nun vorkommt, daß Haustiere verhätschelt, daß Schooßhunde, Katzen u. s. w. mit abgeschmackter Zärtlichkeit behandelt werden, spöttelt er über alle Tierliebe und über allen Tierschutz. Indessen wird eine gute Sache nicht schlecht, wenn sich Mißbrauch mit ihr verknüpft, und weil es Menschen gibt, die eine alberne Verschwendung üben, folgt für die Anderen nicht, daß sie knausern sollen.

Tierhaltung aus Liebhaberei und grundsätzliche Tierliebe sind zweierlei Dinge, und ein Wohlwollen, das nur den im persönlichen Besitze des Liebhabers befindlichen Tieren zu gute kommt und also mit Eigentumsliebe zusammenhängt, ist sittlich minderwertig; richtig ist aber auch, daß sich für Tierschonung im Allgemeinen und für den Grundsatz des Tierschutzes nicht leicht Jemand erwärmen wird, der nicht durch einen freundschaftlichen Verkehr mit einzelnen Tieren für das Tierleben überhaupt Interesse gewonnen hat. Und fürwahr die Menschen, die es verschmähen oder nicht verstehen, zu Tieren in ein Gemütsverhältnis zu treten, sind Thoren und Arme! Sie lassen ein großes Kapital von Liebe, das die Schöpfung für sie bereit hält, ungenutzt. Menschliche Dankbarkeit ist ein seltenes Ding; von der Dankbarkeit der Tiere aber, von ihrer treuen Anhänglichkeit an menschliche Wohlthäter könnte man beglaubigte Geschichten für „Tausend und Eine Nacht“ ohne Mühe verzeichnen. Wer diesen Geschöpfen Liebe erweist, wird von ihrem Gedächtnis für Wohlthaten, von ihrem guten Willen, sich erkenntlich zu zeigen, erstaunliche Dinge erleben, wird rührende Züge von Dankbarkeit auch bei Tierarten finden, von deren geringer Intelligenz und Verharren in Wildheit man überzeugt zu sein pflegt. Vom Hund, „dem getreuen Knecht“ des Menschen,[1]) weiß schon ein Sprüchlein des Jahres 1582 zu sagen:

„Unter allen Tieren am liebsten hat
Der Hund den Menschen, wird nicht matt“;

aber auch andere Vierfüßler, auch manche Arten der Vögel legen eine Vorliebe für den Herrn der Schöpfung an den Tag.

[1]) Fr. Vischer, Auch Einer II, 277 (I. Aufl.).

Man hat die Tiere unsere unmündigen Geschwister genannt, unsere „armen, zurückgebliebenen Brüder, die das Examen zum Menschen nicht haben bestehen können", nennt sie Vischer;[1]) Verkürzte und Enterbte sind es, und sie haben ein Gefühl für die Ehre, menschlichen Geplauders, menschlicher Fürsorge gewürdigt zu werden. Die Trostquelle, die in dieser Natureinrichtung für den Menschen liegt, ist nicht zu unterschätzen: hat dich das Schicksal in Vereinsamung gestoßen, ist dir „der Becher der Liebe zu Gift" geworden, so kannst du in einem gemütswarmen Verkehr mit Tierindividuen der höheren Gattungen einigen Ersatz finden, ohne daß du darum Misanthrop zu werden brauchst, und dieser Ersatz ist immer und überall zu haben. Es ist aber auch interessant, ungeheuer interessant, sich in die Tierseele beobachtend zu versetzen. Man macht dabei Entdeckungsreisen in die Welt des Psychischen, die von einem Genuß begleitet sind, wie ihn etwa eine Reise nach fernen Ländern hervorruft. Etwas Fremdes, Geheimnisvolles bleibt uns die Tierpsyche doch immer, und mit dem Reize des Geheimnisses fühlen wir uns gelockt, ihr auf den Grund zu schauen. Die natürliche Verwandtschaft des Tieres mit dem Menschen aber gibt uns einen Schlüssel ab, und wenn Phantasie, in fremdes Sein sich einschmiegende, einfühlende Phantasie diesen Schlüssel handhabt, so sperrt er das Schloß auf. Nach Hippels Ausdruck sind die Tiere „unsere Grenznachbarn"; dieses Volk spricht eine andere Sprache als wir, aber indem wir sie zu übersetzen versuchen, verschärft sich uns das Verständnis für unsere eigene Sprache, für unser

[1]) Das Schöne und die Kunst, S. 96.

eigenes psychisches Sein. Doch noch ein zweiter Gewinn fällt für uns aus dem Verkehr mit Tieren ab: geistiges Ausruhen, wohlthätige Ausspannung des Denkens. Denn indem wir uns mit Tieren unterhalten, treten wir aus der Welt des Menschlichen, aus dem Kreise der Interessen, die uns unmittelbar binden und belasten heraus, so daß wir wie etwa beim königlichen Spiel, beim Schachspiel, uns wohl beschäftigt, aber auch entlastet, in eine Scheinwelt magisch versetzt und vom Drucke der Wirklichkeitswelt auf ein paar Stunden befreit fühlen. Man könnte noch hinzusetzen, es sei uns mitunter ein Genuß, wie beim Anhören eines heiteren Lustspiels geboten; denn wie reich an naiv-komischen Zügen ist für den menschlichen Zuschauer das Leben und Treiben der Tiere, und was für treffliche Mimiker sind diese Akteure! Rechnen wir nun das Eine mit dem Andern zusammen: wäre es nicht verkehrt, wenn wir so gute Gesellen von uns fern halten wollten?

Bedauerlicherweise leiht auch Eduard v. Hartmann, der aus philosophischen Erwägungen die Gefühlsmoral und das Mitleid bekämpfen möchte, den Vorurteilen gegen den Tierschutz eine Stütze. In seinem Aufsatz „Unsere Stellung zu den Tieren"[1]) bemerkt er: „Solange die Menschen noch im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen und zeitweilig über ihre Kräfte sich anstrengen müssen, wird es eine Ungerechtigkeit bleiben, ihnen jede auch nur zeitweilige Ueberanstrengung der Arbeitstiere zu verwehren." Es macht diesen Satz nicht besser, daß Eduard v. Hartmann eine „Ueberanstrengung aus unzureichenden Gründen" verurteilen

---

[1]) Vgl. oben S. 226.

will; denn „mit zureichenden Gründen“ — und um solche wird die menschliche Selbstbeschönigung niemals in Verlegenheit sein — könnte sich demnach die ärgste Pferdeschinderei entschuldigen, und mit dem nämlichen Rechte ließe sich sagen, solange es arme Leute gebe, könne man das Stehlen nicht schlechterdings verbieten. Herr v. Hartmann überrascht uns aber nun vollends mit der Erklärung, daß die „empfindsame Weichherzigkeit“ gegenüber den Tieren „in sittlicher Hinsicht eine höchst bedenkliche Eigenschaft“ sei, und fährt fort: „Ueberall, wo man einem Menschen begegnet, der sich durch übermäßige Zärtlichkeit und ostentative Weichherzigkeit gegen Tiere auszeichnet, ist der Verdacht gerechtfertigt, daß man es mit einem Individuum zu thun habe, welches für seine Mitmenschen nicht viel übrig hat und welches die aus seiner mangelhaften Pflichterfüllung gegen letztere auf seinen Charakter zu ziehenden Schlußfolgerungen durch ein Uebermaß von Rücksichtnahme und Wohlthätigkeit gegen die Tiere vor sich selbst oder auch nur vor Anderen zu entkräften sucht.“ Das ist, mit Verlaub, ein seichtes und schnodderiges Gerede, und man muß sich wundern, daß ein Mann von Geist, von seltener Denkkraft so flüchtig urteilt. Es gibt ja freilich spleenige Engländer und menschenfeindliche Matronen, die ihre Wohnungen mit Katzen oder Affen oder Papageien bevölkern, ihre Vierfüßler mit Leckerbissen füttern, spazieren fahren, mit kostbaren Stoffen bekleiden, wohl auch durch tolle Testamente versorgen, während sie jeden Bettler von ihrer Schwelle weisen und gegen allen menschlichen Verkehr sich absperren. Was aber sind diese Leute anderes als Abnormitäten, mißbildete Naturen, verschrobene Köpfe und Sonderlinge? Es sind

Menschen, die, ohne daß sie ins Irrenhaus gehörten, psychisch krank sind, krank in Folge schrullenhafter Veranlagung oder auch in Folge schwerster, das Gemüt verbitternder Geschicke. Wie kann man um solcher immer vereinzelter Erscheinungen willen ein so allgemeines Verdikt fällen? Doch für unsern philosophischen Essayisten ist ja die Empfindsamkeit überhaupt höchst verdächtig, und man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß ein mitleidvolles und mit warmer Liebe nicht sparendes Verhalten gegen Tiere in seinen Augen, d. h. in seiner Theorie gerade das ist, was er als Weichherzigkeit, als Uebermaß von Rücksichtnahme und Wohlthätigkeit schelten will. Im Zusammenhange seiner Aeußerungen ist man zu dieser Auffassung berechtigt, und auch das Spötteln der Vorrede zu den „Modernen Problemen" über die „sentimentalen Tierschützler", über Richard Wagner, der in seinen letzten Lebensjahren die Eigentümlichkeit gehabt habe, sich zum Vertreter des Vegetarianismus und „Antivivisektionismus"(!) aufzuwerfen, kennzeichnet den Grundton seiner Ausführungen. Thatsächlich liegen die Dinge so, daß die Menschen für die Tiere eher zu wenig als zu viel übrig haben und namenloses Unrecht nachgerade gutgemacht werden sollte. Und darum ist es nicht löblich, wenn man warme Tierfreundlichkeit heute schmäht und in Mißkredit bringt. Daß Personen, die gegen Tiere ein „Uebermaß von Rücksichtnahme und Wohlthätigkeit" an den Tag legen, gegen Menschen hart und pflichtvergessen sind, folgt keineswegs mit Wahrscheinlichkeit; viel eher ist von ihnen anzunehmen, daß sie als weiche Naturen auch gegen Menschen ungewöhnlich gütig und mitunter übermäßig nachgiebig sind. Lassen wir aber die

Frage von Maß oder Uebermaß, die es doch immer mit etwas Relativem zu thun hat, aus dem Spiel: so viel lehrt jedes unbefangene psychologische Denken, daß Mitleid mit den Menschen und Mitleid mit den Tieren aus Einer Quelle fließt, aus der Güte des Herzens, daß, wer die starke Anlage zu einem wohlwollenden Charakter mitgebracht oder das Dichterwort „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" in seine Gesinnung aufgenommen hat, gegen Tiere wohlwollend und mitleidig ist aus demselben tiefen Drange, aus dem er gegen Menschen es ist, und daß er das Eine sein muß, just weil er das Andere ist. Franziskus v. Assisi, der die caritas gegen die Tiere als ein Handeln im Sinne der göttlichen Liebe nahm, der den Wurm aus dem Wege trug, um ihn nicht zu zertreten, war auch ein Friedensstifter unter den Menschen und ein Armenfreund; und Darwin, der beim Anblick leidender Tiere erschauerte, sprach sich mit dem nämlichen warmen und weichen Gefühl gegen die Grausamkeiten aus, denen er die Polen in Warschau überliefert wußte, und der Schmerzensschrei eines brasilianischen Sklaven, dem er zu helfen nicht vermochte, verfolgte ihn jahrelang. Es kommt ja vor, daß Menschen, die man als gutmütig und wohlwollend nimmt, gegen Leiden der Tiere gleichgiltig sind; in diesem Falle aber ist das Wohlwollen weniger Naturtrieb als Bildungsprodukt, Ergebnis einer konventionellen Erziehung, die auf das dem menschlichen Interesse zunächst Liegende und in der Gesellschaft am meisten Beachtete und Belohnte den Nachdruck legte, das Wohlwollen in der Richtung auf die Tierwelt dagegen verkümmern ließ. Ein moralischer Defekt bleibt hiebei immer. Wenn es aber die „ostentative", die

absichtlich zur Schau getragene Tierfreundlichkeit ist, gegen welche Eduard v. Hartmann zu Felde zieht, so ist diese freilich von geringem Wert; vom ostentativen Wohlwollen gegen Menschen aber gilt dasselbe. Und was heißt hier ostentativ? Soll man etwa mit dem Mitleid hinter dem Berge halten, wenn man in der Oeffentlichkeit abscheuliche Tierquälereien sieht? Sicherlich ist das Motiv, das Herr v. Hartmann der „übermäßigen Rücksichtnahme“ auf die Tiere unterschiebt, insofern mit ihr die Vernachlässigung der Menschenliebe verdeckt werden soll, so gesucht als möglich. Wem es um den Schein der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe zu thun ist, der weiß sehr wohl, daß er mit einer einzigen Spende an Armenvereine, an Comités für Verunglückte u. dergl. hundertmal mehr erreicht als mit einer ständigen Hilfsbereitschaft zu Gunsten der leidenden Tiere; jenes hängt sich viel besser an die große Glocke als dieses.

Daß das Mitgefühl mit menschlichem Unglück und menschlichem Leiden und warme Anteilnahme an der Not der Tierwelt aus gleicher Wurzel stammende und zusammengehörige Dinge sind, dafür gibt uns gerade die Dichtung Christian Wagners ein konkretes Beispiel. Wohl ist das Thema „Tier- und Pflanzenschonung“ bei ihm das vordringlichere, wie auch nach dieser Seite hin sein Sittenverbesserungs-Programm bestimmter gestaltet und reicher entwickelt ist; aber die gleichen Grundsätze der Gütigkeit und des Erbarmens fordert er für das Verhalten von Mensch zu Mensch, und in seinen Kummer um die Rechtlosigkeit und Not der Tierwelt mengt sich überall der Schmerz über die Herzenshärte, Grausamkeit und Selbstsucht

innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Zwei Dämonen sind es insbesondere, gegen die er, damit Friede und Freude in unser Leben einkehre, „mit allen Mitteln" ankämpfen möchte: der böse Geist der Gewaltthätigkeit und der böse Geist der Erwerbgier. Er verdammt den Krieg wie jedes Blutvergießen, er denkt gering von Waffenglanz und Schlachtenruhm, er verabscheut die Tyrannei der Mächtigen und den Hochmut der Großen, verabscheut die Knechtung des freien Gedankens. Seines Herzens Sehnen spricht das Gedicht aus:

„Wann kommt der Freiheit Tag, das Morgenrot
Der bessern Zeiten, wo der Herrscher Tritte
Verklungen sind, wo kein Tyrann mehr droht
Noch Schweiß erpreßt dem Armen in der Hütte?

Wann kommt der Freiheit Tag, wo kein Tyrann
In Fesseln legt der Denker kühnen Meister?
Wann kommt die Zeit? Wann bricht einmal der Bann,
Der wie ein Alp darniederhält die Geister?

Wann kommt der Friede, wo kein Schmerzensruf
Des Blutenden mehr ächzt vom Schlachtgefilde,
Noch Sterbende mehr stampft der Rosse Huf,
Noch Speere rasseln auf die Eisenschilde?

Wann kommt die Zeit, wo Feuerrohr und Schwert
Verschwinden werden aus der Menschheit Diensten?
Wo jedes Kriegsroß wird zum Ackerpferd?
Groß jeder Geist nur in den Friedenskünsten?" [1])

Weltverbesserungspläne sind von langer Hand, und das Zukunftsbild, das sich Christian Wagner hier vormalt, verlangt ein politisch umgestaltetes Europa; das Feld aber, auf welchem zum Segen seiner Mitmenschen jeder Einzelne

[1]) Neuer Glaube, Frage 69.

zu jeder Stunde Frucht anbauen könnte, ist das Privatleben. So stachelt denn unser Dichter an ungezählten Stellen die Gewissen auf, aus dem persönlichen Verkehr mit dem Nächsten die Laster der Habsucht, des Eigennutzes, des Geizes und des Neides zu bannen; seine Verse schelten und mahnen und bitten:

„Zähle nicht zu denen, die da sinnen,
Wie des Nächsten Güter zu gewinnen,
An sich bringen dessen Haus und Rinder
Und die beste Habe seiner Kinder!

Zähle nicht zu denen, die dem Armen
Nehmen selbst das Letzte ohn' Erbarmen;
Nehmen selbst den Bissen aus dem Munde,
Unbekümmert, ob er geht zu Grunde." [1])

Als einen Gegner des „tauben" Rechtes, das der Billigkeit und der Liebe nicht achtet, kennen wir Christian Wagner schon aus dem Gedichte vom „Leben und Sterben des frommen Weisen"; im gleichen Sinne, den Gedanken genauer formend, spricht eine prosaische Sonntagspredigt sich aus: „Nehme nichts ab denen, die weniger haben als du, auch wenn du selbst ein sogenanntes Recht hiezu hättest. — Und du, der du Aemter verwaltest und Pflichten zu haben vorgibst, höre meine Rede: Sehe wohl zu, daß deine sogenannten Pflichten nicht im Widerspruch stehen mit dem natürlichen Recht, mit der Billigkeit und mit der Liebe. — Auf daß du nicht dem kleinen Herrn dienest und den großen mißachtest." [2]) Unser Dichter steht hier auf dem Boden des reinen Christentums, das den Menschen warnt,

---

[1]) Ebenda, Frage 34.
[2]) Sonntagsgänge II, 38—39.

Schätze zu sammeln, welche die Motten und der Rost fressen, oder nach einem Besitze zu trachten, bei welchem die Seele Schaden nähme, und gleich den biblischen Lehrern ruft er uns zu: „Schüttelt ab von euch den Staub des Irdischen, vor allem die Gier nach Erwerb!“ [1]) Sein geklärter Geist durchschaut die Thorheit, den Unfrieden, den Fluch des Mammonsdienstes, und als so verkehrt wie verächtlich zeichnen die Hetzjagd nach Geld und Gütern die Verse:

„O laßt sie nur, die Erdenknechte, trachten
Nach Gold, nach Reichtum, nach den Erdenprachten,
Laßt sie zusammenhäufen, laßt sie scharren,
Belächelt sie als Thoren und als Narren!

Gönnt ihnen allen ihr verzweifelt Rennen,
Gönnt ihnen ihre Speicher, ihre Tennen,
Gönnt ihnen ihre Schlösser, ihre Tempel,
Sie tragen sämmtlich der Vernichtung Stempel.“ [2])

Die Hauptpredigt über das Thema Wohlthätigkeitspflicht findet sich im dritten Teil der „Sonntagsgänge“, in den „Balladen und Blumenliedern“. Sie dringt auf Milde gegen ringgeachtete Tiere, aber schon ihre Ueberschrift „Eigentum“ läßt merken, daß ihre Absicht eine allgemeinere ist, daß sie vom richtigen Gebrauch der Erdengüter überhaupt reden will, und noch deutlicher macht dies ihre fast wörtliche Wiederholung im „Neuen Glauben“, wo auf die Frage: „Wie stellt sich der Bekenner des Neuen Glaubens den Erdengütern und dem sogenannten Eigentum gegenüber?“ die Antwort erfolgt: „Es ist nicht alles ganz dein, was du dein nennest; es ist

[1]) Ebenda, S. 84.
[2]) Neuer Glaube, Frage 35.

eigentlich gar nichts dein als die Wertsachen in deiner Brust, in dem feuerfesten und diebessicheren Kassenschrank deiner Seele. Deine Gärten, deine Aecker und Wiesen hast du erkauft und bezahlt; aber was du nicht erkauft und bezahlt hast, das ist der Thau und der Regen, der deine Gewächse tränkt, das ist die Luft und der freudige Sonnenschein. Drum siehe: Nicht ganz dein ist deine Ernte. — Siehe, der Herr der Erde, der Luft, des Regens und Sonnenscheins hat dir mitunter arme Menschenkinder, auch Tiere, mitunter Schwachsinnige und Unmündige, auch Herbergslose — ich möchte sagen — ins Ausgeding gegeben mit der gewiß nicht zu schwer drückenden Bedingung, sie ein wenig zu dulden. — Ja, es sind geringe Ausdinger, die von deinen Feldfrüchten naschen, Feldhühner, Waldvögel und Tauben, ja noch geringere: Sperlinge und Mäuse, Maulwürfe und Maikäfer; — aber glaube ja nicht, daß dieselben ihrem Schöpfer auch so gering erscheinen als dir. — Du wütest mit Gift, mit Feuerrohr und Schlinge unter diesen letztgenannten kleinen naschenden Ausdingern. — Siehe wohl zu, daß dich dieselben nicht verklagen! — Hüte dich, daß dir dein Lehnsherr die verliehenen Nutznießungen nicht nehme — die Nutznießungen des Regens und Sonnenscheins, die Nutznießungen der fröhlichen Gesundheit und des Gedeihens! — Und siehe wohl zu, daß deine Religion nicht in deiner Zahlungsfähigkeit bestehe!“ [1]) — Der nämliche Prophetengeist, der hier so eindringlich ins Herz redet, entfaltet noch großartiger die Macht seines Wortes, die Macht seiner Bilder, die Strenge seines sittlichen

[1]) Neuer Glaube, Frage 35. Vergl. Sonntagsgänge III, 105.

Pathos in einer anderen Betrachtung, welche die Ueberschrift „die Abrechnung“ trägt. „Ich will dir sagen,“ heißt es in diesem Stück,[1]) „was da geschehen wird, wenn die Abrechnung kommt: du hast ein großes, unsagbar großes Erbteil zu fordern, und dessen Herausgabe wird dir gewiß nicht verweigert werden. Allein, ehe du erben kannst, müssen vorher deine Schulden bezahlt sein. Auch vielleicht noch Schulden deines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters, die auf deinem Anwesen haften. — Und es werden vorgeladen werden Alle, die etwas an dich zu fordern haben: von der Spinne an, die du einmal zertreten, und von der Maus an, die in deiner Falle Hungers gestorben ist, bis zur Drossel in deinem Käfig, die du zwar gepflegt, aber deßungeachtet um ihren Lebensfrühling gebracht hast. Von deiner Mutter an, der du durch Eigensinn eine gute Stunde verkümmert, bis zu deinem Kinde, dem du durch mürrisches Wesen eine Freude verdorben hast. — Doch wohl dir bei alledem, wenn nicht noch gewichtigere Gläubiger gegen dich auftreten! Das Erbteil ist groß und kann gar manchen Abzug ertragen. Doch wie? wenn du einer Wuchererzunft oder gar einer Mörderzunft angehörtest? Wenn du deinen Opfern ihr ganzes Leben vergüten mußt? Wehe dir! Das erfordert schon große Summen, und das Leid der Hinterbliebenen mußt du auch noch bezahlen. — Dann steigt die Summe des Abzugs ins Ungeheure, und sollte auch noch etwas für dich übrigbleiben, so ist's gewiß nicht viel. Und du gehest leer aus bei der Erbschaft des reichen Vaters, und

[1]) Balladen und Blumenlieder, S. 137—138.

was wird dein Loos sein? Eines Bettlers Loos! Und das Loos deiner Nachkommen? Ebenfalls das Loos der Bettler. Denn es wird wenig übrigbleiben von ihnen, und was überbleibt, wird in Schmach und in Armut enden. — Und die Maus, die einmal in deiner Falle Hungers gestorben ist, wird vielleicht einmal — natürlich in anderer Gestalt — deinen Nachkommen ein Almosen spenden und wird reicher sein, denn sie. — Aber was wird geschehen mit denen, deren Schulden das Erbteil übersteigen? weit übersteigen? Die bezahlt vorläufig der Fiskus, genannt Ewigkeit, und alle etwaigen Erbschaften des Glückes, wie sie beinahe sicher sind, werden nun von demselben vorweg genommen. — Und ein solches Geschlecht kann sich erst nach Ewigkeiten wieder emporarbeiten." — Ein Nachwort, „die Ernte des Glückes" betitelt, schließt an diese Weltgerichts-Phantasie sich an, noch einmal die Stimme der Warnung erhebend: „Hüte dich, daß du keinen Halm knickest, noch ausrausest auf dem ohnehin so dünn gesäeten und überdem noch von Unkraut überwucherten Freudenacker der Erde! Denn seine magere Ernte muß für so Viele reichen. Manche reißen einen großen Teil dieser Ernte an sich, aber das heißt das Glück aus der Ewigkeit heraufholen, das Erbteil, das nach langen Fristen und in kleinen Summen fällig war, auf einmal erpressen. ‚Da hast du es!' sagt ihr Vormund und wendet ihnen den Rücken."

Indem der Blick des Dichters durch das Leben schweift, kann ihm nicht entgehen, daß nicht Milde und Selbstlosigkeit, sondern Gewaltthätigkeit, Hartherzigkeit und Eigennutz die Oberhand behaupten und von jeher behauptet

haben, daß das Gute und Liebevolle zwar in Erscheinung tritt, aber doch nur gleich vereinzelten, aus schwarzer Himmelsöde aufleuchtenden Sternen. Diese Eindrücke lasten auf seiner friedfertigen Seele. Weil er aber das Gebot der Schonung alles Lebendigen als die heiligste Vorschrift des Handelns zu betrachten sich gewöhnt hat, ist ihm bei der Verletzung desselben auch der Gedanke der Strafe für verübten Frevel allgegenwärtig; das Gesetz der Rache ist ihm ein immanentes Weltgesetz, und der unersättlich fortzeugende, unheimlich wuchernde Fluch des Bösen eine mit ehernen Lettern geschriebene Wahrheit:

„Qual ist Zersetzung. Qual schafft wieder Qual,
Nicht einmal, zehnmal, sondern tausendmal,
Gleich Unkrautsaat, vom Wirbelwind bei Nacht
Umhergestreuet und vertausendfacht.“ [1])

Daß sich die Giltigkeit dieses Spruches immer und immer wieder in allen Gestaltungen des Lebens, im Kleinen wie im Großen erweise, führt uns Christian Wagner mit unermüdlichem Ernste vor Augen. Er greift auf den Gedanken des Stoffwechsels, der Neuballung der Atome zurück und erkennt in verachteten, verächtlicher Bestimmung dienenden Pflanzengebilden umgewandelte Leibesreste von Geizigen und Wucherern, die nun an sich selbst das grausame Loos, von nimmersatten Mäulern gierig aufgefressen zu werden, erleben. Davon weiß eine Betrachtung der „Sonntagsgänge“ [2]) zu sagen: „Es ist ein schlimmes, bedeutungsvolles Zeichen, o Mensch, daß deine Fährten mit Brennnesseln gezeichnet sind! Aus deinen Fußstapfen wachsen sie

[1]) Sonntagsgänge I, 122. [2]) Ebenda II, 67.

hervor, die häßlichen Flammenruten, untermengt mit dem ekeln Gezücht der Lamien und fallenstellenden Kletten. Sie umstehen deine Begräbnisstätten, deine Gnaden- wie deine Aborte. Mit Flammenruten sind eingerahmt deine Häuser wie deine Scheuern. Erfreue dich am Vorgeschmack der Hölle, du Unbarmherziger! Erfreue dich deiner künftigen Pöbelgesellschaft, du Hochmütiger! Erfreue dich der Erdengüter, die du den Armen aus dem Munde gezogen, du Geiziger und du Wucherer! — Kühe, Gaisen und Gänse werden deine Erben sein. O ihr Gaisen des Totengräbers! Wie viele Geschlechter sind schon durch eure Zähne gegangen, und dennoch habt ihr stets und immer wieder nur ‚Mehr!‘ gerufen. — Welche Ironie! — — Soeben treten sie an die Mauer, die zwei kleinen Mädchen des armen Taglöhners, große Zwilchhandschuhe und eine Sichel in ihren Händchen: welche und wessen Leiber waren es, mit deren Atomen sie ihren Gänsetrog füllen?“ — Ein andermal verweilt das Sinnen des Dichters bei den tausendfach quälenden und störenden Zufallstücken, denen das menschliche Wollen und Thun sich ausgesetzt sieht, bei den unzähligen kleinen Uebeln des Lebens, gegen die der Mensch fast noch wehrloser ist als gegen die großen. Vischers „Auch Einer“ gibt uns eine dichterisch-geistreiche, humoristisch-tiefsinnige Erklärung der ewig lauernden „Tücke des Objekts“, das in vielerlei Gestalt unablässig bemüht ist, den hochgestimmten Menschen, den Geistmenschen, den Idealisten an seine Abhängigkeit vom Grobirdischen zu erinnern und sein gutes Wollen zu durchkreuzen. Auch Christian Wagners Poesie weiß von diesen Spottgeistern, diesem „gespensterhaften Mückenschwarm“ und „Geisterpöbel“, aber die

Herkunft, die er ihnen gibt, schließt eine humoristische Auffassung aus: nicht das Neckende, sondern das finster Bösartige ihres Wirkens steht im Vordergrunde der Zeichnung; friedlose Abgesandte des Seelenreiches sind sie, und als Rachedämonen dienen sie der sittlichen Vergeltung. Grausamkeit und Aberglaube, Dämonenglaube, führt der Dichter aus, stehen darum in Zusammenhang, grausame Menschen haben triftige Ursache, sich zu fürchten: denn „mit jeder Leiblichkeit, die sie schonungslos vernichtet, haben sie einen Unhold mehr losgebunden, der ihnen Schritt für Schritt, in tausendfacher, täglich veränderter Gestalt auf der Ferse folgt und dessen Krallen sie schließlich unrettbar verfallen". Ueber Abstammung und Wirken des gespensterhaften Schwarmes aber verlautet des Näheren:

„Die Seelen sind es, die dereinst in Qual
Geschieden sind vom grünen Erdensaal,
Die mit Gewalt der Leiblichkeit entrissen
Und schmerzlich ihren Erdenleib vermissen.
Doch bis das Oel der Seele ausgebrannt,
Sind sie als Boten hin und her gesandt,
Allgegenwärtig mit Allwissenskunde,
Mit Elementen in geheimem Bunde,
Hier Menschenseelen flüchtig zugeseelt,
Mit Winden und mit Wogen dort vermählt,
Als hundertarm'ge Diener der Geschicke,
Voll Eigenrache und voll Eigentücke,
Doch Erdenaugen ewiglich verhehlt.

Wohl zeigt sich meist ihr Walten nur im Kleinen,
Dir deine Lieblingswünsche zu verneinen;
Du triffst so sicher, was du nicht gesollt,
Und selten das, was du mit Fleiß gewollt;
Zu hören glaubst du, ohne rückzublicken,
Gar oft das Spottgelächter hinterm Rücken.

Der Windstoß, der da auslöscht dir dein Licht,
Der Topf, der deiner Hand entglitscht und bricht,
Die tausendfachen Kleinigkeiten alle,
Und manche boshaft aufgelegte Falle,
In die der Mensch auf dieser Erdenwelt,
In seiner Blindheit tausendfältig fällt.
Im Frohgefühl des Glücks, in sel'gen Schauern,
Da sind es die, die tückisch dich belauern;
Ein unbedachtsam Wort, ein Windesweh'n,
Und alsobald ist's um dein Glück gescheh'n.
Auch schenkt der Herr, der Gott im Himmel droben,
Oft Tage ihnen, um sich auszutoben.
Den Wirbelwind, der brausend hergestürmt,
Zur Feuersbrunst den Funken aufgetürmt,
Die Brunst habt ihr selbsteigen nicht gemacht,
Doch hunderthändig schürend angefacht.
Doch neidisch sind sie allem edlen Streben,
Gehässig denen, die sich ihm ergeben,
Mit tausend Krallen halten sie ihn fest,
Bis aller Mut und alle Kraft ihn läßt.
Ein Schwarm sitzt ihm beständig auf dem Nacken,
Auf allen seinen Tritten ihn zu placken,
Bis überwunden schmählich und besiegt
Er auf der Wahlstatt seiner Träume liegt."[1])

Auch wo im Namen des Rechtes und von den legitimen Gewalten am menschlichen Leben gefrevelt wird, zaudert unser Dichter nicht, das Vergeltungsgesetz anzurufen. Wie es seiner Sinnesart entspricht, (mittelst einer Fabel[2]) es als klüglich zu empfehlen, daß man „unter die Gewaltigen und die Großen sich nicht menge", so gehört

---

[1]) Sonntagsgänge I, 122—124. Vgl. die Dichtung zu Frage 38 des Neuen Glaubens, woselbst die kleinsten Lebewesen, die Bazillen, als unsichtbare Rachegeisterchen betrachtet werden.

[2]) Balladen und Blumenlieder, S. 88 („Parabel vom Hirschkäfer").

seine natürliche Sympathie den Geringen, den am Tische des Lebens Zurückgesetzten, den Beraubten und Verstoßenen; er ist ein Volkskind, und er müßte kein Poet, müßte von der Romantik, die mit Byron und Lenau ausklang, unberührt geblieben sein, wenn er den fahrenden Leuten, den Zigeunern, nicht gelegentlich seine Teilnahme bezeigen und die grausame Justiz, die mit diesen Geächteten kurzen Prozeß zu machen pflegte, verdammen sollte. Ein Gedicht „Zigeunervermächtnis“ [1]) erzählt uns von zwei jungen Zigeunerinnen, die, ob der „Zauberei bösen Blickes“ von einer christlichen Obrigkeit eingefangen, den Tod am Galgen erleiden müssen. Die Rache und Vergeltung für diese mitleidlose Unthat erfolgt, indem die heidnischen Schönen auf ihrer Mutter Geheiß an dem zur Richtstätte führenden Feldweg Bilsenkraut- und Stechapfelsamen ausstreuen und diese fluchgedüngte Saat, rasch aufgegangen, Taumelwahn und Tod unter die Menge bringt. Der Bauer und Dichter zu Warmbronn hat sich nicht oft einem so grimmen Geist der Satire überlassen, wie es hier geschieht. Mit dem Hohne der Entrüstung parodirt er die Sprechweise der frommen Dummheit und heuchlerischen Brutalität, und so meisterlich knapp als markig zeichnet sein Griffel, wenn er den Stadtvogt, dem nach der Hinrichtung der Zigeunermädchen ein Frischbethörter, ein neuer Delinquent vorgeführt wird, die Frage stellen läßt:

„Was dünket euch, Herr Abt? Wir hängen ihn,
Es geht gerade so in einem hin;
Was wollen mit dem Narren wir uns plagen?“,

---

[1]) Ebenda S. 106—111.

dem aus dem Schlafe auffahrenden Abte aber die Antwort in den Mund gibt:

„Gott! Machen einem diese Heiden Müh'n! —
Hab' zu des Vogtes Urteil nichts zu sagen.“

Ist es hier eine bestimmte Kulturform, die mittelalterlich-pfäffisch-gläubige, welche die Menschlichkeit und das Mitleid strafwürdig verleugnet, so befleckt die Blutschuld kriegerischen Mordens nahezu jedes Jahrhundert. Von zahllosen Schlachtfeldern meldet die Völkergeschichte, und einen ins Ungeheure angewachsenen Frevel bedeuten sie begreiflicher Weise für den Warmbronner Dichter. Die Bilder der Rache, die er mit dieser Vorstellung verknüpft, nehmen denn auch den Charakter des Gigantischen, des Ungemessenen an. Elementare Katastrophen, entfesselte Wettermächte strafen, wie wir sahen, die Waldverwüstung, strafen, wie uns das eine leidenschaftliche Erregung atmende Gedicht „Rachenacht“ [1]) erzählt, die Tötung friedlicher Hirsche, indem sie durch Sturmrasen und zündende Blitze das Dorf verheeren, das den Schuldigen, den Jäger, verbirgt; Wettermächte, und zwar solche, welche den Zustand des ganzen Planeten verändern, rächen auch den durch Kriegführen verübten Massenmord. In einer „Wolkenherberge“, so lesen wir,[2]) sammeln sich die Seelen der Erschlagenen, und in dichtgedrängten Schaaren umstehen sie den Thron Odins, des Herbergsvaters; ihre Schatten versperren dem Lichte der Sonne den Weg, und der Erde bleibt der Frühling vorenthalten, bis die Mordschuld gesühnt ist. Klarer als in

[1]) Balladen und Blumenlieder, S. 126 ff.
[2]) Ebenda S. 14—15.

dieser durch heterogene Züge die Einheitlichkeit des Bildes störenden Dichtung tritt anderwärts der Gedanke hervor, daß der Erde zur Strafe für das Uebermaß ihrer gewaltsamen Unthaten eine schwere klimatische Schädigung, das Ueberhandnehmen des Winters und der Winterkälte, die Vereisung, bestimmt sei. Die Rachegeister verbreiten den Winter:

„Die Qual der Erde war's, die einst gebar
Den Winterkönig. — Lang allein sie war
Mit ihrem Sohne in den Säulenhallen,
Der alten Nordpolheimat blaukrystallen.
So manchmal kam zu dem geringen Troß
Ein Flüchtling her, bald Knecht und bald Genoß,
Im Waffenspiel bald den Palast durchschweifend,
Gelegentlich manchmal die Grenze streifend. —

Das war die Zeit, da noch ein Segensland
Die Erde war. Doch ach, der Segen schwand,
Als bei der Menschenherrschaft grausem Morden
Gen Norden zogen der Erschlag'nen Horden,
Zu nehmen dort den Flüchtlingsaufenthalt.
Wie ward zum erstenmal die Luft so kalt!
Ein blut'ges Geisterlicht am Horizonte
Als Nordlicht zeigte des Palastes Fronte,
Des Racheheeres ew'ge Eisbastei
Mit der Besatzung herb und stolz und frei.

Krieg war von jetzt an. — So wie Meergeflügel
Nach Süden hinzieht über Thal und Hügel,
So diese Racheschwärme unverwandt
Eroberten sich südgelegenes Land.
Stets immer neu verstärkten ihre Flüge
Von nah und ferne der Erschlag'nen Züge;
Erlosch'ne Racheluft ward mit Bedacht
Von neuen Schaaren wieder angefacht,
Die immer frisch des Feindes Macht vermehrten,
Alljährlich neuen Rachezug begehrten.

Und mit den Racheschaaren alsogleich
Stets dehnte weiter sich des Winters Reich;
Zurücke traten erst die Buchenwälder,
Zurücke traten die Getreidefelder,
Zurücke trat auf seiner jähen Flucht
Der Weinstock in die sturmgeschützte Bucht;
Zurücke vor dem Ansturm wich allmählich
Baum, Staude, Vogel, Säugetier unzählig. —

Wo war die Sonn' auf Erden, die noch Stand
Dem Feind gehalten hätte? Ach, sie schwand!
Die Sonne, die die Pole könnt' erwarmen,
Die Liebe schwand und mit ihr das Erbarmen.
Es war der Haß, dem einst zum Opfer fiel
Die große Flüchtlingsschaar im Polasyl;
Es war das Glauben und es war das Wähnen,
Dem meerflutartig flossen Blut und Thränen;
Es war die Selbstsucht, die das Wintereis,
Stets weiter dehnte auf dem Erdenkreis." [1])

Auch mit der Vernichtung eines Weltkörpers, mit dem Brande oder dem Zerschellen eines Planeten vollziehen sich in der Auffassung des Dichters große Sühneakte. Den Tod und die Zerstörung als die Strafe der Sünde sieht er „durch das ganze Gewoge fertiger und unfertiger, werdender und vergehender Welten, Planeten und Monde" schreiten, [2]) und wo irgend ein Schauplatz des Lebens Blutvergießen und Unbarmherzigkeit im Uebermaß gehäuft hat, führt ein gewaltsames kosmisches Ereignis sein jähes Ende herbei. Das Gesetz der Rache für Nichtschonung des Lebens gilt somit für die Gesammtheit der Weltkörper, und kosmische Gewalten werden seine Vollstrecker. Einem Weltgerichts-Gedanken dieser Art begegnen wir auch in Wilhelm

[1]) Vgl. „Balladen und Blumenlieder," S. 122 ff.

[2]) Sonntagsgänge I, 82—83.

Jordans Gedicht „Nova Aurigae“,[1]) und schon die Lehre des Buddhismus betrachtet als die letzte Ursache der Weltzerstörungen die jeweilig hochangewachsene Schuld der Lebewesen. Sehr anschaulich malt uns das Nahen eines solchen Gerichtes ein Abschnitt der „Neuen Dichtungen“ Christian Wagners, überschrieben „der Komet“.[2]) Wir glauben es der heutigen Himmelskunde, daß die Kometen von zu leichtem Kaliber, von zu dünner Stofflichkeit sind, als daß ihre Begegnung einem anderen Gestirn ernstlich schaden könnte, verargen es dem Dichter aber nicht, wenn er die ältere Vorstellung von ihrer Gefährlichkeit noch festhält. Und sehr hübsch ist es, daß er aus dem „Vagabunden“, als der uns ein den Sternenraum durchziehender Komet von der populären Astronomie gern geschildert wird, sogleich eine menschlich-konkrete Gestalt macht und den für dieselbe passenden Redeton in Bereitschaft hat. Ein wandernder Handwerksbursche und ein Handwerksmeister sprechen miteinander:

„Heda draußen! Wer ist's?“ — Ach, Herr Meister,
Nichts für ungut! Bin ein hergereister

Fremder Bursche. — „Welchen Zeichens?“ —
Feuerwerker. Bitte, reichen S'

Kleine Zehrung! — „Nichts da! Frommen
Soll dein Werk mir Bursche! Sei willkommen!

Arbeit hab' ich!“ — Welche? — „Feuerwerker!
Mach in Flammen aufgeh'n all die Kerker!“

---

[1]) Veröffentlicht in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 9. Juni 1894.

[2]) In der Abteilung „Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben“.

Also das Einleitungsgedicht. Denn nur ein Vorwort oder Vorspiel haben wir in diesen flüssigen und munteren, das rasche Wechselgespräch zweier derber Patrone auf das Trefflichste wiedergebenden Versen vor uns; der volle Ernst folgt in prosaischer Rede nach, und sehr deutlich wird hiebei, durch welche Arten von Versündigung ein Lebensschauplatz nach Christian Wagner sein Dasein verwirkt. Zu Oswald, dem Wanderer durch „ein Stück Ewigkeitsleben", spricht, an die letzten Worte des Gedichtes anknüpfend, nunmehr sein Begleiter: „‚Du sollst einige dieser Kerker sehen .... Wisse: wie es kranke Wesen gibt, gibt es auch kranke Welten, Planeten oder Monde, [bei] denen das In-Flammen-Aufgehen geradezu Wohlthat zu nennen ist. — Es sind solche, auf denen die Materie über den Geist, Gewalt über das Recht, Gemeinheit über das Edle und Häßlichkeit über das Schöne entscheidenden Sieg und dauernde Herrschaft davongetragen haben. — Komm mit, so will ich dir einige derselben zeigen!' — — Es war eine ausgedehnte Sumpflandschaft, wohin mich mein Begleiter führte. So weit das Auge reichte, war nichts als rauhes, binsenartiges Gewächs, Schilfe und Schachtelhalme. Aus den zahllosen Lachen von gelbem, schmutzigem Wasser tauchten empor ungeschlachte Köpfe geschildeter und geschuppter Ungetüme ähnlich den Alligatoren. — ‚Sieh da, die Herren dieser Welt! Nachdem sie ihre Mitgeschöpfe sammt und sonders verschlungen haben, sind sie allein noch übrig. Doch die Zeit ist nahe, daß sie in ihren Sümpfen gesotten werden. — Doch komm mit! Du sollst noch schlimmere Zustände sehen!' — — Weiter ging's auf eine andere Welt: ich erstaunte über die ungeheure Menge

kegelförmiger Hügel und das weite, ebene, schachbrettartig abgeteilte Land. ‚In diesen Bauen wohnt eine Art von riesigen Ameisen, die die ganze Oberfläche ihres Planeten einzig und allein für ihre Sonderzwecke eingerichtet haben. Wohl sind noch einige andere Geschöpfe da, aber ihr Loos ist ein sehr trauriges, da sie für ihre Herren schwere Frondienste thun müssen und zum schuldigen Dank von ihnen aufgezehrt werden, obschon sie unendlich mehr wert sind als ihre Bedrücker. — Aber die Zeit ist nicht ferne, wo der große Raub in den gefüllten Tennen in Rauch aufgehen wird.‘ — — Weiter ging's auf eine andere Welt, diesmal ähnlich der unsrigen. Ich verspürte Blutgeruch und Rauch des Feuers. ‚Sie werden wieder ein großes Morden untereinander gehabt haben und Freudenfeuer anzünden. — Es wird ein weit größeres Feuer werden, das der Komet dort, der Vagabund, mit seiner brennenden Lunte bei ihnen anzünden wird.“ [1]) —

Wenn der Menschenfreund, mag er nun die Bücher der Völkergeschichte durchblättern oder in der Vorstellung gegenwärtiger Zustände verweilen, allenthalben gewahren muß, daß Leben und Bedrängnis verflochten sind, so überkommt ihn, sofern er eine grübelnde Natur ist, auch einmal das Verlangen, die Endursache alles Uebels verstehen zu lernen. Aus solchem Nachsinnen wird ein Abschnitt der „Sonntagsgänge“ [2]) hervorgegangen sein, der uns von einem letzten großen Kampfe erzählt, einem Kampfe, der nicht mit der Vertagung, sondern mit der „vollständigen

---

[1]) Vgl. hiezu das trefflich schildernde Gedicht „Weltenbrand“ in „Oswald und Klara“.

[2]) I, 137—139.

Zermalmung des seither Bestandenen“ enden werde. Nicht die Bösen und die Guten sind es, die hier die Entscheidungsschlacht schlagen, sondern wider die Glücklichen streiten die Unglücklichen, wider die Starken die Schwachen, wider die Reichen die Armen, wider die Ueppigen die Verkümmerten, wider alle Bedränger alle Bedrängten. Die Verse, welche diese Prophezeiung begleiten, sind tiefsinnige, wenn auch für den Alltagsverstand vielleicht dunkle Sprüche. Denn indem sie gleich den Variationen eines Tonkünstlers über ein gegebenes Thema den in der prosaischen Einleitung ausgesprochenen Gedanken umspielen, reden sie von der ungleichen Verteilung der Lebensloose, welcher zufolge der Eine zum Glück, der Andere zum Unglück, der Eine zum Gedeihen, der Andere zum Nichtemporkommenkönnen geboren sei, und rühren an die „scheue“ Frage nach dem Ursprung dieses Unrechts und Weltübels. Sie finden das Urbild des die Menschen in zwei Schicksalsklassen trennenden Zwiespalts in dem uralten Gegensatze von Licht und Finsternis, von Tag und Nacht, und betrachten die eine Abteilung der Lebenden, die Glücklichen und Machtvollen, als Lichtsöhne, die andere, die der von Mißgeschick, Armut und Häßlichkeit Bedrückten, als die Geburt und Freundschaft der Nacht. Und die Nacht selbst, das ältere Kind der „Mutter auf dem Weltenthrone“, klagt, daß sie vom Tage, dem zweitgeborenen, um das Licht und die Macht betrogen worden sei, daß sie sammt den Ihrigen nicht besser sein könne, als sie erscheine:

„Er hat's gethan, er sagt: mit Recht,
Weil ich so häßlich und so schlecht;
Wohl bin ich schlecht, doch erst seit dann,
Da ich in Acht bin und im Bann.

Gehaßt bin ich ohn' Unterlaß,
Weil ich so häßlich und so blaß;
Wohl bin ich blaß, doch wär' ich mächtig,
Wie könnt' ich sein so farbenprächtig!"

Das heißt mit andern Worten: durch einen Welteinrichtungsvorgang und -Fehler, durch eine in den Ursprung der Dinge zurückreichende Beraubung ist die eine Abstammungsreihe der Lebendigen um Kraft und Glück gebracht worden, und Nachwirkung und Fortdauer dieser Unbilligkeit ist es, wenn denen „gegeben wird, die da haben". Indem aber die Verkümmerten und Bedrängten zu einem Verzweiflungskampfe sich zusammenraffen und dieser Kampf, wie der Dichter glaubt, mit der Niederlage der Gewaltigen enden wird, bricht jene unglückselige Ordnung, welche die Welt in zwei ungleichgeartete Hälften schied, zusammen.

Die „vollständige Zermalmung alles seither Bestandenen", von der wir hier gehört haben, klingt, zumal da zugleich von einem Kampfe zwischen Armen und Reichen, Bedrängten und Bedrängern die Rede ist, wie eine Empfehlung des „sozialen Umsturzes", des Schreckbildes unserer heutigen Zeiten. Die aus der Aufrollung der Lohnfrage entsprungenen Tageskämpfe sind es jedoch nicht, an denen das Sinnen des Dichters haftet, und wenn auch die soziale Bewegung der Gegenwart sein Herz auf Seite der Notleidenden und Unterdrückten finden muß, so meint er mit jener Vernichtung des Bestehenden doch nicht einen innerhalb des engen Rahmens unseres modernen Staatlebens sich vollziehenden Zusammenbruch; vielmehr spricht er von einer Umgestaltung des Weltganzen, von Kämpfen, die sich bis in den Streit von Weltprinzipien erstrecken und an

denen eine vorgestellte Geisterwelt teilnimmt. In Weltuntergangsphantasien ergeht er sich, Bilder einer die kosmische Ordnung der Welt auflösenden Zerstörung malt er sich aus, um für die hochangeschwollene Versündigung der Lebewesen den angemessenen Rachegedanken zu gewinnen, Götterdämmerungsbilder; wie denn schon jene Vereisung der Erde, von der wir vernommen haben, an den Fimbulwinter der nordischen Götterdämmerungssage erinnert. Wohl würde man irren, wenn man glauben wollte, in den Tiefen dieser sanftmütigen Seele schlummere ganz und gar nichts Revolutionäres. Wer, wie Christian Wagner, unsere Zivilisation eine „alte Tapete" nennt, hinter der sich im Laufe der Zeit unzählige Krankheitskeime angesammelt haben; wer den Wunsch ausspricht, daß die „Krankenstube, genannt Erde", einmal eine gründliche Desinfizirung erfahre,[1]) der denkt vom Werte unserer sozialen Einrichtungen gering genug, und vom Grimm der Ungeduld erfaßt wird ja zu Zeiten jeder die Wirklichkeit der Dinge an der Vernunft messende Idealist, jedes von der öffentlichen Frechheit des Schlechten gequälte sittliche Pathos. In der Antwort zu Frage 3 des „Neuen Glaubens" verlangt unser Dichter sogar ausdrücklich eine „vollständige Umwandlung der unglückseligen menschlichen Einrichtungen". Aber eben von einem „neuen Glauben" erwartet er die Schaffung besserer Zustände; er weiß wohl, daß kein einzelner Gewaltakt die Leiden und Uebel, um deren willen ihm die Seele bekümmert ist, auszutilgen vermöchte, und nicht in irgend

---

[1]) Vgl. Neue Dichtungen, Oswald und Klara, Abschnitt: „Erinnerungen hinter der Erinnerung".

einer Regierungsumwälzung, sondern in der Ausbreitung der ethischen Gesinnung und der Liebe sucht er die Heilung. Die Allerhalterin, die Allversöhnerin ist ihm die Liebe:

„Qual ist Zersetzung, und der Haß, der trennt;
Wär' nicht der Liebe bindend Element
So allgewaltig, längst wär' alle Welt,
Von Qual zerfressen und zu Stein vergällt." [1])

In dieser Richtung also schweifen seine Zukunftshoffnungen. Der schöpferische Frühling ist ihm ein Bürge der immer aufs Neue der Zerstörung des Lebens entgegenwirkenden Liebeskraft der Natur [2]), und daß sich dieser Liebeskraft als seines höchsten Vermögens einst auch das Menschengeschlecht unwandelbar bewußt werde, wagt er zu glauben. So rückt er an die Stelle seiner eigenen von der Vereisung oder dem Brande oder der Zerstückelung sündiger Welten redenden Gemälde ein fröhliches Schlußbild. Er träumt von der Aufrichtung eines Friedensreiches auf Erden und singt von seinem Kommen in der feierlich-schlichten Weise eines Kirchenchorales:

„Es wird dereinst auf Erden,
Noch sein ein Ruhen:
Bei vollen Truhen
Sie schlafen werden.

Es wird dereinst auf Erden,
Noch sein Genügen:
In vollen Zügen
Sie trinken werden.

---

[1]) Sonntagsgänge I, 122.

[2]) Vgl. das Gedicht der „Balladen und Blumenlieder" S. 15—16.

Es wird dereinst auf Erden
Noch sein Gewähren:
In Königsehren
Sie thronen werden.

Es wird dereinst auf Erden
Nicht sein mehr Hoffen;
Den Himmel offen
Sie schauen werden." [1])

Daß die Natur, die elementare, mit im Friedensbund sein werde, daß sie sich mitfreue, wenn einmal nicht mehr Qual, nicht mehr Krieg und Blutvergießen sei, ist ein mit Christian Wagners Weltanschauung ganz und gar verwobener Phantasieglaube. Die Elemente, meint er, „die alten kampferprobten Knappen der Mutter Erde", werden den friedliebenden nachgeborenen Söhnen der Schöpfung nicht mehr feindlich gegenüberstehen, „wie den Blutmenschen, Heuchlern und Wucherern unserer Tage". Sie werden sorgsam bedacht sein, ihnen kein Leid widerfahren zu lassen. „Denn nur für Erdverwüster ist er da, der rächende Blitz, nicht für den Träger des Segens. Für Tyrannen nur, um sie zu schrecken, der Donner, nicht um zu bedrohen die Kinder des Erbarmens. Um Qual hinwegzufegen der Sturm, nicht um zu zerstören die Wohnungen der Gerechten. Und die Schlossen, die klirrenden Schlagwörter der Verwünschung, meinen sie auch nicht. Auch nicht das Erdbeben, das krampfhafte Schluchzen der Muttererde, das sie zeitweise befällt beim Anschauen des Jammers und des Elends ihrer Kinder." [2])

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 68.
[2]) Vgl. ebenda, Frage 69.

An die moderne, physikalisch-exakte Betrachtung der Naturkräfte gewöhnt, mag man eine solche Anschauungsweise phantastisch finden; wer aber mit Christian Wagner gestimmt ist, die Natur zu personifiziren, die Erde als Mutter, als beseeltes, empfindendes Wesen zu nehmen, versteht sie. Und wenn die Naturgesetze, wie uns eine nüchterne Erkenntnis lehrt, ehern und unerbittlich sind, so ist doch auch so viel gewiß, daß die Natur uns an hundert Ecken und Enden eine liebevoll wohlthätige Hand entgegenstreckt, wir Menschen aber, befangen in Trägheit und im Irrwahn gesellschaftlicher, religiöser und politischer Satzungen, sie zurückstoßen. Ein Stück jenes Friedensreiches also vermöchten wir sicherlich aufzurichten, sobald wir nur wollten, und nichts brauchte es dazu, als daß wir den Kräften der Liebe, die aus dem Herzen quellen, und dem denkenden Geiste freien Raum geben. Die „Heuchler unserer Tage," meint Christian Wagner mit einem verständlichen Seitenblick auf die pfäffisch Gesinnten, werden es nicht gründen; vielleicht aber „Ungläubige und Gottlose", oder, wie er sie lieber und richtiger nennt, „die Heiligen und Erwählten des Zukunftsglaubens." [1]) Und warum sollte auch das Hoffen auf eine langsame Vervollkommnung des Menschengeschlechtes eine Thorheit sein? Wir übersehen bis heute erst eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne, zu kurz, um auf Grund irgend eines völkerpsychologischen Ergebnisses an der Möglichkeit künftiger besserer Tage, am moralischen Fortschritt der menschlichen Gattung zu verzweifeln, und daß die Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit das Ideal der

---

[1]) Ebenda, Frage 68.

kulturgeschichtlichen Entwicklung ist, will doch Niemand leugnen. Zum Führer- und Trösteramt der Dichter aber gehört es, uns in ihren Fernspiegeln eine schönere Zukunft zu zeigen.

Im zweiten Teile der „Sonntagsgänge“ findet sich ein Gedicht, das die Aufschrift „Oswalds Vermächtnis“ hat. Es zählt zu den Edelsteinen deutscher Poesie und gibt den Gipfelpunkt der Wagnerschen Lyrik ab, soweit diese eine ethische Richtung nimmt. Daß paradiesischer Freuden schon heute teilhaftig wird, wer so lebt, als wäre er ein Bürger jenes Friedensreiches, will es verbürgen. Eine flutende Melodie ist dieses Gedicht, und von hohem Frohlocken, von Jubellaut ist es geschwellt, als wäre es selig in sich selbst ob der Glücksbotschaft, die seine Lehre ist, ob der lauteren Weisheit, die es ausspricht, ob der Siegesgewißheit seines Schöpfers. Der Text aber ist folgender:

„Wohl genug ist's, daß die Menschheit grausend
Marterwege wandelte Jahrtausend',
Zeit nun ist's, daß sie, befreit von Sorgen,
Jetztund feire Auferstehungsmorgen.

Zeit ist's, daß das Nachtgestirn verglühe,
Lerchen schmettern in der Morgenfrühe
Und der junge Tag mit freud'gen Schlägen
Eilt der Sonne und dem Glanz entgegen.

So auch du, mein Sohn: nicht gilt's zu liegen,
Mach dich auf, den Weltkreis zu besiegen,
Von des Geistes freud'gem Flügelschlagen
Mehr und mehr zum Licht emporgetragen.

Daß im Fluge du nicht mögst ermatten,
Magst du kreisen ob der Schönheit Matten;
Niederschwebend von dem Flug nach Osten
Jede Freude, die dir rein ist, kosten.

Dein ist Alles, all und jede Wonne,
Wenn sie aufgeht dir als eigne Sonne;
Jeder Tag, vom Licht emporgetragen,
Wenn er aufgeht dir als eignes Tagen.

Dein ist Alles, all der Blumen Glühen,
Wenn hervor sie aus dir selber blühen;
All die Rosenknospen auf der Erden,
Wenn sie Rosen in dir selber werden.

Dein ist Alles, all der Lieder Singen,
Wenn heraus sie aus dir selber klingen;
Jeder Schlag der sel'gen Philomele,
Wenn er hallt aus deiner eig'nen Seele.

Dein ist Alles, was in Thal und Hügeln
Lichtvoll sich in dir kann widerspiegeln;
Dein die Himmel selbst und selbst die Sterne,
Wenn du Glanz hast für den Glanz der Ferne.

Bist du adlergleich heraufgekommen,
Alles Schöne in dich aufgenommen,
Göttertrank gekostet so im Fluge
Auf dem Sieges- und Eroberungszuge,

Liegt das Vorurteil, das Wahnbefangen
Zu den Füßen dir als kriegsgefangen,
Stehst du fast als wie ein Weltenmeister,
In der Hand den Feldherrnstab der Geister.“ [1])

Als eine Zusammenfassung seiner besten Erkenntnis darf Chr. Wagner dieses Gedicht, diesen Triumphgesang betrachten, dessen Lehrgehalt, in prosaische Rede umgewandelt, etwa lauten möchte: In euren Willen ist die Fülle des Glückes gegeben! Macht eure Seelen fähig und bereit zur Empfängnis von Freude, Liebe und Schönheit, und ihr

[1]) Sonntagsgänge II, 82—83. Vgl. die Fassung im „Neuen Glauben“ S. 63—64.

werdet sie empfangen! Reißt aus euren Herzen das verhärtende Gewächs der Selbstsucht, und ihr werdet den Pulsschlag seligen Lebens spüren! Thut von euch ab die Schmutzkruste des Niedrigen und Alltäglichen und zerbrecht die Ketten gedankenloser Gewöhnung; so werdet ihr in unerschöpflichem Genießen der Unendlichkeit des Geistes und seiner Freiheit froh werden!

Es ist ein Eudämonismus, eine Glückseligkeitslehre, auf welche Christian Wagners Moralvorschriften abzielen. „Selbsteigene Vervollkommnung des Menschen" nennt sein „Neuer Glaube" als „erstes Hauptstück". Nicht ohne Erfüllung von Pflichten wird sie erreicht: „Unkäuflichkeit der Gesinnung, Unbezwingbarkeit der Ueberzeugung und des Wahrheitssinnes, gründlicher Haß gegen alles Gemeine" heißen die ersten Erfordernisse.[1]) Aber nicht harte Buße und finstere Entsagung sollen die Weggeleiter des nach Vervollkommnung Strebenden sein; „Stärkungen" vielmehr, Erquickungen und Tröstungen, erwarten ihn. Seinem persönlichen Bedürfen gemäß nennt der Dichter als solche Stärkungen: „schöne Naturumgebung, Kunst und Poesie, Wein und Liebe"; besser aber nennt er sie mit einem allgemeinen Namen „Freuden"[2]), und am besten würde er an dieser Stelle, an der er uns eine umfassende Formel schuldig ist, Freude, Liebe und Schönheit in Einem Atem anführen. Denn als mächtigste Freudebringerinnen kennt und rühmt er ja aus seines Herzens Meinung die Liebe und die Schönheit, und in einem Freudekult, einem Kultus der Liebe und einem Schönheitskult gipfelt

[1]) Vgl. Neuer Glaube, Fragen 5 und 6.
[2]) Vgl. ebenda, Fragen 9 und 10.

recht eigentlich seine Lebensweisheit, seine praktische Religiösität und seine Morallehre. Die Güter des Lebens, welche die Natur allenthalben und für Alle ausgestreut hat, mit offenen Sinnen zu genießen, werden wir aufgefordert. Daß es sich um gemeine oder niedere Freuden handle, ist durch den Gesammtcharakter der Lehre, ist durch die Denkrichtung des Dichters, der alles Sinnliche vergeistigen, mit Geist durchdringen will, ausgeschlossen; das Genießen von Freude, Liebe und Schönheit ist ihm ein Vervollkommnungsmittel des Menschen, und diese Vervollkommnung soll die Seelenkräfte des Menschen zur denkbar höchsten Entwicklung bringen, der Bekenner des „Neuen Glaubens“ soll zu einer „Selbstverjüngung“ gelangen, bei der er die „Terrassen“ des Wissens und der Geistesmacht ersteigt, ja für den Zustand eines mystischen Erweckt- und Berufenwerdens sich reif macht.[1]) Aber allerdings wird das Freudegenießen nicht nur als ein solches Mittel, sondern auch als Lebenszweck, als natürliche Bestimmung, deren der Mensch sich bewußt werden soll, aufgefaßt, und soweit die Sinne sich daran beteiligen, wird ihnen volles Recht zugestanden. Unser Dichter ist ein gründlicher Optimist, dem Lichten und Sonnigen, dem Beglückenden und Gesunden ist sein Auge zugekehrt; daß Freude, Liebe und Schönheit auf Erden sei, gilt ihm als gottgewollte und ursprüngliche Naturordnung, daß jeder Einzelne diese Güter sich aneigne und ihrer froh werde, als natürlicher, wohlbegründeter Anspruch, den nur Thorheit und Unbilligkeit verkümmern mache. Die Schwere des Lebens mit ihrem Ringen um moralische

[1]) Vgl. ebenda die Fragen 64—67.

Charakterbildung, mit ihren Konflikten zwischen Pflicht und Neigung scheint abseits von dieser Gedankenwelt zu liegen, und ein Moralist aus rigoroser oder asketischer Schule könnte Chr. Wagners „Freudenglauben" und Freudenlehre als Hedonik schelten. Man muß aber die enthusiastische, dionysische Geistesstimmung, mittelst deren dieser Freudenglaube sich vom Erdboden aufschwingt und das Materielle in eine ideale Sphäre hinaufzieht, mitempfinden, wenn man dem Dichter gerecht werden will. Ich will nicht sagen, daß ihm dieser Flug immer gelingt; aber er ist sein Wunsch und Wille. Eine völlig andere Lebenserfassung, als sie Schiller in seinem Gedichte „Das Reich der Schatten" zum Gesetz macht, geht durch Chr. Wagners Dichtung; nicht die Strenge des Kantschen Pflichtbegriffes gilt in dieser, und der harte, doktrinär verhärtete Dualismus, welchem zufolge dem Menschen nur die „bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden" bleiben soll, ist ihr fremd. Im „Reich der Schatten" stehen die seligen, die leichtlebigen Götter den Menschen als bevorzugte, als mit Einheitlichkeit des sinnlich-geistigen Seins und Bedürfens begnadete Wesen gegenüber; bei Chr. Wagner eignet gerade dem seine sinnlich-geistige Natur auslebenden Menschen ein Göttlichkeitsgefühl, und als der normale Daseinszustand erscheint, was Schillers Verse nur mittelst des ästhetischen Verhaltens zu den Dingen verbürgt sehen:

„Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut frohem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe
Und verschwunden ist der Feind."

Man könnte einwerfen, daß die Wirklichkeit des Lebens jene Idylle nicht sei, als welche sie unser Dichter sich träumt, könnte vor der Hingabe an einen solchen Traum warnen wollen, weil sie zum Handeln auf dem Wirklichkeitsschauplatz untüchtig mache. Was der Bekenner des „Neuen Glaubens“ darauf zu erwidern wüßte, würde wohl darauf hinausgehen, daß es die „unglückseligen menschlichen Einrichtungen“ seien, welche den Widerspruch zwischen „Ideal und Leben“ hervorgerufen oder gesteigert haben, und daß man an der Beseitigung dieses Uebels arbeiten müsse. Und hierin hätte er zu einem großen Stücke Recht. Einer Ergänzung aber bedarf Chr. Wagners „Freudenglaube“ allerdings, und sie fehlt ihm auch nicht. Denn als das „zweite Hauptstück“ seines Katechismus kennen wir ja die Lehre von der Achtung und Schonung alles Lebendigen, von der Achtung und Schonung fremden Rechtes. Die „selbsteigene Vervollkommnung“ auf dem Wege des Genießens von Freude, Liebe und Schönheit könnte in eine verfeinerte Selbstliebe entarten, wenn ihr nicht die warme und thätige Fürsorge für das Wohl Aller als gleichheilige Pflicht zur Seite stünde. Das Recht des Genießens findet sein Gegengewicht in der altruistischen Moral, in der Mitleids- und Liebesmoral Chr. Wagners. Und weil die Verwirklichung der Grundsätze dieser altruistischen Moral noch allenthalben unfertig ist, so können es nicht Träumer sein, zu denen der „Neue Glaube“ seine Bekenner erziehen möchte; vielmehr braucht und verlangt er ein kampftüchtiges wehrhaftes Geschlecht:

„Kampftüchtig sei das künftige Geschlecht,
Wehrhaftig sei es für das Weltgefecht!

Front mach' es rechts und Front nach links, nach vorn,
Nicht werfe es die Waffe in das Korn!
Straff, jeder Nerv gespannt zum Widerstand,
Zum Aeußersten entschlossen, fest die Hand,
Für hohe Ziele Ungeheures wagend,
Mißliebige Sterne selbst herunterschlagend!"[1])

Sehen wir nun zu, wie sich diese Glückseligkeitslehre im Besonderen und Einzelnen mit dem Leben abfindet, wie sich dieser Freude- und Schönheitsglaube in Chr. Wagners dichterischen Erzeugnissen niederschlägt! Die Einleitung zum dritten Teil der „Sonntagsgänge", zu den „Balladen und Blumenliedern", mag uns den nächsten Aufschluß geben; augenscheinlich entstammt sie einer enthusiastischen, das Wort beflügelnden, den Ausdruck mit Geist, mit dem eigenartigen Geiste der Wagnerschen Dichtung sättigenden Stunde. Ein paar Verszeilen stehen an ihrer Spitze:

„Laß mich dir die Zukunftstempel zeigen,
Wo der Menschheit nachgeborne Söhne
Williglich und selig sich verneigen
Vor dem Zukunftsgott in seiner Schöne.!"

Und nun fährt der Dichter fort, wechselnd zwischen prosaischer und gebundener Rede: „O nicht auf dem Marterwege, nein, auf dem Freudenwege durch selbstgeschaffene blumige Gärten voll Rosen und Nachtigallenlauben werden sie hingelangen auf diese Höhe, die Heiligen der jüngsten Tage. Auch nicht abwärts durch finstere Thorwege, was sie auch sagen mögen, die Anhänger veralteter Lehren. — Aber wo sie hernehmen, diese Freuden auf dem so dünn gesäeten und überdem noch von Unkraut überzogenen

[1]) Vgl. ebenda Frage 56.

Freudenacker der Erde? Wie sie schaffen, diese Gärten voll Rosen und Nachtigallenlauben auf der werktäglichen öden Haide der Seele? Ach freilich: Nicht dünn würden sie stehen, diese Freuden, wenn der Mensch sie besser sehen könnte. Wenn sein Auge nicht blind, seine Sinne nicht abgestumpft wären, um das ungezählte Schöne um ihn her wahrzunehmen. Er selbst nicht entsetzlich greisenhaft nüchtern, um jedem Schönheitsgebilde nicht den freudigen Huldigungsgruß entgegenbringen zu können:

Sei gegrüßet jedes Schönheitsbild,
Das entgegentritt mir im Gefild,
Denn es schafft in meinem Innern Einung,
Wandelt die Gedanken, oft so wild,
In verklärte Schwestern himmlischmild;
Drum ist ewig meines Herzens Meinung:
Sei willkommen jede Lichterscheinung!

Und der Gedanke ließ mir nicht Ruhe noch Schlaf, ob ich nicht oder ein Anderer, gleichviel welcher, es nicht vermöchte, ein Wegbereiter zu sein für den heiligen Geist der Schönheit in mir und außer mir und die Brüder heranzuziehen zu seinem freudigen Dienste. Und ob ich nicht oder ein Anderer, gleichviel welcher[1]), es nicht vermöchte, mehr Helle zu verbreiten auf dieser Erde und die Brüder mit hinaufzuheben auf ungeahnte lichterfüllte Höhen. Und zuzubereiten ihr Inneres zu einer unvergleichlich seligen Heimstätte, auf daß ein Jeglicher fähig würde zu genießen unsagbare Wonne aus sich selbst und vorüberzurollen

[1]) Durch ein sprachliches Versehen des Dichters steht in seinem Text zweimal „gleichviel ob welcher“. Ich glaubte dies berichtigen zu dürfen, wie ich auch seine Interpunktionsfehler nicht wiederhole.

Schönheitsgebilde um Schönheitsgebilde wie neue Welten aus der Freudenhalle seiner eigenen Seele:

„Jenem Königsschlosse, jenem reichen,
Mög' die Heimstatt deiner Seele gleichen,
Wo ob edlen, stolzen Marmorhallen
Eine Kuppel aufstrebt, die krystallen;

Wo herein die goldne Sonnenhelle
Durch die Wölbung fällt in die Kapelle
Und das Heiligtum des Innern lichtet,
Wo ein Schönheitsbildnis aufgerichtet;

Wo sie prangen ringsum an den Wänden,
Des Erbarmens liebliche Legenden;
Wandgemälde dir in allen Sälen
Deines Glaubens Heldentum erzählen;

Wo ringsum auf ungezählten Schalen
Gold'ne Früchte dir entgegenstrahlen,
Ringsumher auf diesen Marmortischen
Freudenkelche steh'n, dich zu erfrischen;

Wo herauf aus deinen Schattengängen
Ewigkeiten mit den Wunderklängen
Nächteüber mit dir Antwort tauschen,
Fremder Zonen Düfte dich berauschen.

Hergeschwärmt so, wie das Volk der Bienen,
Alle Wonnen kommen dir zu dienen;
Aufgeschürzet deine Freuden alle
Dich umsteh'n in deiner Königshalle."

Ein prachtvolles Gedicht und ein prachtvoller Schlußvers! Das Ganze aber ein reicher Teppich, auf welchem in Gold- und Silberschrift eingestickt steht die Lehre: Der Schönheit voll ist diese Erde, und mit Freuden ohne Zahl würde sie dich, du Mensch, überschütten, wenn du deine

Augen dem Schönen, dem Licht öffnen wolltest, wenn du dein eigenes Inneres zu einer Heimstätte des Schönen und seines Friedens machen wolltest! Ein ähnlicher Gedanke also, wie er uns in „Oswalds Vermächtnis" begegnet ist, hier aber zu neuen und glänzenden Bildern aufgerollt und verknüpft mit dem Gelöbnis, daß der Dichter seinen Brüdern „ein Wegbereiter" sein wolle, verknüpft auch mit der Rüge des herkömmlichen Mißbrauchs des Lebens. Im „Neuen Glauben"[1]) wiederholt Chr. Wagner die ersten 5 Verse dieses Gedichts und stellt, damit noch verständlicher werde, wie nach seiner Meinung jene „Heimstätte" der Seele beschaffen sein soll, ihren Gegensatz daneben. Als ein trefflicher Warner verlangt er:

„Nicht des Wuch'rers Steinhaus mög' sie gleichen,
Wo, wenn Stürme ächzend niederstreichen,
Durch die Fensterhöhlen, leer, zerrissen,
Als ein Zugwind geht ein bös Gewissen.

Nicht der Metzig voll von Blutgerinnsel,
Jähem Aufschrei, leisem Sterbgewinsel,
Bang durchschauert in der Mittnacht Weile
Von der Schlächterhunde Wutgeheule.

Nicht dem Stall von Ochsen und von Schafen,
Noch der Kammer, wo die Knechte schlafen,
Wo den Ausblick in das freie Leben
Dicht verhängen staub'ge Spinneweben." —

Wir erinnern uns des Wagnerschen Gedichtes „Blühender Kirschbaum", das in der anmutigsten Weise die Verschwendung seliger Lust schildert.[2]) Es gibt das Bild eines

[1]) Vgl. die Fragen 42 und 43.
[2]) Vgl. oben S. 37.

Allen geöffneten, Allen gegönnten Freudenheims. Wenn aber in solcher Weise die Natur, wie Chr. Wagner meint, sich darauf eingerichtet hat, Freuden ohne Zahl und Maß auf Erden aufsprießen zu lassen, so folgt nicht, daß der Mensch, der Einzelne, ihrer ohne Maß und unersättlich begehre. Beides ist die Mahnung des Dichters: zu genießen, was sich an Gütern des Glückes bietet, das Schöne aufzusuchen und es sich anzueignen zu innerer Erquickung, aber auch sich genügen zu lassen am Erreichbaren und durch die Gunst des Augenblicks Erreichten. Das Leben ist kurz, alles Lebendige ist „nur ein vorüberhastendes Meteor“, führt ein Abschnitt der „Sonntagsgänge“ aus:[1] „Darum also, du Thörichter, hasche mit raschem Griffe nach den Glücksmomenten des Lebens, den Glücksmomenten des Kusses und der Umarmung! Denn es wird kommen hernach eine lange, gar lange Nacht.“ „Selige Landung“ sollen wir suchen:

„Anschwimmen aus des Lebens düstrem Nord
Den Nachen laß an jeden Blumenbord!

Antreiben auf des Lebens irrer Flucht
Den Nachen laß an jede Freudenbucht!

Anlanden auf des Lebens Wogenpfad
Den Nachen laß an jedem Lichtgestad!“

Auch schmücken soll der Mensch sein Leben, soweit er es vermag, umgeben soll er sich mit dem Schönen, auf daß ihm inmitten des alltäglichen Treibens die Erhebung nicht fehle:

---

[1]) III, 89—90.

„Baue deine Wohnung, daß du schauest
Bei dem Sonnenaufgang übers Meer,
Daß dir werde deine Seele hehr,
Du an seiner Hoheit dich erbauest!

Baue deine Wohnung, daß du blickest
Bei der Sonne Niedergang aufs Land,
Daß du an dem blumigen Gewand
Seiner holden Schönheit dich erquickest!

Daß dir Stärkung werde in der Frühe
Und Erhebung bei dem Wellenschlag;
Daß beim Schauen auf den Blumenhag
Du vergessest deine Tagesmühe!“ [1])

Wenn aber Freude zum Leben vonnöten ist, wenn sie dem Dichter wie das tägliche Brod erscheint, das man nicht missen kann, so soll doch bescheidener Sinn bei kleiner Gewährung sich zufrieden geben. Die Bitte, die der Bekenner des „Neuen Glaubens“ an die Gottheit richtet, wagt denn auch nur das Unentbehrlichste zu verlangen:

„Einen Bissen täglich zur Erhaltung
Meines Lebens gib mir, Weltverwaltung!

Einen Tropfen täglich zur Erquickung
Meiner Seele gib mir, güt'ge Schickung!

Einen Tropfen täglich mir zur Stillung
Meines Durstes, eine Wunscherfüllung!

Einen Bissen täglich zur Ernährung
Meiner Seele, eine Wunschgewährung —
Sonst erlieg' ich kläglich an Entbehrung!“ [2])

---

[1]) Vgl. Neuer Glaube, Frage 9.
[2]) Vgl. ebenda, Frage 13.

Eine weise Mahnung der „Sonntagsgänge"[1]) wendet sich insbesondere gegen Ungenügsamkeit und unzeitige Ansprüche. „O du thörichter Mensch", heißt es hier, „der du alle deine Freuden gleichzeitig um dich versammeln willst, wie eine Henne ihre Küchlein gleichzeitig unter ihre Flügel versammelt! — Sage doch selbst: kannst du Hyazinthen, Rosen und Astern zusammen in einen Strauß vereinen? Unabwendbar und mit eh'rner Genauigkeit tritt jedes Wesen zur bestimmten Stunde in seine Reihe und seine Wirksamkeit, und tritt aus, wenn seine Zeit gekommen ist, wieder auszutreten. Begnüge dich auch an wenigen Sternen und Lebensblumen! Es könnten ja Wolken den Himmel verfinstern, es könnte ja Winter sein!" Die vorausgehenden zwei Gedichte, „Der Sterndeuter" überschrieben, geben diesen Gedanken in Bildern. Der Herzog steht auf der Altane und befragt den Sterndeuter, ob kein Sternbild ihm den Ehesegen einer Kinderschaar anzeige. Die Antwort lautet, daß, wenn dieses ersehnte Sternbild im Osten erscheinen werde, ein Sternenpaar im Westen aus des Himmels Thür tretend scheide, und dieses Scheiden bedeute für den Herzog den Tod seiner Eltern. Und wieder steht der Herzog auf der Altane neben dem Sterndeuter und fragt ihn, wann der Stern seines Ruhmes aufsteige. Der Sterndeuter gibt ihm die schmerzliche Belehrung, daß der Stern seines Ruhmes jetzt zu prächtigem Aufsteigen komme; auf der andern Himmelsseite dagegen neige sich schon zum Untergang der Liebesstern des Herzogs, der nahe Tod seiner Gemahlin sei angezeigt:

---

[1]) III, 118.

„Ja schmerzhaft ist's: Nicht geh'n zu gleicher Zeit
All unsre Sterne auf in Herrlichkeit.
Es ist des Himmels wie des Schicksals Lauf:
Ein Stern geht unter und der andre auf."

Eine dem „Neuen Glauben" [1]) einverleibte Betrachtung erinnert an den zeitlichen Wechsel von Glück und Unglück, der eine Regel sei: „Wisse, o Mensch, daß es nach Hochfluten stets auch wieder Ebben des Glücks gibt." Hiebei wird eine Art von Anweisung gegeben, in Besitz von Glück zu gelangen oder sich im Besitz von Glück zu behaupten. Sie ist nicht so ungegründet, als es vielleicht Manchem scheinen möchte. Man solle, heißt es, an seine Anwartschaft auf Glück glauben, solle sich ihrer würdig machen und sie nicht verscherzen. Es sei „in der Lösung der Dinge immer viel gelöstes Glück vorhanden", aber dieses setze sich nur an schon gebildete Glückskrystalle an, es schlage sich nur bei dem nieder, der für das Glück Anziehungskraft besitze, und wer in sich einen Kern für das Glück habe, dem werde es kaum ausbleiben. Verwässert aber werde ein solcher Glückskern durch Wohlleben, und zersetzt werde er in der scharfen Lauge der Armut. Diese Ausdrücke haben, da sie das Glück gewissermaßen als etwas Stoffliches und Freischwebendes nehmen, einiges Befremdliche; aber der Gedanke, dem sie dienen, deckt sich mit volkstümlichen Erfahrungen oder Vorstellungen. Man weiß ja doch von Glückskindern und Unglückskindern, von Glückspilz und Pechvogel, vom guten Jungen „Unstern"; ein Sprichwort sagt: „Unglück kommt selten allein", und auch an die biblische Rede „Wer da hat, dem wird gegeben" ließe sich

[1]) Frage 49.

wiederum erinnern. Auf alle Fälle liegt eine sittliche Wahrheit in den Schlußzeilen der Betrachtung:

„Wer nicht das Schicksal kennt, der lern' es kennen:
Dem, der sich selbst nichts gönnt, wird's auch nichts gönnen." [1])

Eine andere, kaum weniger brauchbare „Warnung" bekräftigen die „Weihegeschenke" [2]) durch ein dem Leben des Landwirts entnommenes originelles Bild: gleichwie der Wächter des Viehs, der dem Troge sich naht und, von den gierigen Mäulern gedrängt, das Futter nicht ablegen kann, es fürs Erste zurücknimmt, so droht ein in naher Aussicht stehendes Glück „zurückzugehen", wenn man mit gieriger Hast nach ihm greift.

Herber als in diesen Aeußerungen spricht sich die Lebensweisheit des Poeten gegen die Ewigunzufriedenen aus in dem gnomischen Gedichte „Gleichstellung", dessen erstes Reimpaar auch durch seinen philosophischen Ton bemerkenswert ist:

„Das Leben wechselt, aber nicht das Sein,
Das Sein ist ewig, und die Form ist Schein.

Ob klein, ob groß, ob edel, ob gering,
Heut' oben ist, was unten war im Ring,

Und morgen unten, was heut' oben war;
So ist es heut', so ist es immerdar.

Des Glückes Ernte nur für Wen'ge reift,
Und doch will jeder, daß man aus sie gleicht.

Und gleicht man's aus, so klagt ein jeder Wicht,
Daß er betrogen sei am Vollgewicht." [3])

---

[1]) In Wagners Text steht, ich weiß nicht, ob durch einen Druckfehler oder einen lapsus calami: „Dem, wer" u. s. w.
[2]) S. 116.
[3]) Neue Dichtungen, Abteilung „Herbstblumen".

Verrät diese Gnome eine überlegene Einsicht und nüchterne, in knappe Rede gefaßte Erkenntnis, so vermählt ein anderes Gedicht, das zum Mindesten der Mehrzahl seiner Verse nach hier in Betracht kommt, tiefgrüblerisches Nachsinnen über Schicksalsloos und Schicksalsgesetze mit lyrisch bewegter Stimmung. Es geht von dem Gedanken aus, daß der Lebensgang jedes Einzelnen als ein Musikstück betrachtet werden könne und demnach „der spätere Verlauf, sowie Schluß der Lebensmelodie“ sich erraten lasse, sobald man den Anfang der Tonreihe oder das musikalische Thema kenne. Das Gedicht lautet:

„Die Gesetze der Geschicke zu entziffern, zu enthüllen,
Wend' ich meine Seherblicke nach dem Schicksalsbuch, dem stillen:

Und die Schrift konnt' ich vergleichen — strenge war sie, derb gediehen —
Den verwandten Notenzeichen von der Lieder Melodien.

Und der Schlüssel war daneben zum Verständnis für das Ganze,
Das Jahrtausend, das gegeben die Musik zu diesem Tanze.

Und in einem von den Blättern klang's so klagend und so süße,
Und bald war's wie Ruhmesschmettern und bald war's wie Liebesgrüße.

Und im andern war ein lustig Gassenliedchen hingeschrieben,
Oft gemein und oft auch duftig, hüpfend hier und hüpfend drüben.

Und verzeichnet war im dritten eine trock'ne Alltagsweise,
Wie mit langsam steifen Schritten Ochsen treten das Geleise.

Doch harmonisch, Freund, o merke, waren all die Liederstücke;
Meisterstücke, Meisterwerke in der Eingeweihten Blicke:

Was da werden muß und kommen, kannst du wissen nach dem Flusse,
Hast den Anfang du vernommen, tönt das Lied selbst fort zum Schlusse.

Und den Rhythmus hörst du strömen und die Töne hörst du schlagen,
Und du kannst daraus entnehmen End' und Ziel von deinen Tagen.

Die Accorde kehren wieder, die Accorde, Wunderranken
Um die vollen Lebensglieder an dem großen Hauptgedanken.“[1])

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 50. Vgl. zu den (an gegenwärtiger Stelle nicht mitgeteilten) Schlußversen Sonntagsgänge I, 132 und S. 164 des vorliegenden Buches.

Wir haben Aeußerungen unseres Dichters gehört, die an des liebenswürdigen Hölty wohlgemeinten Zuruf erinnern „Rosen auf den Weg gestreut!“, an seinen ermunternden Rat: „Schmeckt, solang es Gott erlaubt, Kuß und süße Trauben!“ u. s. w. Viel heißer, viel dringlicher noch ist dieser Freudedurst bei Chr. Wagner. Aber an das Gedicht „Selige Landung“ [1]) schließt sich, bezeichnend für seine Sinnesart, die den Freudegenuß nirgends egoistisch für sich, nirgends unfruchtbar für Andere haben will, unmittelbar eine moralische Mahnung an und ein kleines Gedicht, das zu den Perlen der gnomischen Poesie zu zählen sein dürfte. Der Sonntagsgänger fährt nämlich fort: „Doch merke: Jeder Freudenumarmung entsprosse auch eine edle That:

Für des Glückes freud'gen Sonnenschein
Magst du sein als wie ein Edelstein;
Für der Freude sel'gen Wonnestrahl
Magst du sein als wie ein Lichtopal.

Nichts behalte von dem eignen Glück,
Siebenfältig strahle es zurück;
Nichts behalte von dem eignen Glanz,
Siebenfältig strahle aus ihn ganz.“ [2])

Aus der gleichen Gesinnung geht hervor, daß der Dichter niemals ein Glück, das Andern Beraubung oder Leid bringt, genießen möchte, daß er nur „herrenloses Glück“ will, wie uns seine Hexameter versichern:

„Glück erfleh' ich von Gott, doch herrenloses, und nicht ein Andern gehöriges Glück! — Denn niemals möcht' ich ein Glück, das Andern kostet Verzicht. — Nur Glück aus dem Schooße der Gottheit, Fernherkommend und schön rotblumig, gleich Oleander.“ [3])

---

[1]) Vgl. oben S. 398. [2]) Sonntagsgänge III, 90.
[3]) Weihegeschenke, S. 40.

In die Reihe dieser sittlich schönen Gedanken und trefflichen Moralsprüche tritt auch die Mahnung, erreichtes Glück als eine zur Zahlung von Zinsen verpflichtende Schuld zu betrachten. In welcher Weise die „Abzahlung der Glücksschuld" erfolgen soll, sagen uns die Hexameter:

„Wird ein Glück dir zu Teil, so betrachte es gleichwie gelieh'ne Summe verzinslicher Schuld. — Mit Wohlthun zahlst du die Zinsen, Zahlest die Summe zuletzt selbst ab in kleineren Raten." [1])

So sehen wir denn, daß der Dichter, der uns einen auf vollen Genuß des Daseins gerichteten „Freudenglauben" empfiehlt, doch kein anderer ist als der, der „Krieg angesagt hat jeder herzlosen Ichlehre". Das Erlangen von Glück und Freude gilt ihm als die natürliche Bestimmung des Menschen, aber der Besitz dieser Güter hat für ihn zugleich den Sinn eines Besserungs- und Erziehungsmittels. Es ist ein persönliches Bekenntnis, ist aber auch aus der Beobachtung des Lebens Anderer hervorgegangene Einsicht, wenn er uns sagt: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß der Mensch durch Freude gebessert wird. — Ob alle, wage ich nicht zu behaupten, glaube jedoch, daß dieses bei den meisten der Fall sein wird. — Wo singt der Vogel? In freier Luft oder im Kellergewölb? Wo entfaltet sich die Blume? Im Sonnenschein oder im Schatten? — Mögen vielleicht die Kinder der Tropen (d. h. die Reichen und Vornehmen) zu viel Sonnenschein haben, ich selbst bin dessen noch gar nicht satt geworden. Ich hungre nach ihm, täglich, stündlich. . . . Unglück

[1]) Ebenda, S. 35.

und Leiden macht den Menschen nur allzuoft widerwillig, neidisch und ungerecht. Armut schafft Unfrieden. — Qual schafft wieder Qual. Mithin muß Freude auch wieder Freude schaffen." [1]) Mit diesen Ueberzeugungen hängt es zusammen, daß Chr. Wagner die Askese auf das Gründlichste verdammt, daß er „erzwungene Entsagung", erzwungenen Verzicht mit Worten, die wie hagebüchene Prügel sind, als Erfindungen „des Blödsinns, der Mißgunst und der Bosheit" brandmarkt. Er setzt hinzu, es sei ein unsagbarer Blödsinn, nur der Trübsal eine bessernde Wirkung auf das Gemüt beimessen zu wollen; vielleicht nur bei wenigen rohen Menschen treffe dies zu. Man merkt wohl, daß sich Chr. Wagner hier gegen eine gewisse Klasse von Buß- und Jammerpredigern, auch gegen gewisse Institutionen, ja gegen die thörichte und verbrecherische Naturwidrigkeit und asketische Verirrung ganzer Zeitalter wenden will, und gern gibt man ihm hiebei Recht. Er haut nur insofern über die Schnur und vergaloppirt sich, als er der Trübsal — oder, wie wir, um das weinerliche Wort zu vermeiden, lieber sagen wollen, dem Unglück und Leiden — äußersten Falles bei rohen Menschen eine verbessernde Wirkung zugestehen will. Gewiß: dauernde Freudlosigkeit verarmt und verödet zuletzt das Innere des Menschen. Aber Leiden vertiefen auch die Seele, und zumeist werden gerade auf diesem Wege die Guten zu Besten. Und zur Erziehung eines starken, gestählten Charakters bedarf es der Uebung in Kämpfen. Darauf hat Chr. Wagner vergessen, und es ist hier eine Lücke im Kodex seiner Lebensregeln.

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 51.

Moral aber, praktische und schätzbare Moral gewinnt der Warmbronner Dichter wiederum aus der ihm eigenen Lebensansicht, wenn er darauf hält, daß man, wie von allem flüchtigen Glück, so auch von der Liebe, die man durch Schicksalsgunst besitzt, nichts verloren gehen lasse, daß man gegen die Seinigen sich „liebreich, teilnehmend und sorgend" verhalte und jede Stunde des Beisammenseins mit ihnen „auskoste", „wie der Knabe einen Honigtopf auskostet, den man ihm zum Naschen gegeben, langsam und bedächtig, bis zum Bodensatz und bis zur Neige". Denn mit dem Verluste geliebter Angehöriger und Freunde, der über Nacht komme, empfinde man „nachstarrend" erst, wie thöricht es gewesen sei, den zu Gebot stehenden Schatz nicht völlig gehoben zu haben:

„Ach eines, eines ist schmerzlich:
Daß keines, eh' es getrennt,
Die Wonne des Habens so herzlich
Mit vollem Bewußtsein erkennt."[1])

Weil aber die Stunde der Trennung keinem Liebesbunde erspart bleibt, will es der Dichter auch an einem Troste, einer Aufrichtung nicht fehlen lassen. Und hier zeigt sich abermals, welche ethisch schöne Wendung seine auf Freude und Erquickung bedachte Lebensweisheit nehmen will. Der „Neue Glaube" erkennt als den „hohen Zweck" bei dem schmerzlichen Verluste eines Angehörigen: „Daß die Liebe zu den Einzelnen sich verallgemeinere."[2]) In der Ueberwindung des persönlichen Empfindens durch liebevolle

[1]) Ebenda, Frage 19. Vgl. das Gedicht „Auf der Suche" in „Oswald und Klara".

[2]) Ebenda, Frage 17.

Hingabe an ein Allgemeines, an die großen Interessen Aller liegt für starke Geister in der That die, wenn auch nicht unbedingte, Möglichkeit einer Aufrichtung. Bei Chr. Wagner freilich ist, wie seine Erläuterung zunächst zu lehren scheint, an einen Ersatz durch neue persönliche Liebe gedacht. Von diesem Aushilfsmittel will die Treue nichts wissen; so viel ist aber richtig, daß das Spenden uneigennütziger wohlthätiger Liebe den Trauernden von seinem Grame würdig ablenken und hiemit die Trauer besänftigen kann. Doch wir haben Chr. Wagners Meinung noch nicht genau bezeichnet. Ihm sind die Andern, die zum Ersatz dienen sollen, Alle, der nächste Beste und jeder Nächste. Der ethische Wert dieser Ansicht bleibt, auch wenn man die eigentümliche theoretische Voraussetzung, auf die sich dieselbe bei ihm gründet, nicht teilen kann. Ich habe schon bei der kritischen Erörterung der „Wiederkehr unter dem Gesichtspunkt der ewigen Neuverbindung der Stoffteilchen" darauf hingewiesen, daß Chr. Wagner diese Vorstellung zu einer sittlichen Regel verwendet: indem der Mensch nicht zu erkennen vermag, in welcher Gestalt das Verlorene ihm wiederkehrt, bietet der ganze Umkreis des Lebendigen die Möglichkeit, daß ihm das Verlorene begegne, und so ist es, damit dem gesuchten und ersehnten Einzelwesen die ihm gebührende Liebe nicht entgehe, rätlich, alle Wesen mit Liebe zu bedenken.[1]) Dieser Gedanke ist es, den Chr. Wagner im „Neuen Glauben" wieder aufgreift, und mit ihm begründet er die Pflicht der Verallgemeinerung der Liebe. Es ist ohne Zweifel eine schöne und rührende

[1]) Vgl. oben S. 141.

Parabel, die er mit der Absicht, uns seine Lehre zu verdeutlichen, in den „Balladen und Blumenliedern" vorträgt.[1]) Sie nennt sich „Geraubte Kinder" und erzählt uns, daß einst eine Zeit großer Glaubensverfolgung gewesen sei, in der man vielen Eltern ihre Kinder weggenommen habe, um sie in fremdem Glauben, fremder Sitte und Sprache unterrichten zu lassen. Da habe sich eine Mutter aufgemacht, um ihr geliebtes geraubtes Kind zu suchen, habe aber unter der Menge von Kindern, die ihr in der Stadt, anders gekleidet und anders redend als das ihrige, begegnet seien, das ihrige nicht finden können. Nach vielem vergeblichen Suchen und Fragen habe sie einen alten Mann getroffen und ihm ihr Anliegen erzählt. Und dieser habe ihr also geantwortet: „O du gutes einfältiges Weib! Das wundert mich gar nicht, daß du dein Kind nicht gefunden hast, im Gegenteil: zum Todwundern wäre es, wenn du es gefunden hättest. Hier ist das Mädchen, denn ich weiß ganz gewiß, daß alle hier untergebracht sind, und ebenso gewiß, daß alle noch leben. — Möglicherweise, daß du ihr schon begegnet bist. Aber was willst du eigentlich hier thun, wenn du das Unmögliche begehrest? — Unterhalten kannst du dich nicht mehr mit ihr, auch wenn du sie wirklich erkenntest. Auch kannst du nirgends nach ihr fragen, da ihr und jedem andern ein anderer Name gegeben worden und der alte vergessen ist. — Darum rate ich dir: Bleibe noch einige Tage hier und betrachte dir die Kinder und erfreue dich ihres Anblicks, ihrer holden Schönheit, ihres Jugendschmuckes, ihrer Fröhlichkeit und

---

[1]) S. 54 ff.

ihrer Kraftfülle und denke: mein Kind ist auch darunter. Und so du ihm willst Gutes thun, so thue es an dem nächsten besten, denn du kannst nicht wissen, ob es nicht das deinige ist!"

Fürwahr eine Dichtung voll der schönsten Herzenswärme! Und manche ihres Lieblings beraubte Mutter, die sich eines Waisenkindes annahm, wird von der Tröstung, die sie nennt, zu sagen wissen. Verständlich aber sind uns nunmehr mit allen Einzelheiten die Verse, in denen Chr. Wagners Mahnung, um liebe Abgeschiedene „nicht immer" zu trauern, ausklingt:

„Ist ein Liebes deinem Aug' entschwunden,
Suche nimmer nach ihm Nacht und Tag;
Wann du findest, was dich lieben mag,
Hast du das Verlor'ne neu gefunden.

Was dir Liebe zubringt, ist dein eigen,
Ist dir Gatte, ist dir Kind und Freund,
Wenn es auch in seiner Thorheit meint,
Das Erkennungswort dir zu verschweigen.

Klage doch so trostlos, Mutter, nimmer
Bei des Lieblings schmerzlichem Verlust;
Sieh, ein andres Kind sucht deine Brust,
Wein', o weine, Mutter, doch nicht immer!

Jede Blume will dein Auge trösten,
Jede Opferschale spendet Duft;
Jede Blüte, die da deckt die Gruft,
Ist ein Gruß von deinem Früherlösten." [1])

Wie aber Liebe Trauer lindert, so tilgt sie nach Chr. Wagners Glauben auch Schuld. „Alle deine Verirrungen und Versündigungen", belehrt uns dieser Weise,

---

[1]) Vgl. Sonntagsgänge II, 69 und Neuer Glaube, Frage 18.

der reif genug ist, um zu wissen, daß die „Erbsünde“ eine Erfindung theologischer Denkwillkür ist, und daß die Strafe einer „ewigen“ Verdammung in einem barbarischen Mißverhältnis zu irgend einer Verfehlung während des kurzen Zeitlebens stünde — „alle deine Verirrungen und Versündigungen, o Mensch, kannst du sühnen durch Liebe. Aber nur durch gedoppelte Liebe, denn einfache Liebe brauchst du für dich selbst, um den Tribut deines Lebens zu bezahlen. — Ich wüßte nicht, was durch das Doppelmaß von Liebe und werkthätiger Erbarmung nicht gesühnt werden könnte.“ [1])

Nur Eine Sünde möchte der Dichter ausnehmen, nur von Einer glaubt er, daß sie durch dieses Mittel nicht gesühnt werden könne: von der „Sünde wider den heiligen Geist der Schönheit“. [2]) Eine solche Sünde lädt auf sich, wer das mit Hingabe von Lebenskraft geschaffene Marmorbild des Meisters aus Bosheit zertrümmert, wer das Heiligtum in der Brust des Frommen, „der einzigen Kapelle des wahren Gottes auf der Erdenwelt“, mit Schmutz bewirft. Die frechen Zerstörer und Verhöhner des Idealen, die gemeinen Verächter des Geistes sind es also, die ausgeschlossen werden, und allerdings schließen sie sich selbst aus, da sie, wie an der Liebe zum Guten und Schönen, so an der Liebe überhaupt keinen Teil haben. Welche Art von Sühne für ihre Unthaten gefordert wird, spricht der neue Glaube nicht aus; gemäß der Vorstellung, wie sie bei Chr. Wagner öfters wiederkehrt, werden ihnen wohl

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 39.

[2]) Ebenda, Frage 39 und 40.

in künftigen Existenzen auf lange Zeitdauer hinaus die verächtlichsten Lebensloose beschieden sein. Daß es aber gerade das Freveln an der Schönheit ist, welches so schwere Ahndung zu gewärtigen hat, hängt mit des Dichters letzten Absichten zusammen. Ihm ist es ja mit dem Schönheitskult heiliger Ernst; daß er in den Menschen die Fähigkeit erwecke oder steigere, „zu genießen unsagbare Wonne aus sich selbst und zu entfalten Schönheitsgebilde um Schönheitsgebilde aus dem Freudenkelche der eigenen Seele“ — das betrachtet er als eine ihm zugefallene Aufgabe, und er will an ihr — nach einer brieflichen Aeußerung vom Februar 1890 — „mit der ganzen Kraft seiner Seele“ arbeiten, ebenso wie an der Durchführung einer grundsätzlichen Schonung alles Lebendigen und ebenso wie an der Erweckung einer vergeistigten Auffassung der Natur. Menschenliebe, Friede des Daseins, Freudegenuß und Schönheitsverehrung — das rinnt in seinem Vorstellen und Bestreben überall ineinander; wenn er von sich selbst sagt:

„Ein sel'ger Geist war es, der mir befahl,
Hinauszuwerfen aus der Welt die Qual,“

so setzt er hinzu, dem Freudenglauben, den er in die Welt trage, sei Lieb' und Schönheit zugesellt,[1]) und wenn er die „Gier nach Erwerb“ verurteilt, so tritt ihm zugleich auf die Lippen die Rede: „Sättigt euch an Liebe, an Schönheit und an Freude, denn diese drei sind das Brot der Götter. Und seid stolz, stolz in eurer Armut. Und stark in dem Bewußtsein: nicht Qual geschaffen, sondern

[1]) Neuer Glaube, Frage 37.

Qual gemindert zu haben."[1]) Hier stoßen wir also überall auf ein Gedankengeflecht, aus welchem kein Strang ohne Zerreißung des Ganzen herausgenommen werden kann; hier setzt ein Mann für den Ideenkomplex Liebe, Freude und Schönheit sein Leben ein, nicht mit Worten tändelnd und mit Reimen klingelnd, wie etwa der selige Mirza Schaffy, der Prophet gebildeter Weinreisender und der gefällige Freund aller derer, die ein Bändchen Gedichte zu den Nippsachen zählen. Stehen nun für Chr. Wagner jene göttlichen Drei in innigster Beziehung, so ist doch für ihn, den Dichter, den ästhetisch gestimmten Geist, die Schönheit recht eigentlich das Element, in dem sich sein intellektuelles Sein befriedigt, und so unentbehrlich ist sie seinem persönlichen Bedürfnis, daß er sich das Grab schaufeln lassen will, wenn sie sein Auge nicht mehr leuchten mache.[2]) In der Natur sie zu suchen, liegt ihm am nächsten, und mit Entzücken begrüßt er das Schöne im blumengeschmückten Gefilde, im hochragenden Wald, in der Lichtpracht der Sonne, im Gefunkel des Sternenhimmels, in der menschlichen Gestalt und im Pfauenauge des Schmetterlings, das ihm ein Symbol heißt des „Vollendeten". Mit solcher Freude am Einzelnen und Kleinen hat unter den deutschen Schriftstellern fast nur Adalbert Stifter die Natur beobachtet, und kaum mehr bewältigen kann er bei ihr das Uebermaß beseligender und erhebender Eindrücke.[3]) Aber auch das Kunstschöne findet ihn

[1]) Sonntagsgänge II, 84.

[2]) Vgl. die Distichen „Mein Herbst" in den „Weihegeschenken", S. 11.

[3]) Vgl. ebenda S. 102 das Gedicht „Zu viel".

empfänglich. Er will die Meister, die in Marmor oder auf der Leinwand oder durch Liedsang göttliche Thaten verherrlichen und die vergängliche Erscheinung des lebendigen Schönen der Zeitflut entreißen, geehrt sehen; er weiß, daß die Schöpfungen der Kunst noch auf späte Geschlechter veredelnd wirken, daß am lauteren Anschauen meisterlicher Werke der Geist sich zu idealer Liebe, idealer Freude aufschwingt.[1]) So ist ihm das Schöne in Natur und Kunst ein Heiliges und Unverletzliches, und wer es zynisch verhöhnt oder schädigt, muß ihm als ein Hochverräter am Vervollkommnungsbestreben der Menschheit, als ein Nichtswürdiger erscheinen.

Daß das Weib und die Liebe zum Weibe gepriesen werden, versteht sich bei Dichtern, welche die Schönheit und die Lebensfreude verherrlichen, fast von selbst, und auch Chr. Wagner läßt es in diesem Stücke nicht fehlen. Schon über seiner Märchenpoesie liegt ein Anhauch erotischer Stimmung; es sind zumeist weibliche Gestalten, zu denen seine Phantasie Blumen und Pflanzen verwandelt, und wenn man auch leicht begreift, daß das schöne Geschlecht sich zu einer solchen Identifizirung viel besser eignet, als das angeblich starke und grobe, so ist doch die seelenvolle Innigkeit, mit der Chr. Wagner seine Blumenjungfrauen, seien sie nun Dorfschöne oder Nazarenermädchen oder Klarissinnen u. s. w., behandelt, eine persönliche Zugabe, und man sieht den verweilenden Blick, mit dem er ihre Gestalten ausmalt. Der vorherrschende Ton, den seine Poesie beim

[1]) Vgl. die Hexameter „Verewigung durch die Kunst“ in den „Weihegeschenken“ S. 99 und Frage 46 des „Neuen Glaubens“.

Thema Liebe anschlägt, ist der des zarten und des romantischen Empfindens. Mitunter aber drängt sich eine schwärmerische Sinnlichkeit hinzu: die Liebe möchte als verschwenderisches Gewähren und entzücktes Genießen ihren Triumph feiern, und in „Oswald und Klara" wagt es die Phantasie einmal, den Dichter und seine Gattin als in Gestalt einer Anthere und eines Pistills wiederbelebt zu denken.[1]) Man muß sich erinnern, daß Chr. Wagners Vorstellen von der Freude an der pflanzlichen Existenz durchsättigt ist, muß das Eintauchen seines Geistes in die Natur verstehen, um gerade diesen Einfall erträglich zu finden. In der Regel aber bleibt die Grenzlinie, jenseits deren das Grobe beginnt, gemieden, und wenn der „zwanglose Verkehr" der um Blumenlippen gaukelnden Schmetterlinge beneidet wird,[2]) so entwaffnet den Einspruch des menschlichen Stolzes die naive Treuherzigkeit der Klage. Daß Chr. Wagner in dem kleinen Gedichte „Ein Liebespärchen auf der Waldwiese"[3]) einer emanzipirten Moral das Wort redet, überrascht nicht; denn das Recht des Empfindens dem herkömmlich und konventionell Sittlichen überzuordnen, entspricht seinem Geisteszug, und gern bekennt er seine Geringschätzung „jedes kleinlichen Anschauens" und seine Verachtung alles „Pharisäertums", alles selbstgerechten und „dünkelhaften Hinschreitens auf dem staubigen, ausgetretenen Fahrweg der Menschenmeinungen und dem Schotter der Satzungen."

---

[1]) Vgl. das Gedicht „Rückflucht" im Abschnitt „Ewigkeitsleben".

[2]) Vgl. das Gedicht „Zwangloser Verkehr" in den „Herbstblumen".

[3]) Neue Dichtungen, „Oswald und Klara".

Bezeichnend für die Toleranz oder Unbefangenheit seiner theoretischen Moral sind insbesondere zwei Dichtungen. Den Text der einen, bei der er den idealisirendeu Schimmer der Poesie nicht gespart hat, haben wir schon kennen gelernt.[1]) Es ist freilich eine schlimme Gesellschaft, in die sich vor seiner Imagination die Herbstzeitlosen verwandeln, es sind Buhldirnen. Aber die „Größe" ihres Liebeverschwendens, die Willigkeit ihres Freudegewährens ist es, die dem Dichter einen Augenblick Achtung abzwingt. Und es sind ja doch reuige, „thränenfeuchte" Sünderinnen, so daß er als „Priester der Liebe" und Milde, der er sein will, ihnen Vergebung verkündigen darf. Ungefähr das Nämliche sagt uns ein anderes Stück der „Sonntagsgänge", eine Rosendichtung.[2]) Die Königin der Blumen, die in dunklem Rot glühende, süße Düfte aushauchende Rose ist der Volksphantasie Sinnbild der Liebe der Geschlechter, Sinnbild des in Liebe sich offenbarenden Weibes, und auch für Chr. Wagner ist die Rose die Blume der Liebe, Symbol der Gottesliebe (des „Christenglaubens") sowohl als aller beseligenden Liebe zwischen Menschen.[3]) Eines Tages aber erblickt er am Waldsaum eine Hecke weißer, um ihres Dorngeheges willen gemiedener und verachteter Rosen, deren Thautropfen wie Thränen glänzen. Da beschäftigen seinen Geist die Bilder büßender, in Schmach und Armut gestoßener, an Liebesgräbern weinender Magdalenen, und indem er ihnen, die „dem seligsten der Triebe", sich selbst verschwendend,

---

[1]) Vgl. oben S. 39—41.

[2]) II, 31—32.

[3]) Vgl. Sonntagsgänge I, 70 – 72.

gehuldigt haben, Frieden schenkt, geschieht es im Sinne des biblischen Spruches: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig.“

Die Zahl der eigentlichen Liebesgedichte oder der Dichtungen, die uns von persönlichen Eindrücken, von Herzenszuständen unseres Autors erzählen, ist bei Chr. Wagner nicht eben gering, wenn sie auch zum Teil zwischen anderen sich verstecken. Eine „Widmung“ inmitten der „Balladen und Blumenlieder“ nennt eine Schwesterseele, und in den „Weihegeschenken“ weiß ein kleines Gedicht von „Liebeszauber“ zu sagen:

„Ob sie mich will, ist nimmermehr mir klar,
Was thut's, ich streich' sanft schmeichelnd ihr das Haar!
Ob sie mich liebt, ist nimmermehr mir kund;
Was thut's, ich küss' den purpurroten Mund.
Ob gegen mich Verwandtschaft und Gesetz,
Was thut's, sie ist in meiner Liebe Netz;
Ich halte sie in meiner Seele Bann,
Dem nimmermehr sie sich entwinden kann.“

Dichterisch schwächlicher ist die Mehrzahl der „Troubadourlieder“;[1]) doch nimmt dieser Liedercyklus gegen den Schluß hin an Gehalt zu, und unser volles Mitgefühl gewinnt die erschütternde Ehrlichkeit der Klage:

„Gern spricht die Welt von süßem Minnelohn
Beim Sohn der Lieder. — Ich weiß nichts davon:
Der blöde Ackerknecht, der drüben pflügt,
Der Schacherjude, der ein Kind betrügt,

[1]) Ebenda S. 111 ff. Vgl. auch in „Oswald und Klara“ den fünftletzten Abschnitt „Auf neuer Suche“.

Der Hausknecht, der die schmutz'ge Schwelle fegt,
Der Schlächterbursche, der ein Schwein dort wägt,
Das Schneiderlein, das tief dort bücket sich,
Sie haben mehr davon gehabt als ich." —

Eine bedeutsame Stelle nimmt in den Werken Chr. Wagners seine (zweite) Gattin ein. Zuerst reden von ihr die „Sonntagsgänge"[1]); mit einer Art von religiöser Inbrunst, in einem an Ekstase grenzenden Zustand, bei welchem sinnliches und übersinnliches Empfinden ineinanderfließt, preist der Dichter in der „Heiligsprechung des Weibes" sein eheliches Glück und den „Marienleib", den er küßt. Als aber schwere Erkrankung und Tod ihm die Gattin hinwegnehmen, erheben die „Weihegeschenke" um sie rührende Klage, und mit dem Versprechen einer dichterischen Verherrlichung schließt das ihr gewidmete Gedicht „Apotheose":

„Armes, unglückliches Weib! In der Jugend bedrückte dich Not schon,
Dann aufreibender Dienst bei den Fremden. — So wuchsest heran du;
Freundlich lächelte dir mitunter das Leben ein Weilchen. —
Und wie ein rosiger Tag Waldnächten entsteiget, erblühte
Wange, Lippe und Mund aus dunkelgewelletem Haar dir.
Damals warb ich um dich, Vielholde, gewann dich zum Weibe,
Glücklich ob deinem Besitz, Hochherrliche, Liebliche. — Aber
Krankheit suchte dich heim, unheilbare, Allen zum Unglück.
Nicht daß Not du gehabt, noch Mühsal, mehr als die andern.
Ach, das Verhängnis umfing dich mit trauriger Irrung; von Irrung
Weiter zu Irrung, zuletzt aufhörend, endend im Irrsinn.

[1]) II, 62—63.

Welk und zerblättert und bleich, so liegst du. — Aber gewiß nicht
Ruhmlos sankst du dahin, o Röslein! — Siehe, ich Sänger
Füge dem Liede dich ein, dir gebend unsterbliches Leben.

Ist, wer hindern mich darf, wenn ich in erklärenden Mythen
Dir nun errichte ein Mal, ein nimmer vergängliches? — Wenn ich
Dir an des Himmels Gewölb' zum Gedächtnis setze ein Sternbild?"

Den Vorsatz, durch ein Denkmal dieser Art die Abgeschiedene zu ehren, hat Chr. Wagner zur Ausführung gebracht: „Oswald und Klara" ist eine Zusammenfügung der „verklärenden Mythen", von denen die „Apotheose" spricht, und auch in dieser neuen Dichtung bricht eine schöne Wärme des Erinnerns an nicht wenigen Stellen hindurch. So in den Abschnitten „Wieder ein Stück Ewigkeitsleben" und „Neue Begegnung", in den Gedichten „Auf heiligen Pfaden", „Auf der Suche", „Rückblick" und „Salvaiterbergle bei Warmbronn", im Gedicht „Mir kaum voran, so zehn der Tritte, schritt" und in den Versen, die des „Klosters der Klarissinnen" gedenken und seines stillen Gartens

„Mit Thränenbirken, Kreuzen, Pyramiden,
Drin meine heil'ge Klara schläft in Frieden."

Durch inniges und keusches Empfinden besonders ansprechend und von größter Zartheit des Tones ist das eine der unter der Ueberschrift „Auf heiligen Pfaden" eingereihten Gedichte:

„Würde Sünder mir die hohe Gnade
Einer Segnung auf geweihtem Pfade,

Könnt' ich Armer mir von ihren Tritten
Eine fromme Segensspur erbitten —

Ging ich wandeln, ob von Wiesenbächen
Leise mir Vergißmeinnichte sprechen?

Und dann weiter, ob von stillen Gründen
Weiße Rosen mir Vergebung künden?"

In manchen Abschnitten empfängt man freilich den Eindruck, daß das Spiel der Phantasie, das Spielen mit dem Gedanken der Wiederbelebung oder Neugestaltung einen breiteren Anteil an ihnen habe als die Pietät oder die Trauer des Herzens. Ich weiß auch nicht, ob der Schatten einer Ehefrau mit dieser Art von Huldigung, bei der gemäß der Chr. Wagnerschen Wiedergeburtslehre das Bild der Entschwundenen in verschiedenen Schönen begrüßt wird, immer einverstanden wäre, und zum Mindesten thut sich die Treue nicht schwer, wenn sie nach dem Grundsatz verfahren möchte: „Was in Lieb' dir mag entgegenkommen, für die Abgeschied'ne sei's genommen." Uebersehen wir aber nicht, daß dem phantastischen Charakter dieser ganzen Dichtung die geschichtliche Wirklichkeit nicht bequem ist! Willkürlich Erfundenes mischt sich hier mit Erlebtem, und statt „Dichtung und Wahrheit" würde man wohl manchmal „viel Dichtung mit etwas Wahrheit" zu sagen haben. Aehnliches gilt von mehreren lyrischen Stücken der „Herbstblumen". Das sehnende Auge des Poeten sucht das Sternbild einer Diva, frohes Gefühl geistiger Verwandtschaft und Galanterie nehmen die Farbe der Liebe an, und indem sich „Oswald" (was ihm nicht sonderlich zu Gesicht steht) in die Antike hineinträumt, wünscht er sich sogar eine Freundin, eine „götterfreie". Ein „Trotzköpfchen" erfährt Belobung, weil es dem „Wegbestaubten nicht ausgewichen" sei und „neue Lieder" aus dem Schachte des

Herzens ihm heraufgeholt habe;[1]) wir hören aber auch wieder von schmerzlicher Enttäuschung, von Mißgeschick in der Liebe, und es wird nicht viele Poeten geben, die in diesem Stücke so offen sind. Zumeist sind es lyrische Kleinigkeiten, kurzatmige Monologe und Gefühlsreflexionen, die uns in den „Herbstblumen" von Liebe erzählen, und Tändelndes wechselt dabei mit Innigem und Melancholischen. Eines Vierzeilers aber braucht sich der größte Dichter nicht zu schämen: der Glückstraum entstehender Liebe kann nicht schöner geschildert werden als mit den paar Worten:

„Da du getreten in mein Leben ein,
Da wich die Nacht dem hellen Morgenschein;
Weit offen stand des Himmels festlich Thor,
Und eine Rosenlandschaft stieg empor."

Auch jenes nach antiken Motiven greifende Phantasiestück in „Oswald und Klara", „Wieder ein Stück Rückleben" betitelt, enthält in seinem vorderen Teil drei Gedichte, in denen das Empfinden einen hohen Aufschwung nimmt. Als Schauplatz der Erzählung ist hier „eine große südliche Stadt" genannt, und die beiden ersten Gedichte berichten von einem Gang durch Platanenalleen, den ein aufziehender Regenbogen für Oswald und seine Begleiterin magisch verschönt. Der Abend ist inzwischen hereingebrochen, und das dritte Gedicht, meisterhaft in Ton und Aufbau, schildert die Stimmung Oswalds:

---

[1]) Vgl. zu den „Liedern der Minne" („Es schwebt mir vor ein wundervoll Gedicht" u. a.) „Als ich im Wald mich erging" in „Oswald und Klara".

„Ein Träumender, komm' ich des Wegs gegangen,
Phalänen sich in meinem Haar verfangen.

Es leuchten fern aus dunkler Büsche Massen
Im Mondlicht weiß die Statuen, die blassen.

Mairose duftet. — Aus Syringenbäumen
Hebt sich der Venus Bild; sie scheint zu träumen.

Wo wär' ein Göttlicher, der sie nicht kennte?
O steig herab von deinem Postamente!

Reich mir die Hand, daß wonneselig heute
Zur Seite dir den Garten ich durchschreite! —

Dort glänzt der See gleich einem Inselhafen,
Um den viel sel'ge Griechengötter schlafen." —

Beobachtung des Lebens, die zu Lebenserkenntnis gesammelt und gesteigert ist, spricht im Gedicht „Die Geschlechter" über die Liebe eine Art von Schlußwort aus. Seinen Wahrheitsgehalt werden nur die gedankenlos Glücklichen oder die seelisch Stumpfen bestreiten. Es erhebt den Vorwurf, daß durch Schicksalswillkür und Schicksalstücke „Menschtum" in zwei Hälften, Mann und Weib genannt, gespalten sei und die nach einander sich sehnenden, zu einander gehörigen Teile sich auf dem Lebensweg oftmals verfehlen. So enden die Verse mit der Klage:

— — — — — — — — —

„Ach, wie wenigen, wenigen mag's gelingen,

Ohne Losung, Fährten oder Spuren
Sich zu finden auf des Lebens Fluren!

Sel'ge Kindheit, die nicht kennt die Wirren,
Nicht der Liebe grausam, thöricht Irren!

Sel'ge Blume, die nichts weiß vom Fluche
Lebenslanger und vergeb'ner Suche!" [1])

Wie die Freude am Weibe etwas der Sinnesart Chr. Wagners völlig Gemäßes zu sein scheint, so muß die Entschuldigung, ja die Empfehlung, die er dem Selbstmord hin und wieder zu teil werden läßt, gerade bei ihm uns befremden. Zwar will der „Neue Glaube" über den „Freitod" „je nach den Umständen verschieden" urteilen; auch wird ja ebendaselbst, wie wir schon wissen, [2]) vor dem Wegwerfen des Lebens gewarnt, weil die Anhäufung der Atome zu einem Menschenleibe immer ein hohes und seltenes Glücksloos sei, und noch andere sehr triftige Abmahnungen machen die „Sonntagsgänge" [3]) geltend. „Bedenke wohl," heißt es hier, „ob die Kraftanstrengung, welche notwendig ist, das schwere Kerkerthor (zur Befreiung vom Leben) aufzustoßen, nicht auch im stande wäre, deine widrigen Verhältnisse zu zersprengen. — Bedenke, ob du keine Pflichten gegen liebe Angehörige hast." In Ottave rime warnt ebendort der an Wiedergeburt glaubende Bramine:

„Von Seligkeiten träumst du nach dem harten
Und mühevollen Leben und Getos;
Die Mühen, die du hast in diesem Garten,
Mitsammt den Freuden wirst du sie nur los;
Wohl andre Freuden werden dich erwarten,
Doch andre Mühen werden sein dein Loos,
Bis mehr und mehr das von dir ausgeschieden,
Was deinem Wesen mindern kann den Frieden."

---

[1]) Neue Dichtungen, „Oswald und Klara".
[2]) Vgl. oben S. 133.
[3]) I, 91—92.

Man sieht, Chr. Wagner weiß ungefähr, was gegen den Selbstmord sich sagen läßt. Und dennoch, eben diese Betrachtung der „Sonntagsgänge" beginnt damit, den Gedanken, daß die Thüre unseres Kerkers nur angelehnt sei und unserer etwaigen Flucht „nur unbedeutende Hindernisse im Wege stehen", als einen „Gedanken voll stolzen Trostes", als „Trostestrost" zu preisen und eben diese Betrachtung schließt mit dem Satze: „Und doch männlich ist dieses Sterben nach freier Wahl, dieser Freitod gleich dem Freitode altskandinavischer Krieger." Das erinnert ja wahrhaftig an eine Sentenz Friedrich Nietzsches: „Der Gedanke an den Selbstmord ist ein starkes Trostmittel: mit ihm kommt man gut über manche böse Nacht hinweg." [1]) Noch viel unbedenklicher aber, als es die „Sonntagsgänge" thun, preist ein Gedicht der „Herbstblumen" den Freitod, der dem Leben erst die „rechte Weihe" gebe, der von einem geknechteten und seine Fesseln dem Despoten ins Antlitz schlagenden Göttersohn zuerst gewagt worden sei. Man gewinnt also den Eindruck, daß der Dichter mit dem Gedanken des Freitodes spiele, oder daß seine moralische Ansicht in diesem Punkte schwanke. Und es ist ja richtig: der Selbstmörder ist „je nach den Umständen verschieden" zu beurteilen. Wir verzeihen ihm billigermaßen, wenn Kummer schwerster Art, Verzweiflung über den Verlust hoher ideeller Güter seine Seelenkräfte gebrochen hatten. Wir verzeihen ihm auch, wenn er einer unheilbaren, unerträgliche, entsetzliche Qualen immer wieder erneuernden Krankheit das Ziel setzte. Und wir empfinden

[1]) Jenseits von Gut und Böse, S. 107 (5. Aufl.).

sogar eine mit zurückkehrender Achtung verknüpfte Befriedigung, wenn er ein unsühnbar, unrettbar ehrlos gewordenes Leben hinwegwarf. Die stoische Schule fand im Selbstmord den höchsten Triumph menschlichen Willens, sie empfahl ihn dem Weisen, wenn er es ihm ermögliche, sich einer unwürdigen Lage zu entziehen, und auch Chr. Wagner darf davon sprechen,[1]) daß der empörte Stolz des besseren Menschen „zur momentanen Entwürdigung", zum Freitod greift, „um sich selbst, das bessere Selbst vor fernerer Entwürdigung zu wahren". Aber er hätte zugleich die kindische Leichtfertigkeit, mit welcher Selbstmord nicht selten verübt wird, greller brandmarken sollen. Er hätte als Hemmungsgrund die Rücksicht auf nahe Angehörige stärker hervorheben, hätte irgendwo ausmalen sollen, daß der Selbstmörder diesen sein Andenken zu einem Gegenstand des Grauens, sein Bild zu einem gemiedenen Gespenst macht. Und gerade Chr. Wagner hätte bei diesem Thema vom Frevel wider die Naturordnung eindringlicher predigen sollen. Daß er es nicht thut, müssen wir uns zu erklären suchen. Ein Nebenmotiv wirkt — das verrät er uns selbst[2]) — bei seiner Glorifizirung des Freitodes mit: Unwille über die Schmähungen, denen der Selbstmörder ausgesetzt zu sein pflegt. Es ist nicht richtig, wenn Chr. Wagner meint, nur der Neid des Mitgefangenen, der seine Fessel weiterschleppt, sei am Verdrusse schuld; wohl aber i s t es eine Gefühlsrohheit ärgster Art, wenn dem Selbstmörder, der immer ein Unglücklicher ist, Schimpf

---

[1]) Sonntagsgänge I, 91.
[2]) Ebenda.

angethan wird, wenn ihm die sogenannten letzten Ehren verweigert werden. Die Gesellschaft hätte tausendmal Ursache, sich zu sagen, daß ihre herkömmliche Lieblosigkeit und Gedankenlosigkeit oder die Kläglichkeit ihrer sozialen Einrichtungen oder die Verschrobenheit ihrer sittlichen Begriffe das Unglück verschuldet haben. Doch nicht Betrachtungen dieser Art sind es, die für Chr. Wagners Beurteilung des Freitodes den Ausschlag geben: diese fließt vielmehr aus dem Ganzen seiner Lebensansicht. Wenn Glück und Freude in solchem Grade, wie es bei ihm die Regel ist, als für den Menschen unentbehrlich, als eine Sache, auf die er unbedingten Anspruch habe, genommen werden, so kommen leicht Stimmungen auf, denen das Leben, das ihrer entbehrt, als entwertet gilt. So z. B. beim Altern. Sich ins Altern zu finden, ist ja immer eine schwere Kunst. Aber es muß geschehen, und Trostmittel fehlen dem Menschen nicht, vorab nicht dem geistig arbeitenden. Chr. Wagner hat persönliche Mißstimmungen dieses Ursprungs in seinen Dichtungen vielleicht zu oft ausgesprochen, zumal in kleinen, aus wenigen Zeilen und Reimen bestehenden Gedichten der „Herbstblumen". Der klagende Ton nimmt hier auf Strecken stark überhand; etwas Ungesättigtes gibt sich kund, ein Verlangen, „versäumte Freuden einzufordern". Der allen Wesen wohlzuthun zu jeder Stunde bereit war, kann sich des naiven Glaubens, auf Gunst des Schicksals ebendeshalb verbürgten Anspruch zu haben, schwer entschlagen, und melancholisch und grämlich sieht ihn das Leben an, das die Träume der Jugend nicht mehr vergolden, das die erste Lust des Schaffens nicht mehr erfährt. Ja, ein Gedicht der

„Weihegeschenke" scheint es bezweifeln zu wollen, ob nicht der Erdenpilger zu beklagen sei, der sich für hohes Streben, für ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Wollen entschieden hat. In Schillers „Resignation" stehen die ehernen Worte:

„Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
. . . .
Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

In diese Entsagung, diese Einsicht, daß zwischen einem Leben, das auf die Freuden der Jugend und frohes Genießen gerichtet ist, und einem Leben im Geiste, im Sinnen und Denken gewählt sein müsse, fügt sich eine „Dichtererfahrung" schwer, welche ausspricht:

„Gastfreund! Der allein
Mag noch glücklich sein,
Hat von Schicksals Gunst noch was zu sagen:
Der, wie's auch gegrollt,
Sich hat ausgetollt
In des Lebens sel'gen Jugendtagen.

Unglückselig wird,
Wer sich wegverirrt
Von den Weidegründen niedren Lebens:
Wer die Wahrheit sucht,
Ist vom Glück verflucht,
Zwiefach ist's der Mensch des hohen Strebens." [1])

---

[1]) Vgl. „Weihegeschenke" S. 117—118.

Man kann nun sagen, das Prophetentum Chr. Wagners habe schwache Stunden, oder es erweise auch an ihm „Menschliches, Allzumenschliches“ seine Macht. Aber wir wollen billig sein, gerecht und billig! Gerecht, indem wir erwägen, daß der Warmbronner Dichter seine von Entzücken an Liebe und Freude überquellenden und in die gleiche selige Stimmung uns entrückenden Lieder nicht gesungen hätte, wenn ihm die Liebe und die Freude geringer gälten. Das Uebermaß der Klage um Entbehren oder Verlust erklärt sich psychologisch aus der hochgesteigerten Schätzung eines Besitzes, der nach Chr. Wagners Meinung ja doch die Selbstherrlichkeit des Geistes befördern soll. Dieser Dichter ist wie eine Lerche: nehmt ihr die frohen jubelnden Lieder, und sie wird meinen, gänzlich verstummen zu müssen. Um aber auch billig zu sein: das tägliche und äußere Leben, das Chr. Wagner beschieden ist, steht in einem drückenden Mißverhältnis zu seinem Innenleben. Es ist ein Zuviel von Entbehrung, ein Zuviel des Duldens, in das er zeitlebens sich schicken und fügen mußte. Ich rede nicht gern von der Aermlichkeit seines Haushalts; Chr. Wagner ist in diesen Dingen außerordentlich bescheiden, ist ein Landkind, und wenn ihm sein niedriges Stüblein zu öde oder zu enge wird, so tröstet ihn der Blumenschmuck des Fenstergesimses,[1]) so öffnet sich ihm ein Wiesengarten am Hause, laden ihn die anmutigen Fluren von Warmbronn zu Gast. Aber die deutschen Winter sind lang, und daß ein zu Jahren gekommener Dichter besitze, was man ein

---

[1]) Vgl. das kleine Gedicht „Tröstung“ in den „Weihegeschenken“ S. 23.

Arbeitszimmer, einen Schreibtisch, eine kleine Bibliothek nennt, wäre doch wohl geziemend. Die Lebensweise Chr. Wagners ist die mäßigste; er ist der strengen Regel der Vegetarianer nicht zugethan, aber Gewöhnung wie Sparsamkeit macht das Fleisch auf seinem Tisch zur Ausnahme, und bei Schwarzbrot und Most (Obstmost) „lädt" er, froh genug, „die Götter".[1]) Man sollte meinen, daß so viel Genügsamkeit ihn der Sorge um seinen Lebensunterhalt überhebe. Aber eine kleine Oekonomie hat bei uns heute nirgends einen leichten Stand, und wenn Chr. Wagner den Fleiß und die Ermüdungen seines irdischen Berufes keineswegs scheut und bei drängenden Feldgeschäften seine Muse sich gedulden muß, so ist doch auf emsiges Einholen von Gewinn sein Sinnen und Trachten nicht gerichtet. Das mögen ihm die Bauern seines Dorfes verübeln; aber ein Dichter ist eben nicht wie ihrer einer, und ideelle Rücksichten gelten in seinem Haushalt schon darum, weil er die Grundsätze der Tierschonung verwirklicht. Chr. Wagner unterläßt „jede Ausnützung des Lebendigen, welche schwer empfunden wird, z. B. Trennung von Kuh und Kalb, Rupfen der Gänse und Enten, Ueberbürdung von Zugvieh," er schont auch schädliche Tiere, wie Mäuse und Maikäfer, und hält während des ganzen Winters offenen Tisch für die Vögel der Flur. So ist sein Haus, wie er in einem Briefe vom August 1892 ausführt, eine Art Tierasyl und das Wohlbefinden der Pfleglinge der Hauptgesichtspunkt: „Jedes Wesen, das in mein Eigentum übergeht, ist dem Messer, dem Gift und der

---

[1]) Laut einer Briefstelle.

Schlinge des Menschen entzogen, sei es Kuh oder Kalb, Katze, Huhn oder Ente. Sie haben, wenn es halbwegs menschenmöglich ist, ihr Gnadenbrot." Bei solchen Gesinnungen wird die Ertragsfähigkeit eines kleinen landwirtschaftlichen Betriebes nicht eben gesteigert. Daß Chr. Wagner mit seinen Gedichten keine Reichtümer erworben hat, bedarf in Deutschland nicht erst noch des Beweises; denn dumm-schmeichlerisch nennen wir uns zwar noch immer das Volk der Denker und Dichter, finden es aber selbstverständlich, daß die Lyriker verhungern. Auch läßt sich von den Honoraren oder Entschädigungen, welche Chr. Wagner für seine in mehreren Auflagen erschienenen „Sonntagsgänge" erhalten hat, nur schweigen. Doch sind es nicht diese Dinge nur, die auf ihn drücken. In Vereinsamung, in bäuerlicher Umgebung, unter Leuten, von denen kaum einer ihn versteht, das Leben verbringen zu müssen, ist für einen so lebhaften und hochfliegenden Geist eine noch größere Entbehrung, und Chr. Wagner empfand verwittwet diesen Mangel doppelt schwer. Besuche in der württembergischen Hauptstadt geben ihm zwar geistige Nahrung und gemütliche Anregungen; aber sie häufig zu machen, verbietet schon die Knappheit seiner Mittel, verwehren auch Haushalt und Feldgeschäfte. Daß er in Warmbronn selbst und der nächsten Umgebung ohne Freunde und Anhänger sei, daß es ihm an Männern, die seinen dichterischen Bestrebungen Teilnahme entgegenbringen, dort gänzlich fehle, wäre unbillig zu sagen; ist ihm zu Ehren auf Veranlassung des Buchdruckereibesitzers und Redakteurs Lindenberger doch schon ein paarmal in Leonberg zur Rosenzeit ein Fest gegeben worden, und ohne Eindruck auf die

ländliche Bevölkerung wird es nicht bleiben, daß ihm 1897 auf dem „Schatten" der Deutsche Lehrerverein für Naturkunde durch den Stuttgarter Lehrer Dr. Lutz das Diplom der Ernennung zum Ehrenmitglied überreichte. Aber in lähmender Gleichförmigkeit verläuft für Chr. Wagner dennoch der größte Teil seiner Tage, und auch manche Kränkung hat ihm sein heimatliches Dorf nicht erspart. Der Bauer, wie er durchschnittlich ist, hat nur Respekt vor dem Praktischen, Gewinnabwerfenden, und weil er eine ideelle Beschäftigung nicht zu schätzen vermag, verachtet er sie. Das ist ja nichts Verwunderliches; es kommt aber hinzu, daß der im mittleren Württemberg, zumal auf dem Lande, noch vielgehegte Pietismus geistige Thätigkeit, die mit Kirchlichem nicht zusammenhängt, mit Mißtrauen betrachtet. Zwei kleine Vorkommnisse mögen diese Sachlage bezeugen. Als Chr. Wagners Gattin in Irrsinn verfiel, redeten ihm Dummheit und Bosheit zu Ohren, daß er sie verhext habe, und eine Bestätigung dieser Annahme wurde darin gefunden, daß er ja doch selbst zum Oeftern von — Hexametern gesprochen habe. In neuerer Zeit kam einmal sein Töchterlein Pauline nach Hause und erzählte ihm unter Thränen, daß sie im Dorfe keine Freundin bekommen könne, weil die Mädchen ihres Alters sich der Tochter eines Dichters schämten. Mit solchen Erbärmlichkeiten sollte man im guten Warmbronn endlich aufräumen! Es ist kein Wunder, daß heiße Sehnsucht, aus dieser Enge des Lebens zu flüchten, den Wohnort zu wechseln, in eine größere Stadt überzusiedeln, Chr. Wagners sich zu Zeiten bemächtigt hat. Aber einen glücklichen Schritt würde er damit schwerlich thun. Denn die Sklaverei irgend eines

kleinen Amtes ertrüge er kaum; er würde aber auch, aus ländlich schöner und freier Natur in städtisches Treiben versetzt, die Heimat und den Mutterboden seiner Poesie verlieren. Das möge er sich von der ersten Dichterin Deutschlands sagen lassen, von Isolde Kurz, die mir, als sie im Frühjahr 1896 mit einigen Schriften Chr. Wagners bekannt wurde, schrieb: „Dieser Bauer ist wirklich ein Begeisterter und ein Gefäß des Gottes. Er soll nur nicht mit dem Pflug hadern, dem verdankt er die Stille seiner Seele.“ Wenn aber das Volk, aus dem Chr. Wagner hervorgegangen ist, oder der Staat, dem er angehört, zu seinen Frommen etwas Erkleckliches thun wollte, so möge man ihn um der seltenen Verdienste willen, die er sich um die Hebung der geistigen Kultur seines Vaterlandes erworben hat, eine Pension geben. In den skandinavischen Königreichen würde dergleichen geschehen, und sollte es dort allein möglich sein, sollte bei uns das parlamentarische Banausentum über einen solchen Wunsch immer lächeln dürfen? Das Unentbehrlichste würde Chr. Wagner auf diesem Wege gewinnen: etwas mehr Unabhängigkeit von der Scholle und die Befreiung vom Unwürdigen der Armut.

Jetzt, nachdem uns der Dichter in alle Seiten seines Lebens vertraulichen Einblick gestattet hat, verstehen wir mitfühlend die Melancholie, die wehmütige Trauer und auch die Verbitterung, die sich hin und wieder bei ihm kundgibt, und nur ein höheres Maß von Achtung zwingt er uns ab, daß er als ein tüchtiger „Kämpfer“ mit seinem Schicksal gerungen hat. Denn ihren übervollen Ausgleich, ihr siegreiches Gegengewicht finden jene Aeußerungen ja

doch in einer langen Reihe der mutigsten Selbstbekenntnisse, und wenn es ein Verdienst ist, treumeinend und gläubig gesungen zu haben,

„Daß die Welt, *wie sie auch kreise*,
Liebevoll und dankbar sei,"

so darf sich an den Pforten des himmlischen Paradieses auch Chr. Wagner dessen rühmen. Mit dichterischen Kleinodien aber hat er uns beschenkt, ob er nun in verdüsterter Gemütsstimmung oder in hellem Jubel der Seele von seinem Selbst redet, und höchst charakteristisch sind sie für ihren Urheber; lernen wir die bedeutsamsten also kennen!

Warmbronn ist ein schöner Ortsname. Daß eine warme Quelle dort jemals geflossen sei, scheint nicht bekannt zu sein; der Dichter selbst bezweifelt es und versucht eine andere Deutung.[1]) Eine Verheißung, meint er, liege in diesem Wort und, in der Erinnerung der Jahrhunderte bewahrt, habe sie endlich sich erfüllt. Er nennt weder sich noch sein Lebenswerk; aber ein nicht mehr versiegender Quell warmer Liebe fließt ja wirklich in der Dichtung dieses Warmbronner Bauern! Spricht Chr. Wagner aber hier mit dem Gefühl eines Sohnes von seinem „trauten Heimatsort", so hat er an anderer Stelle auch das Recht, von dem geringen Dank, dem dürftigen Verständnis, das er bei ihm gefunden hat, nicht zu schweigen. In einer melancholischen Stunde, in der ihm die Muse ihren leisen Kuß doch nicht weigert, drängen sich in seine Feder die Verse:

[1]) Sonntagsgänge II, 9.

„Warmbronn ward mir Geburtsort, Heim kaum. — Geistig vereinsamt
Sucht' ich in Liedern mir Trost und Erhebung. — Freudig besang ich
Halmflur, Wiese und Wald und den Berghang. — Nun er zu End' mein
Liedsang, fehlt mir der Trost, und erschreckend geht es hinabwärts." [1])

Der schmerzlichen Vorstellung, daß sein Tagewerk gethan sei, begegnen wir bei ihm öfter. Als er Chrysanthemumblumen von fern sieht, denkt er an weiße, für ihn bald blühende Kirchhofrosen,[2]) und in einer Resignation, die vom Adel der Seele geläutert ist, nennt er als „letzten Wunsch":

„Nun ich beendet mein Werk und besungen im Liede das letzte
Blümlein! — sonnig verklärt Campanulawiese und Waldsaum,
Feldrain, rosiges Hag und die Steilwand der Pulsatilla,
Sehnet mein Geist sich zur Ruh', und nichts sonst wünsch' ich, als selbst mich
Unentwürdigt und rein hinüber zu retten ins schöne
Land der Gefreiten und nicht einbüßen die Krone des Siegers." [3])

Die wehmütige Empfindung des Alterns äußert sich in den „Herbstblumen" mitunter in Klängen von ergreifender Schönheit und Innigkeit. So in den Versen:

„Herbstwiese meiner Seele! Oed und kahl
Und ausgebrannt von heißer Tage Föhn,
Wie anders die, die ich geschaut im Thal,
Von Herbstzeitlosen prangend, rosenschön!

---

[1]) Weihegeschenke S. 42.
[2]) Vgl. die Distichen „Astern", ebenda S. 117.
[3]) Ebenda S. 38.

Herbstwiese meiner Seele! Ohne Thau
Und deine Weidenbäume ohne Schlaf,
Wie anders die, bei deren Rosenschau
Mich schmerzlicher die eigne Oede traf!"

Desgleichen in „Einst und Jetzt":

„Bleich steht das Feld und reif das Korn, das gelbe,
Ganz so wie einst und doch nicht ganz dasselbe.

Ganz so wie einst Thal, Feld, des Weges Borden,
Und doch und doch: Wie viel so fremd geworden!

Wie schön der Wald! Gott, wie bekannt mich schauen
Die Wiesen an, die Fluren und die Auen!

Und doch und doch! Wie ganz mit andern Mienen,
Als hätt' ich nichts zu suchen mehr bei ihnen."

In den „Weihegeschenken" begegnet uns ein kleines in Hexametern geschriebenes Gedicht „Herbstzeitlosen".[1]) Wagner sieht die Abendsonne den Hochwald durchleuchten und flüssiges Gold von den Fenstern eines Hofgutes zurückstrahlen. Zur Stimmung seines Innern aber sprechen die Herbstzeitlosen; denn als die letzten Blüten des Jahres sagen sie ihm, daß nun wieder ein Sommer „durchgelitten" sei, daß er den kargen Trost eines „Es ist vorüber" wieder habe. Behauptet hier wie in anderen Aeußerungen ein wehmütig weicher Ton die Herrschaft, so ist die Signatur eines unter der Ueberschrift „Wochenkalender" den „Herbstblumen" eingefügten Gedichtes schneidende Bitterkeit. Es ist eine Prometheusklage, vom ewigen Einerlei seines täglichen Lebens dem Entmutigten abgepreßt, und

[1]) S. 19.

wer versteht, was es heißt, eine nach dem Großen begehrende Seele zu haben und von Kleinlichem Tag um Tag gezerrt und gequält zu sein, der fühlt auch, daß Erhabenes, daß Tragik in dieser mit hartem Griffel schreibenden und im Reiz der Form, im Wechsel der Bilder doch wieder den Künstler zeigenden Dichtung liegt, in diesem „Wochenkalender":

„Montag erst. — Entsetzlich! — Freudelos
Neu beginnen, wo die Woche schloß.

Dienstag erst. — Entsetzlich! — Ohne Sinn
Spinnen neu des Lebens grau Gespinn.

Mittwoch erst. — Entsetzlich! — Ohne Ziel
Neu durchspielen das durchspielte Spiel.

Donnerstag. — Entsetzlich! — Ohne Gnad'
Neu durchmessen den durchmess'nen Pfad.

Freitag schon. — Entsetzlich! — Welch ein Tand!
Neu durchwaten den durchwat'nen Sand?

Samstag schon. — Entsetzlich! Ohne Gruß
Ewig wandern um des Hügels Fuß.

Sonntag heut'. — Entsetzlich! — Wieder neu
Segeln an dem Leuchtturm hier vorbei!"

Von gleicher Herbheit, gleicher Größe, aber nicht so sehr der Erguß einer persönlichen Empfindung als vielmehr der anklagende Aufschrei eines Schicksalsgenossen aller derer, die der Menschheit als Führer zum Besseren voranschreiten wollen und ebendeshalb von der brutalen Rohheit der Ewigblinden gepeinigt und mißhandelt werden, sind die „Karfreitagsgedanken":

„Des Schicksals Walten, taub ist es und blind,
Ein wildgewordenes scheues Weiderind.

Ein Büffel ist's, der grast auf grüner Heid',
Und leuchten sieht von fern ein rotes Kleid:

Ein Edler naht in seinem Königsschmuck,
Dem Büffel dünkt er wahrer Heidespuk.

Die Hörner senkt er und erhebt den Schweif,
Sein Auge faßt den Purpur und den Reif.

Er stürzt heran, durchbohrt ihn mit dem Horn
Und tritt ihn unter sich in seinem Zorn. —

Karfreitag heut'! — O unglückseliger Tag,
An dem ein Gott des Hornes Stoß erlag!" [1]) —

Doch nicht in diese Töne seelischer Qual, trostloser Gebeugtheit, tiefen Unmuts kann die Dichtung Chr. Wagners aushallen wollen: seinen „Herbstblumen" gesellt sich, als eine Spätfrucht der nämlichen Jahre und als ein Werk neuen Selbstvertrauens, neuen Hoffens „Oswald und Klara", und dem Frohen, dem Harmonischen sich immer wieder zuzuwenden, ist ihm Natur. Seine in das Grau der Mißstimmung, in die Galle der Verbitterung getauchten Lieder sind die Schöpfungen einzelner Stunden, wahr und typisch, weil sie Zeugnisse von Erlebnissen und einer über den Einzelfall hinaus geltenden Wirklichkeit sind, aber doch nur gewaltsame, von außen her erzwungene Ablenkungen von seiner Lebensansicht. Diese läßt sich im Glauben an ihr Recht nicht irre machen, und aus der Ueberzeugung, daß er ein Berufener sei, daß er eine

[1]) Neue Dichtungen, „Herbstblumen".

Sendung zu erfüllen habe, quillt ihm eine sich immer wieder erneuernde Kraft. Davon reden Gedichte aus allen Lebensjahren. Um an Ilgen — Ackerschwertlilien — das Auge zu erfreuen, lenkt er die Schritte zur zerfallenen Weinbergsmauer; die Jugenderinnerungen drängen auf diesem Weg, den er als Kind mit der Mutter oftmals gegangen ist, sich ihm zu, und zu Thränen rührt es ihn, sich selbst wieder als fröhlichen Knaben zu sehen, der nicht ahnte „die traurige Wandlung“.[1]) Aber die Mutter ist es auch, die ihn tröstet; in „seligem Traume“ erscheint sie ihm, da er, des Lebens „längst satt“, von der Erde hinweg möchte, und verkündet ihm, daß er zu höheren Ehren aufgespart sei, daß er göttlichem Auftrag sich nicht entziehen dürfe.[2]) Und so erinnert er sich wieder, daß er der „Anwalt jeglichen Seins“ und ein Priester der Schönheit sei, verspricht in flammender Begeisterung dem Schönen Verherrlichung[3]) und freut sich seiner Dichtergabe, seines „Gewerbes“:

„Welches Gewerbes ich sei? — Goldmacher. — Geringe Metalle
Wandl' ich in köstliches Gold, und eine Tinktur, die besitz' ich,
Kostbar wie keine: Gering Vorkommnis täglichen Lebens
Wandle in Liedgold ich um durch wenige Tropfen des Geistes.“[4])

Freilich, ein Armer in den Augen der Menge ist er dabei geblieben, und kaufen, auf dem Markte kaufen und zahlen kann man mit dem Golde, das er zu machen weiß, gar nichts; gleichwohl würde er nicht um die Schätze eines

[1]) Vgl. „Weihegeschenke“ S. 22.
[2]) Ebenda S. 10—11.
[3]) Vgl. ebenda S. 100—101: „Im Glas dort“.
[4]) Ebenda S. 31.

Krösus sein „Gewerbe“ dahingeben. Hören wir von ihm selber, wie er über diese Zumutung dächte: „Manchmal“ — heißt es in dem Vorwort zum zweiten Teile der „Sonntagsgänge“ — „manchmal empfinde ich schwer, daß der von Feldarbeit ermüdete Leib nicht hören und sehen kann. Ja, und wie oftmals habe ich als zwar geringer aber treuer Arbeiter auf dem Acker des Geistes des Mittags nach einem Trunke und des Abends nach einem Groschen mich umgeschaut! — Und was ward mir zur Antwort:

‚Und willst du Sold von mir und willst du Lohn,
So bist du Liebling nicht und nicht mehr Sohn,
So bist du Söldling nur, so bist du Knecht,
So lohn' ich dich nach Brauch und Herrenrecht.‘ —

Und steht es so, so will ich lieber nicht —
So sprach beschämt ich in dem Traumgesicht —
Sold oder Löhnung, nur den einz'gen Lohn,
Daß ich dein Liebling bleiben darf und Sohn.“

Des beseligenden Gefühles eines Lebens im Geiste und des Vorrangs, den dieses vor aller Erwerbsthätigkeit hat, wird Chr. Wagner in vollem Maße inne. Er sei ein Landmann wie Andere, sagt er von sich selbst in den Geleitworten zu den „Sonntagsgängen“, einfältig und arm; doch etwas sei zu schätzen an dem Blöden:

„Mit Geistern und mit Blumen kann er reden.“ [1])

Ein Born von Liedern, heißt es an einer anderen, mehr pathetischen Stelle, [2]) sei zum „niederen Ameisenfleiße“ dem

---

[1]) I, 5.

[2]) „Balladen und Blumenlieder“, S. 129—130.

Menschen gegeben, damit der Geist nicht ertötet werde, und denen, die zur Bergeshöhe der Erkenntnis und der Schönheitsfreude hinaufsteigen, während sich die pöbelhafte Menge unten drängt und um Gewinn abmüht, ruft ein Gott segnend und seine Arme öffnend zu:

„O heilig . . . seid ihr! Tretet näher,
Ihr Dichter und Propheten und ihr Seher!
Entdecker, Träger meiner Gottgedanken,
Der rohen Menschheit nied're Erdenschranken
Sind nicht für euch! — Nicht Bogen und nicht Netze,
Nicht Kaufmannstisch, nicht Bücher der Gesetze,
Nicht Säge noch der Hammer; nur des Denkens
Gottebenbürt'ge Arbeit, des Versenkens
In mein erhaben heilig Geisteswesen,
Zu dem ich meine Söhne nur erlesen."

Daß sich dieses hohe Selbstgefühl im Ausdruck ein paarmal vergreift, soll zugestanden werden. Zum Mindesten für meinen Geschmack ist es zu viel, wenn Chr. Wagner seinen strahlenden Namenszug als symbolisches Sternbild am Himmel flammen sieht und von einem solchen „Mal des Ruhmes" seine Seele geschwellt fühlt.[1]) Derartige Aeußerungen kann man jedoch entschuldigen. Den geziemenden Maßstab für das eigene Verdienst zu finden, gelingt den Wenigsten, und für Chr. Wagner ist es um so schwieriger, als er bei seinem Lebens- und Bildungsgang die Gelegenheit, sich an Andern zu messen, zu wenig oder erst spät gefunden hat. Zum Zweiten aber sind bei ihm solche Selbstanerkennungen die natürliche Reaktion gegen die

---

[1]) „Neuer Glaube", letzte Frage. Vgl. das Gedicht „Aufrichtung" in den „Weihegeschenken", S. 41—42.

ganz unverständige Geringschätzung, die er von einem Teile seiner Umgebung zu befahren hatte; es sind „Selbstaufrichtungen“ eines Bedrückten. Daß er sich seiner Dorfgenossenschaft nicht überlegen fühle, kann man von ihm ja doch nicht verlangen, und ein so fein empfindender Geistmensch wie Chr. Wagner wird bei dem Beifall, den die „Gebildeten“, die litterarisch Gelehrten, die Leute der wohlsituirten, mit Aemtern und Orden geschmückten Mittelmäßigkeit dem Bauern, dem „Bauerndichter“ entgegengebracht haben, mitunter auch gespürt haben, daß es ein Lob war „halb mit Erbarmen“. Immerhin wird wahre Freundschaft dem Dichter raten sollen, daß er in dieser Hinsicht vorsichtig sei. Auch Andere haben ihre und ihrer Geliebten Unsterblichkeit angekündigt, aber es gehört viel weltläufiger Takt dazu, und wenn es geschieht, so muß es in lapidaren Worten geschehen und in Versen, die besser sind als die am Schlusse von „Oswald und Klara“.

Völlig mißdeutet aber würde diese kleine Rüge, wenn Jemand sie dahin auslegen wollte, als solle sie dem Dichter das stille Hochgefühl, daß er einer der Berufenen und Auserwählten sei, verkümmern, oder als hätte sie die Absicht, ihm jegliche von enthusiastischem Empfinden getragene Aeußerung über sein geistiges Ich zu verwehren. Daß Chr. Wagner von seiner Bestimmung, wie er sie erkannt zu haben glaubt, vor den Menschen rede, gehört ja mit zu seiner Aufgabe, und wie sollte ein Prophet, der nicht an sich selbst glaubt, auf Andere wirken? Hüten wir uns auch, ihn mit zu kurzem Maßstab zu messen! Geniale Veranlagung ist etwas Dämonisches, und daß sie die Seele

ihres Trägers überwältigt und im Sturm mit sich reißt, ist ihr Recht. Als einer, der die Probe gemacht hat, als ein Kenner zeichnet Chr. Wagner selbst ihr Begehren und Gebaren vortrefflich. Und zwar in einer Sonntagsbetrachtung der „Balladen und Blumenlieder". [1]) In einem Märchen, einem Gleichnis, erzählt sie uns von den „Gebannten Geistern", die in einer Truhe verschlossen waren, bis der Knabe, den die alten Sagen nicht ruhen ließen, den Zauberschlüssel gefunden hat. Indem er aber die Truhe aufschließt, stürmen die Geister unaufhaltsam, übermächtig hervor, als ihren Erlöser ihn grüßend, ihm aber auch ankündigend, daß er nun der Ihre sei, daß er ihnen, als seinen Begleitern und Begleiterinnen, nicht mehr entrinnen könne, daß sie ihn mit sich tragen wollen über Thal und Hügel, über Berge und Meere. Und entzückt überläßt sich ihren lockenden Verheißungen der Knabe, um mit ihnen der Niederung zu enteilen und die Aetherfahrt augenblicklich zu wagen. Also überwältigen die Geisteskräfte, die „im Abgrund des Innern" schlummernden Riesen, sobald sie geweckt und entfesselt sind, ihren Thüröffner, und „halb erzwungen, halb freiwillig freudig" ist seine „Mitflucht" nach den „unsagbar weiten Freiheits- und Schönheitsreichen". Und fast bange wird dem Menschen und Dichter bei diesem stolzen „hohen Flug", bange vor dem Gedanken an ein Ermüden der Schwingen; aber lieber möchte er, daß ein Blitzstrahl ihn jäh verzehre, als daß er zum Erdenstaub zurückkehre. Doch mischt sich in diese Schauer auch wieder die Lustigkeit des Geistes,

[1]) S. 112—116.

der in phantastischem Humor seine Freiheit zurückgewinnt und so an den vorübergehenden Bildern der „Aetherfahrt“ sich ergötzt:

„Gelüstet dich's, ein Sternlein aufzuknacken?
Den hungrigen Kometen dort zu packen,
Der dort statt seinem nächtig tollen Schwärmen
Auch besser thät', sich seinen Leib zu wärmen?
Er streift soeben an mit der Laterne
Am Jupiter, in kurzer Meilenferne.
Der steht wohl da wie eine Weltenscheuer,
Doch ist's in seiner Nähe nicht geheuer;
Es flattern um das alternde Gehäuse
Planetlein[1]) wohl, als wären's Fledermäuse.
Unfern davon ein Meteorenrasseln,
Wie Maienkäfer von den Bäumen prasseln;
Und seine Monde treten aus den Bärnen;[2])
Roßknechte sind's mit ihren Stalllaternen,
Roßknechte vier, die nach den Rossen schauen
Und sie noch füttern vor dem Morgengrauen.“

Den vollendeten Ausdruck für seine Selbstschilderung aber gewinnt Chr. Wagner in vier Gedichten, von denen das eine für sich steht, die drei anderen zu einer Gruppe zusammentreten. Sie finden sich ebenfalls in den „Balladen und Blumenliedern“. Aus der leidenschaftlichen Stimmung der Seele geboren, von hohem Pathos, von der ergreifenden Schönheit der über düsterer Moorlandschaft aufgehenden Sonne ist „Mein Gethsemane“. An den Waldsee, in dessen Fluten schon manches geängstete Menschenkind Frieden gefunden hat,[3]) führt auch den Dichter sein Weg:

[1]) Planetoiden (Anmerkung des Dichters).

[2]) Von Barn, schwäbisch = Bodenraum einer Scheuer (Anm. des Dichters, S. 116).

[3]) Vgl. oben S. 64.

„Nun mein Flehen findet nicht Erhörung,
Bleibt mir übrig nur die Selbstzerstörung. —

Also sprach ich, an das Schicksal klagend,
Also sprach ich, an mir selbst verzagend;

Also sprach ich, längs der Lichtung schweifend,
An dem See im Walde jetzo streifend;

Also sprach ich, als ein Schönheitsbildnis
Vor mir auftaucht aus der Tannenwildnis:

Schlanken Wuchses, hochgewachs'nen Leibes,
Eine stolze Prachtgestalt des Weibes.

Dunkle Flechten von der Scheitel fallend,
Das gebräunte Angesicht umwallend;

Stolze Hoheit auf der Stirne thronend,
Holder Liebreiz auf den Lippen wohnend,

Mit den Flammenaugen mich erkennend,
Süßen Tones mich beim Namen nennend:

‚Nicht verlangend nach den Wassern schauen!
Heimwärts kehre! Dem Geschicke trauen!

Kein Verstecken an dem Nachtgestade!
Vorwärts schreite auf des Siegers Pfade!

Können Wolken dir dein Ziel verhüllen?
Deine Sendung eile zu erfüllen!

Vorwärts denn, — und sollst du untergehen,
Will ich tröstend dir zur Seite stehen!'" [1])

---

[1]) „Balladen und Blumenlieder", S. 52—53.

Nicht weniger machtvoll sind drei Gedichte, die (nebst mehreren andern) unter der Ueberschrift „Die Berufung“ vereinigt sind.[1]) Das Gefühl seiner erhabenen Aufgabe erfaßt hier den „Bauern zu Warmbronn“ am Pflug, und selige Selbstgewißheit steigert sich in ihm zu visionärer Entzückung; so fließen ihm Worte von ebensoviel schlichter Größe als hinreißender Ueberzeugungskraft von den Lippen, und der typische Ausdruck eines aus dem Volke hervortretenden Propheten liegt in ihnen. Das mittlere Gedicht ist uns schon bekannt geworden; aber zum Teil einer Gedankensymphonie wird es, wenn es neben den andern hier wiederklingt, und ihre einzelnen Stücke lauten:

„Laß hinter dir die Heimat, die dich quält
Und nicht den Geist begreift, der dich beseelt!

Laß hinter dir die Arbeit, die dich bückt,
Und deine Frone, die dich niederdrückt!

Laß hinter dir das Dorf, drin du geweilt,
Das nichts mit dir als Irdisches geteilt!

Laß hinter dir das Alles! rufet stets
Der Geist in mir, und in die Welt mich weht's.“

*　　*
*

„Wer war es, der mich Armen in der Haft
Des kleinen Dörfleins rüstete mit Kraft?

Durchleuchtete mein schattendunkel Nichts? —
O eine Gabe war's des ew'gen Lichts!

Das meine klein' und meine große Welt
Mit seinen Rosenstrahlen mir erhellt

---

[1]) Ebenda, S. 131—133.

Und Gegenwart und Zukunft machet klar
Und das Vergangene mir offenbar. — —

Ich hatt' nicht Wissenschaft, ich hatt' nicht Kunst,
Mir wurde beides durch der Götter Gunst,

Und Königen und Fürsten steh' ich gleich,
Doch in der Zukunft schlummert noch mein Reich."

* * *

„Kurz ist die Zeit und kurz auch selbst ein Jahr
Für einen Geist, der auf der Gottschau war,

Der Welt und Zeit und Endlichem entrückt
Vor überirdischer Schönheit steht entzückt;

Tief unter ihm als sel'ge Waller dreh'n
Die Sterne sich, die auf und nieder geh'n;

Hoch über ihm als Nebelwolkenflaum
Umschiffen ihn im Kreise Zeit und Raum.

Ein sel'ger Brennpunkt liegt dem Aug' enthüllt,
Wo aller Mißklang sich im Einklang stillt.

Melodisch strömt seit Ewigkeiten dort
Weltklang zum Einklang hin gereinigt fort."

* * *

Dürfen wir das Ganze der Dichtungen Chr. Wagners mit einem aus mehreren Geschossen bestehenden Bau vergleichen, so ist nun wohl kein Stockwerk und kein Gemach mehr übrig, in das wir nicht Einblick genommen hätten, und nur die Frage wird noch zu stellen sein, welchen Gesammteindruck dieses Gebäude macht. Oder um das Bild zu verlassen: Wie lautet das ästhetisch-kritische Resumé, das sich am Ende unserer Betrachtung ergibt?

Die dichterischen Hauptgattungen, in denen wir Chr. Wagner kennen gelernt haben, sind die epische und die lyrische; im Dramatischen hat er nur einmal sich versucht, als er das Schauspiel „Abi-Melech" verfaßte. Aber dieses Stück, das seinen Stoff dem 9. Kapitel des „Buches der Richter" entnimmt, ist eine sehr schwache Arbeit; die Erfindung ist dürftig, der Ausdruck hölzern, die dramatische Gestaltung der Fabel ganz unbeholfen, und auch von einer Charakterzeichnung der handelnden Personen läßt sich nicht reden. Solche Stilübungen macht ein nicht übel veranlagter Gymnasialschüler, bei dem Lektüre nachklingt, bei dem sich der Sinn für Poesie und Geschichte zu regen beginnt, und es ist ja nicht auffällig, daß Chr. Wagner noch in seinen zwanziger Jahren diese Stufe des Darstellungsvermögens nicht überschritten hatte, da er sich auf dem Wege der Selbstbelehrung nur langsam eine über das Elementare hinausreichende Bildung anzueignen vermochte. Biographisch hat jedoch das Schauspiel „Abi-Melech" schon insofern Interesse, als es die Rache, die sich an Bluttthaten, an Grausamkeiten knüpft, zum Motiv der Handlung macht. Den ersten Anlauf auf epischem Feld hat Chr. Wagner mit der Erzählung „Schloß Glemseck" unternommen. Auch hier ist die gestaltende Kraft noch schwach: dem Dicher ist es um den Vortrag von Empfindungen zu thun, und diese sind noch sehr jugendlich, sehr sentimental gefärbt, Romantik für Flaumbärte und Backfische; aber der Ausdruck ist besser als im „Abi-Melech", und von der seelischen Individualität Chr. Wagners kommt mehr zum Vorschein. Der reifen Zeit des Dichters entstammen die unter die „Weihegeschenke" aufgenommenen „Epischen Bilder

aus Hadrian". Der Plan zu dieser Schöpfung erwuchs, als Chr. Wagner mit Gregorovius' Geschichtswerk „Kaiser Hadrian" bekannt wurde, und seine eigene Lebensansicht sollte sich in ihr spiegeln. Der Verdruß über die Pietisten, „die Puritaner unserer Tage", denen „jede schöne Blume nur das Prachtkind der Eitelkeit und jeder Nachtigallenschlag nur der Lockruf des Satans ist",[1]) war in ihm lebendig, der Verdruß über die Kirche, die „lauter Wichte" braucht, um ihre Gnadenmittel begehrt zu sehen: so sollte der „schönheitsfreudige Imperator" ein Protest gegen die Finsterlinge und Frömmlinge, gegen die Askese sein. Man könnte diese Absicht loben, wenn ihre Ausführung glücklicher wäre. Aber die aus zwölf Gesängen bestehende, in die geschichtliche Ueberlieferung frei Erfundenes mischende Dichtung ist von sehr lockerem Gefüge der Teile, und wenn auch der Titel nichts anderes verspricht als ein Nebeneinander von Bildern, denen die Beziehung auf Hadrian gemeinsam ist, so sollte ein episches Werk auf die Verbindung der Begebenheiten doch mehr Bedacht nehmen und sollte, was als Geschehnis erzählt wird, nicht vom Beiwerk der Reden und Situationsschilderungen überwuchern lassen. Einzelnes, wie der Tod und die Apotheose des Antonius (der als ägyptische Nymphaea, als Nilblume ins Leben zurückkehrt), ist schön; Anderes macht den Eindruck des Anempfundenen und darum Stelzenhaften, wie man denn die ganze Figur der priesterlichen Hetäre mit Vergnügen vermissen würde. Im Uebrigen ist bei der Menge

---

[1]) Briefliche Ausdrücke Chr. Wagners aus den Jahren 1892 und 1893.

der schlechten Hexameter und erzwungenen Wendungen des Ausdrucks, denen man begegnet, von einem Genuß, den die Dichtung mache, kaum zu reden.

Dichtungen von größerem Plan oder Umfang sind es also nicht, in denen sich das Talent Chr. Wagners bewährt; man müßte denn „Oswald und Klara" als eine solche gelten lassen. Aber dieses Werk ist kein strenge geschlossenes Ganzes, keine aus innerer Notwendigkeit geformte Komposition; es ist in 46 Abschnitte zerstückelt, und wenn auch der Gedanke der Neubelebung oder Neugestaltung in ihm immer wiederkehrt, so könnte doch unbeschadet der Einheitlichkeit des Ganzen die Hälfte dieser Abschnitte fehlen. Dagegen liegt Chr. Wagners Stärke in jenen einzelnen Gedichten und kleinen Erzählungen, wie sie uns in großer Anzahl begegnet sind. Sofern sie Märchenpoesie sind, gehören sie, mag ihre Form nun gebundene Rede oder Prosa sein, der epischen Gattung an; neben sie aber tritt Lyrik, und zwar umspannt Chr. Wagner nahezu alle Arten derselben, die hymnische, odenartige Dichtung, das Lied im engeren Sinne, die Ballade, das Stimmungsbild, die Gedankendichtung oder die Lyrik der Betrachtung von der Elegie bis zum Epigramm. Auch seine Landschaftsgemälde, Genre- und Reisebilder wird man hier einzurechnen haben; denn sie sind durchaus in eine subjektive, lyrische Stimmung getaucht. Im Allgemeinen enzieht sich die Wagnersche Poesie hinsichtlich ihrer Gattung einer scharfen Grenzbestimmung; Episches und Lyrisches gehen ineinander über, und beides nähert sich da und dort dem Didaktischen. Wie aber in seiner Märchenpoesie, die ja überall einen mit lebhafter Gefühlserregung verknüpften

Phantasievorgang objektivirt, die Saite des lyrischen Empfindens mitschwingt, so pflegt auch das Didaktische, das lehrhaft Beschreibende und Moralisirende, das er seinen Dichtungen einfügt, den Anhauch einer lyrischen Stimmung zu haben. Schon die Kompositionsweise, wie sie sich Chr. Wagner unter Zuhilfenahme des Wechsels von Prosa und gebundener Rede in den drei Teilen der „Sonntagsgänge" und in „Oswald und Klara" zu einer ihm eigentümlichen Technik ausgebildet hat, befördert eine Vermischung der dichterischen Elemente: geht er doch von der dichterischen Erzählung und epischen Schilderung in den lyrisch-subjektiven Gefühlserguß oder auch in gedankenhafte Reflexion unmittelbar über. Ein Werk wie „Oswald und Klara" einer bestimmten dichterischen Kategorie zuzuweisen, fällt darum schwer; als die Erzählung von, wenn auch erträumten, Erlebnissen ist es epischer Natur, aber lyrische Gedichte sowohl als Reflexionen drängen sich überall dazwischen. Sind es nun Mischgattungen der Poesie, in denen Chr. Wagner seine künstlerischen Intentionen auszuführen liebt, so wird man ihn doch — ungeachtet der Eigenart und des Glanzes seiner Märchenpoesie — als Lyriker zu nehmen haben. Denn lyrisch ist die Grundstimmung seiner Seele, lyrisch der Grundton seiner Poesie, und auch reine oder eigentliche Lyrik findet man bei ihm in Menge.

Man kann Chr. Wagner sehr wohl mit Robert Burns vergleichen, da das Talent, die Gemütsart und das Aeußerliche des Lebens beider Männer Aehnlichkeiten bieten; verkehrt aber ist es, ihn als „Naturdichter" auszurufen. Der Begriff „Naturdichter" will an sich nicht viel sagen, da, wer nicht von Natur ein Dichter ist, dieses Prädikat

überhaupt nicht verdient; sofern man aber mit dem Worte „Naturdichter“ einen Dichter bezeichnen will, der der Natur, d. h. der natürlichen Begabung (wie man meint), Alles, der Kunst und Bildung gar nichts verdankt, trifft es auf Chr. Wagner nicht zu. Denn wenn auch das Beste seiner Poesie seine Herzenswünsche und Träume sind und seine ursprüngliche dichterische Begabung keine andere Anregung brauchte als Flur und Wald, so hat er in seine Dichtung doch eine Anzahl von Vorstellungen, die aus der Kulturwelt und Kulturgeschichte stammen und nur auf dem Wege der Bildung oder des Sichunterrichtens gewonnen werden, aufgenommen; er hat an Ueberlieferungen der deutschen Vorzeit, an Bildern Indiens und des persischen wie des arabischen Orients seine Phantasie genährt,[1]) hat sich in die Antike hineinzudenken versucht, und schon die Maske des „Braminen“, mit der er in seiner ersten Gedichtsammlung vor das Publikum trat, paßt nicht zum „Naturdichter“. Er hat aber auch zum Oeftern Formen der Poesie angewendet, die sich keineswegs dem unmittelbaren rhythmischen Empfinden eines deutschen Dichters einstellen, die zu uns gerade von sogenannten „Kunstdichtern“ gebracht wurden: er hat Sonette, Hexameter, Distichen geschrieben. Und vermutlich wird er, da wir nun einmal eine Litteratur haben und also ganz von vorne Niemand mehr anzufangen braucht, das erste „Singen und Sagen“ von Andern und aus Büchern gelernt haben. Wie sollte sich überhaupt von derartigen Einwirkungen Jemand frei halten

[1]) Vgl. z. B. das Märchen von der Syringe, Sonntagsgänge II, 17 ff.

können, der nicht in der Wildnis aufwächst und abstirbt? Im vorigen Jahrhundert, bei dem schottischen Schäfer James Hogg oder dem Weber Robert Tannahill, mochte man noch mit einigem Recht von Naturdichtern reden; im heutigen Deutschland, wo Postboten, Zeitungen und Zeitschriften in jedes Dorf kommen, wird dieser Begriff zu einem Absurdum. Wenn aber Jemand erinnern wollte, daß Chr. Wagner aus einer verhältnismäßig geringen Summe äußerer Anregungen viel gemacht habe, so vergißt er, daß jeder Dichter nur einen Grashalm braucht, um eine ganze Wiese zu sehen, und daß jeder Mensch von Geist das Wunder der Verwandlung von 5 in 5000 Brode vollzieht. Aber auch die Bezeichnung „Volksdichter", wenn sie einen sachlichen Sinn haben und mehr bedeuten will, als daß Chr. Wagner ein Mann „aus dem Volke" oder dem Bauernstand sei, ist nicht zutreffend. Ein Volksdichter war der Nürnberger Grübel, der die Empfindungs- und Denkweise des gemeinen Volkes wiedergab, der wie dieses seine Männer und Frauen beim „Kränzla" oder in der „Auktion" reden ließ; ein Volksdichter höheren Stils war Joh. Peter Hebel. Es ist nicht gerade nötig, daß sich ein Volksdichter des Dialektes bedient, es ist auch nicht nötig, daß die gesellschaftlichen Stände, denen er das Wort gibt, gerade Handwerksgesellen, Kleinbürger, Knechte und Mägde sind; eine volkstümliche, eine in allen Kreisen des Volkes verständliche Ausdrucksweise aber muß ein Poet, der auf den Namen Volksdichter Anspruch macht, haben, und auch der Inhalt seiner Schriften muß derart beschaffen sein, daß es keiner über das Durchschnittsmaß hinausgehenden geistigen Bildung und seelischen Erfahrung bedarf, um ihn

zu verstehen. Läßt sich nun dergleichen von Chr. Wagners Dichtung behaupten? Ich glaube, mit wenig Recht. Die schlichte, die natürliche Sprache des Herzens, der wir bei ihm begegnen, darf hierüber nicht täuschen; sie ist viel mehr dichterisches Gut als Anlehnung an die Volksrede. Und der Gedankenkreis des Volkes, ist es dieser, den die Dichtung Chr. Wagners vergegenwärtigt? Gewiß nicht! So wie er sieht die Pflanzen, die Bäume, die Tiere das gewöhnliche Volk eben nicht an. Chr. Wagner ist ein Sinner, ein Träumer, ein Grübler, seine Phantasie dringt in die Geheimnisse des Seins ein, sucht Gestaltung für Ideen, für Abstraktes; eine solche Geistesart findet immer nur Einzelne als Verwandte, wenn diese Einzelnen auch in allen Bevölkerungsschichten vorhanden sein mögen und bei günstigen Umständen oder Zeitläuften zu Vielen werden können. Die eine und andere seiner Dichtungen kann sehr wohl populär werden, und mitunter, wie z. B. in dem sehr hübschen „Märchen von der Bachstelze“ [1]), ist sein Ton ganz volksmäßig, aber von der Masse seiner Gedichte gilt dies nicht. Viele eignen sich nur für einen engeren Leserkreis, und Vieles ist sogar den „Gebildeten“ nicht leicht verständlich, weil es von schwerem Gedankengehalt und im Ausdruck dunkel ist und sowohl ein liebevolles Sichversenken in die philosophisch-religiöse Denkweise des Autors als auch einen sehr lebendigen Natursinn voraussetzt. Mit den Angelegenheiten seiner Bauern befaßt sich Chr. Wagner als Poet kaum nebenher, und nur eine Ausnahme ist es, wenn Gestalten des Dorfes mit so viel realer Leibhaftigkeit

[1]) Sonntagsgänge II, 47.

vor uns erscheinen, wie in den „Balladen und Blumenliedern“, ein „verlorener Sohn“ und ein „später Gast“.[1]) Das Märchen vom Kartoffelgeistlein richtet sich nebst der Sonntagsbetrachtung[2]), zu der es gehört, gegen den ländlichen Schnapsgenuß; aber gerade hier ist die Bildschöpfung des Dichters nicht einfach genug, um auf Bauernsinn zu wirken.

Die Frage, inwieweit Chr. Wagner die Art eines „schwäbischen Dichters“ hervorkehre oder inwieweit in seiner geistigen Individualität der Angehörige des schwäbischen Volksstammes erkennbar werde, beantwortet sich zum Teil aus dem eben Gesagten: wäre Chr. Wagner nach dem vorherrschenden Charakter seiner Schöpfungen ein Volksdichter, so würden auch die geistigen Merkmale des Volksstammes, aus dem er hervorgegangen ist, bei ihm reichlicher und deutlicher sichtbar sein. Dabei ist freilich zu bedenken, daß es den sicheren „Typus“ eines schwäbischen Dichters nicht gibt, da doch die Mannigfaltigkeit der Talente und individuellen Neigungen in ein paar Formeln nicht gefaßt werden kann und das Eine und Andere, was als schwäbisch in Anspruch genommen wird, allgemeindeutsch oder doch süddeutsch ist. Vielleicht wird man sagen dürfen, daß Chr. Wagners Hang zu selbständig und eigensinnig grüblerischer Erfassung der Welt und des Lebens, daß die Innerlichkeit seines Wesens und der träumerische Zug seines Geistes im schwäbischen Naturell wurzeln, und gewiß findet sich in seiner innigen, auch das Schalkhafte

---

[1]) S. 140 und 141.

[2]) Vgl. S. 102 und 104 der „Balladen und Blumenlieder“.

und Humoristische nicht ablehnenden Empfindungs- und Redeweise Manches, was die besondere Färbung seiner heimatlichen Sitte und Art hat. Daß er württembergischen Oertlichkeiten, württembergischer Vorzeit und Geschichte als Dichter eine liebevolle Aufmerksamkeit schenkt, bezeugen z. B. seine „Bilder aus Lorch“ und das hübsche „Albvereinslied“, das schwäbischen Sängern zu empfehlen ist, und mitunter verwendet er, wie in den Vogelgesprächen, auch schwäbische Dialektworte, oder nähert sich, wie mit dem Reim „alle Wegle lauf' ich um (om), bis ich zu mei'm Jäger komm'“, dem schwäbischen Volkslied. Aber dies Alles charakterisirt seine Dichtung doch nur von fern und nebenher; ein so subjektiv gearteter, so individuell entwickelter Mensch wie Chr. Wagner widerstrebt der Einfügung in eine Stammesschablone, und die Phantasiegebilde, in denen er lebt, tragen keinen anderen Stempel als den seiner eigenen Seele. Aehnliches gilt auch von den geistigen Beziehungen, die er zu fremder, nichtdeutscher Kultur zeigt. Chr. Wagners Schönheitsfreude hat etwas vom Griechentum; im Uebrigen aber ist seine Sinnesart so unhellenisch wie möglich. Viel eher läßt sich von einer Verwandtschaft mit indischem Geiste reden; die Gedanken der Seelenwanderung, die Tierschonung und das Predigen des Mitleids, der Milde, des Erbarmens mit aller Kreatur hat die Lehre Chr. Wagners mit den großen indischen Religionen, insbesondere mit dem Buddhismus gemeinsam, in der Art, wie der Warmbronner Dichter den Wald liebt und preist oder in seinem Glauben an die Geschütztheit und Unverletzlichkeit des im Frieden mit der Natur Lebenden haben wir auch einzelne Züge gefunden, die an indische

Gemütsstimmung und Denkweise erinnern, und gelegentlich lesen wir sogar wie in buddhistischen Schriften von einem „Erleuchteten“.[1]) Auch ist sich Chr. Wagner dieser Uebereinstimmung ja selbst bewußt: im ersten Bändchen seiner Gedichte spaltet er, teils um die Mehrseitigkeit seiner Absichten anzudeuten, teils um Dialoge zu ermöglichen, sein Ich in die Dreiheit des (ländlichen) Märchenerzählers, des Braminen und des Sehers Oswald,[2]) und wenn er diese Fiktion auch späterhin fallen läßt, so tritt uns die Gestalt des indischen Priesters doch noch in den „Balladen und Blumenliedern“[3]) entgegen. Chr. Wagner gebraucht hiebei stets die aus dem Französischen entlehnte Wortform „Bramine“ anstatt der richtigeren und heute bei uns allgemein üblichen „Brahmane“; er sagt uns auch gelegentlich,[4]) daß sein „Bramine“ ebensogut als Buddhist gedacht werden könne, und schon dies läßt merken, daß sich seine Bekanntschaft mit indischer Religion und Kultur an der Peripherie hält. Die Uebereinstimmung ist aber nur um so merkwürdiger, wenn sie nicht auf einer Anlehnung, einem Empfangen beruht, und in der That verdankt Chr. Wagner jenen Ideenkreis nicht erst der Bekanntschaft mit den Indern. Dennoch muß auch hier betont werden: die Verwandtschaft mit indischer Denkart erstreckt sich auf ein begrenztes Gebiet, und von den indischen Weisen, zumal den buddhistischen, scheidet den Verfasser des „Neuen

---

[1]) Neuer Glaube, Frage 47.

[2]) Vgl. die Einleitungsverse zu den Sonntagsgängen I, 5 (3. Aufl.).

[3]) S. 129—130.

[4]) Sonntagsgänge I, 8 und 128 Anm.

Glaubens" schon gründlich genug seine Bekämpfung der Askese.

In der Einleitung zum ersten Bändchen der „Sonntagsgänge" bemerkt Chr. Wagner am Schlusse: „Sollte der geehrte Leser da und dort Unrichtigkeiten finden, so bitte ich ihn, nachsichtig zu sein, denn ich, der Verfasser, bin nur ein armer, ungelehrter Landmann." Das nämliche Ersuchen stellt das Vorwort zum zweiten Bändchen und ebenso das zum dritten. Wer wird nicht geneigt sein, eine solche Nachsicht zu üben? Es wäre ja fast verwunderlich, wenn Wagner den Mangel einer in der Jugend und auf Schulen erworbenen regelrechten Bildung bis auf die letzte Spur ausgetilgt hätte. Ob er der eigenartige Dichter, der er ist, geworden wäre, wenn er nicht in der freien Natur, sondern unter Schulmeistern und belastet mit den tausend nützlichen und unnützlichen Kenntnissen eines Gymnasiums zum Jüngling erwachsen wäre, ist sehr fraglich; da er aber weder in Latein noch in Griechisch Unterricht empfangen hat noch in deutscher Sprachwissenschaft heimisch ist, so darf man auch die Korrektheit des Gelehrten von ihm nicht verlangen. Indessen fragt es sich, was unter jenen „Unrichtigkeiten" zu verstehen ist. Wir werden kein Aufhebens machen, wenn wir einmal „Carniol" bei ihm lesen statt „Carneol", oder wenn uns in den Worten Orion, Basalt, Achat eine falsche Betonung begegnet, oder wenn mit der richtigen Wortform „Schachtelhalm" die unrichtige „Schaftelhalm" wechselt; in solchen Dingen entschuldigt ihn die Lückenhaftigkeit oder Unsicherheit seiner Kenntnisse. Aber gerade Verstöße dieser Art kommen bei ihm sehr selten vor. Dagegen finden sich mancherlei sprachliche

Inkorrektheiten, bei denen man sich sagen muß, daß er vom Richtigen ohne Zweifel Bescheid wußte, daß er aber bei der Versbildung sich gehen ließ, und ein Beurteiler, der nicht der Blindheit oder der Verhimmelung bezichtigt werden will, darf hiezu nicht schweigen. Zu diesen Bequemlichkeiten oder Willkürlichkeiten gesellen sich Unebenheiten des dichterischen Ausdrucks, Mängel in der dichterischen Form: es handelt sich, um die Verfehlungen mit einem Worte zu bezeichnen, um formschwache Stellen, und man muß einräumen, daß Chr. Wagner vom Vorwurf der Unachtsamkeit in Sachen der Sprachform und der Form überhaupt nicht völlig freizusprechen ist. Diese Sorglosigkeit hängt freilich wiederum mit der Naivetät seines Schaffens zusammen, der Mangel an Selbstkritik entspricht dem Mangel an Belesenheit, und öfters mag es auch eine unrichtige Vorstellung von der licentia poetica gewesen sein, die den Unbelehrten, den Anfänger irre führte. Aber im Rest bleibt immer, daß Chr. Wagner gegen sich, gegen die Kinder seiner Muse strenger sein dürfte. Damit diese Bemerkungen nicht grundlos erscheinen, mag uns die kritische Polizei einige Warmbronner Delinquenten vor Augen führen. Es sind Wortbildungen wie „bedunken“ (statt bedünken), Zusammensetzungen wie „Goldeskäfer“ (statt Goldkäfer), „Graseshalm“, „Lichtesnelken“, Dative wie „dem Imperatoren“, „einem Königsaaren“, Verbindungen wie „statt seinem Schwärmen“ (für: seines Schwärmens). Im zweiten Teil der „Sonntagsgänge“ findet sich „ein Gott nur ist's, wo bleibet ewig jung“; diese Satzbildung verbessert der „Neue Glaube“ in: „der bleibet“, womit freilich der Ausdruck noch nicht ganz flüssig wird. Im zweiten

Teil der „Sonntagsgänge“ ist das i in Maria einmal als Kürze gebraucht. Matte und platte Stellen hat Chr. Wagner sehr selten; in der Legende des 21. Sonntags des ersten Bändchens aber macht uns ein „hat ihn schon“ stutzig, und dieses Gedicht verschmäht überhaupt nicht bare Prosa. In die neunte Sonntagsbetrachtung der „Balladen und Blumenlieder“ verirrt sich die Festredner- und Parlamentarierfloskel „voll und ganz“. Den Apostroph nimmt Wagner häufig in Anspruch, und öfters geschieht es in sonderlich unschöner, das Ohr verletzender Weise: „Ros'“ für Rose, schon von der Umgangssprache gemieden, lautet nicht gut, und gegen „schwarzäug'ge“ sträubt sich die Zunge. Hie und da hat der Reim eine nachlässige Wortstellung oder ein Flickwort veranlaßt; zur Entstellung eines schönen Gedichtes müssen, weil am Ende der vorangehenden Zeile „gefallen“ steht, die Früchte der Rosen „wallen“, und „Gräberlagen“ (statt Gräber) folgt erzwungen genug auf „tragen“. In den Reimlauten gestattet sich Chr. Wagner viele Bequemlichkeit; doch möge ihm hiebei zur Rechtfertigung dienen, was ich über „reine“ und „unreine“ Reime an anderer Stelle sagen zu dürfen geglaubt habe.[1]) Unzulässig sind dagegen Reime wie „jung — Begeisterung“ oder „flattert daher — die Blume ist der“ („noch unerlöste Gedanke“ nämlich, wie wir in der nächsten Zeile hören). Mit veralteten Wortformen oder Seltengebräuchlichem, wie z. B. „leihtest“ (statt liehst), „das Hag“ (statt: der Hag) wollen wir nicht

[1]) In meinem Buch „Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke“ (Stuttgart, bei Cotta), I, 551—555.

rechnen, und willig sei dem ungelehrten Dichter verziehen, was er im Ringen mit antikem Metrum verfehlt hat. Daß Chr. Wagner für den Rhythmus ein sehr feines Ohr hat, wo ihn sein dichterisches Empfinden unmittelbar leitet, muß ausdrücklich hervorgehoben werden; ein zu kurz geratener Vers wie „Schwarzäug'ge Tochter aus dem Paradiese“ (folgend auf: „Laß die Hand mir, meine Braut, du Süße“) steht vereinzelt; anders aber liegen die Dinge beim Gebrauch nichtdeutscher Metra. Als Chr. Wagner anfing, nach Mustern, die er in Anthologien gefunden hatte, Hexameter zu machen — eine „Zwischenfrucht“ meinte er mit ihnen angebaut zu haben[1]) —, war er sich über die Gesetze der Anwendung dieses Versmaßes im Deutschen noch nicht klar, und wenn ihm auch späterhin eine theoretische Unterweisung zu teil wurde, so reichte seine Uebung doch nicht zu, mit den harten Stellen seiner ersten Versuche aufzuräumen. So erstaunen wir denn über allerlei Wortbastarde wie „wonnsüß“, „du weißest“, „Anwöhnung“ (statt Angewöhnung), sichtbarlich, Wallfährener, über Versungeheuer, bei denen wir in „thörichteren“ dem i, in „schwermutsvoll“ dem u den Ton geben sollen u. s. w. Zumal in den „Epischen Bildern aus Hadrian“, wo es galt, auf lange Strecken hin die Sprödigkeit des antiken Metrums zu überwinden, häuft sich die Kontrebande, während die in Hexametern und Distichen abgefaßten kleineren Gedichte, wie die „Idyllen“ und „Epigramme“, zum größten Teil wohlgeglückt, ja vortrefflich sind. Doch es ist Zeit, dieses Register der Unzulänglichkeiten zu schließen,

[1]) Vgl. das Vorwort zu den „Weihegeschenken“.

wenn nicht das Charakterbild des Dichters an Wahrheit eher verlieren als gewinnen soll. Denn in einem Atem genannt, wirken sie nicht anders, als fänden sie sich bei ihm auf Schritt und Tritt, während sie in seinen Schriften durch die Masse des Mangellosen, ja Formvollendeten, mit allem Zauber sprachlicher Anmut Ausgestatteten nahezu verdeckt werden. Was Chr. Wagner in einem schönen Gedicht von der Sprache der „Sternensöhne" sagt,[1]) gilt wahrlich oft genug von seiner eigenen, seiner „Menschensprache": in Melodien wogt sie auf und ab. Hundert Proben haben uns davon überzeugt, und wenn die in diesen Blättern mitgeteilten Gedichte auch eine Auswahl sind, so ließen sich ihnen doch noch viele tadellose an die Seite stellen. So bleibt nur übrig zu wünschen, daß Chr. Wagner auf die Ausführung seiner Gedichte mehr grundsätzliche Achtsamkeit verwenden möge. Es ist ein ungeschickter Rat, wenn man ihn glauben macht, daß er die Feile verschmähen dürfe, daß er jeden Vers, wie er aus der Feder gerade laufe, passiren lassen solle. Denn die Beherrschung der Sprache gehört nun einmal zur dichterischen Meisterschaft.

Was im Uebrigen an Wagners Schriften bemängelt werden kann, ist die Schwerverständlichkeit einzelner Stellen und eine gewisse, zum Mindesten streckenweise sich geltend machende Monotonie. Die Schwerverständlichkeit des gedanklichen Inhalts ist hiebei nicht gemeint, denn nicht die Schuld des Dichters ist es, wenn dem Leser die Fähigkeit oder der Wille fehlt, das Ideenleben des ersteren zu

[1]) Neuer Glaube, S. 105.

erfassen und in die Besonderheiten seiner Vorstellungsweise ihm zu folgen. Aber allerdings geschieht es zum Oeftern, daß der Ausdruck Chr. Wagners nahe an die Grenze der Undeutlichkeit streift: kühne Satzbildungen und Satzverknüpfungen, freie und überfreie Partizipialkonstruktionen und Partizipialzusammensetzungen erhöhen die Schwierigkeit des Verständnisses. Zuweilen sind sie dichterische Schönheiten, für welche die licentia poetica gilt, wie denn die Stelle: „Bist du adlergleich heraufgekommen — Alles Schöne in dich aufgenommen“ dichterisch besser ist als die, wenn auch korrektere, Fassung in „Neuer Glaube“: „Hast das Schöne in dich aufgenommen“; in andern Fällen aber ist die Willkür zu arg, z. B. in den vier ersten Zweizeilern des Gedichtes „Gebannte Geister“. Die ganze Satzfügung dieser Verse ist wie ein schlotternder Mantel, und wenn es die dichterische Sprache erlaubt, das Wort „waldvergraben“ (anstatt: in den Wald vergraben) im Sinne eines Adjektivums zu gebrauchen, so geht doch das Partizipium waldvergraben (mit einem zu ergänzenden „habe“) nicht an. Daß die Satzkonstruktion dem in Anschauungen schwelgenden Poeten verloren geht, kommt gelegentlich auch vor. Ist nun in diesem Punkte bei Chr. Wagner nicht alles löblich, so wirft man ihm doch mit Unrecht Verschwommenheit vor. Zu einer kleinen Abhilfe freilich müssen wir an vielen Stellen bereit sein: die Interpunktion des Warmbronners Dichters ist sehr häufig geradezu sinnstörend, sinnentstellend. Zumal die bei Greiner & Pfeiffer erschienenen Bändchen spotten, kann man sagen, jeder Interpunktionsordnung, sie wimmeln von Interpunktionsfehlern. Es wäre die Pflicht der

Verlagshandlung gewesen, hier mit dem Dichter eine Abhilfe zu vereinbaren. Auch an Druckfehlern ist kein Mangel, und wie Verfasser und Verleger bis in die dritte Auflage der „Sonntagsgänge" „in einem seiner Lichteshimmeln" stehen lassen konnten, ist schwer begreiflich.

Was endlich die „Monotonie" betrifft, so ist es richtig, daß Wagner sich wiederholt, daß manche Motive — z. B. das „Grüßen" der Blumen — bei ihm häufig wiederkehren, daß einzelne Vorstellungen im Rahmen seiner Dichtung einen breiten Raum einnehmen. Aber je vertrauter man sich mit seinen Schöpfungen macht, um so mehr gewinnt man den Eindruck, daß er die Bilder und Vorstellungen, welche gewissermaßen den Grundstock seines Imaginationsvermögens abgeben, doch in vielfach modifizirter Gestalt bringt. Und die Lieblingsideen, denen wir bei ihm immer und immer wieder begegnen, die großen Gedanken des Formwechsels des Seins und des Lebens, der Schonung des Lebendigen und des Erbarmens, sie sind ja dasjenige, was das Wesentliche seines Erkennens und seines sittlichen Bestrebens ausmacht, und daß er nicht müde wird, sie dem Leser ins Bewußtsein zu rufen, gehört ja mit zu seinem Beruf. Wer von seiner persönlichen Lebensauffassung her gegen diese Ideen eine Antipathie hat, wird ihrer dichterischen Ausgestaltung freilich bald satt werden; wer aber eine verwandte Richtung des Geistes in sich spürt oder objektiv genug ist, sie auf ihren Wahrheitsgehalt unbefangen prüfen zu wollen, wird das Weltbild, das sich ihnen zufolge ergibt, bis in seine einzelnen und kleinen Züge mit Teilnahme verfolgen und sich zugleich erinnern, daß ein zähes, sogar die Einförmigkeit

und Formelhaftigkeit des Vortrags nicht scheuendes Beharren auf Lehrsätzen der Mehrzahl der auf Ueberredung der Massen bedachten Religionsstifter und Moralprediger eigentümlich ist. Im Uebrigen widerstreitet die Mannigfaltigkeit des Inhalts der Werke, wie wir sie kennen gelernt haben, genugsam dem Eindruck der Monotonie.

Vielleicht ist es der dritte Teil der „Sonntagsgänge", der den Höhepunkt der dichterischen Kraft Chr. Wagners bezeichnet; denn hier, in den „Balladen und Blumenliedern", drängt sich lyrisch Schönes und inhaltlich Bedeutendes näher, als in den beiden ersten Teilen zusammen, und die Form der Gedichte ist im Ganzen reiner. In den „Weihegeschenken" hat, von Einzelnem abgesehen, die Reflexion das Uebergewicht. Einen Aufschwung lassen wiederum die „Neuen Dichtungen" erkennen; die Abteilung „Herbstblumen" ist reich an Stimmungsbildern, und zum Mindesten ergänzt sie unsere Vorstellung von Wagners Seelenleben in wesentlichen Stücken. Eine völlig neue Saite schlagen die auf den Fahrten nach Italien gewonnenen Gedichte an, und manche dieser „Reisebilder", wie „Maroggia" und „Am Strande von Pegli" sind vortrefflich. Die zweite Abteilung aber, die symbolisch-epische Dichtung „Oswald und Klara" überrascht schon durch ihre kühne Konzeption. So wird auch diese Sammlung den Reichtum an geistigem Gehalt, der ein Merkmal des Warmbronner Dichters ist, bestätigen. Als ein nachdenklicher und sinniger Mensch tritt er uns überall entgegen. Ein anderes Merkmal aber ist die Originalität seiner Phantasie und mit ihr in Zusammenhang die Eigenartigkeit seiner Naturanschauung.

Das dritte liegt in der Durchsättigung seiner Gedichte mit Stimmung, und diese Eigenschaft gerade macht den Lyriker aus. Die innige Sprache des Herzens hören wir in allen seinen Melodien, so groß auch deren Zahl ist; er ist ein Meister im Ton, er verfügt über die Mittel, durch rhythmische Bewegung und Klangfarbe der Rede den Zustand seines Innern auf uns zu übertragen, und diese ganze Instrumentalkunst seiner Seele ist kein Nachahmungswerk. Sollen wir nun zögern, ihm den Rang neben den ersten schwäbischen Lyrikern anzuweisen? Um der Fülle der Poesie willen, die in ihm steckt, gebührt er ihm, und ohne Zweifel steht er hoch über einem Justinus Kerner oder gar einem Gustav Schwab, steht nach dem Maße des dichterischen Vermögens einem Uhland, einem Mörike näher als diesen. Viel weniger Widerspruch freilich würde eine solche Schätzung erfahren, wenn Chr. Wagner dazu gelangen könnte, eine neue, gesichtete Ausgabe seiner „Sonntagsgänge" und „Weihegeschenke" zu veranstalten, wenn er an den Gedichten dieses Sammelbandes alles sprachlich Mangelhafte ausmerzen würde und in ihn nichts aufnähme, was den Eindruck des Schwachgeratenen oder Mißglückten oder Undisziplinirten macht. Wie groß die Schaar der wohlgebildeten Kinder seiner Muse ist, würde hiemit auf den ersten Blick deutlich sein.

Jeder echte Dichter ist ein Kulturmehrer, und Chr. Wagner ist es in besonderem Sinne, da die Ideen, als deren Wortführer wir ihn kennen, die Förderung der Humanität unmittelbar bezwecken, da es große und weitreichende Fragen der sittlichen Entwicklung der Menschheit sind, die er zum Inhalt seiner Poesie macht. Die Bedeutung seiner

Persönlichkeit gewinnt hiemit einen Zuwachs, den er vor manchem in Ehren stehenden Dichter voraus hat; sein Wirken darf nicht ausschließlich nach seinem litterarisch-dichterischen Verdienst bemessen werden, und wäre dieses geringer als es ist, so würde ihn die allgemeine Kulturgeschichte noch immer in der Reihe der Vorkämpfer der Zivilisation zu nennen haben. Der Zeit aber, in der wir leben, thut es dringlich not, daß Mahnungen, wie die seinigen, gehört werden.

Wir haben von der Grausamkeit des Menschen gegen die Tiere gesprochen; von der Grausamkeit, der Gefühlshärte, der rohen Gewaltthätigkeit der Menschen gegen Menschen wäre ein zweites Kapitel zu schreiben, und sein Inhalt wäre noch abschreckender. Wer kann eine Zeitung zur Hand nehmen, ohne von Mord, Beraubung, Mißhandlung, Vergewaltigung, von Unrecht und Leiden, welches Menschen einander zufügen, zu lesen? Und nicht nur das Verbrechertum verübt zahllose Greuelthaten; auch die legitimen Gewalten, auch Staat und Obrigkeit begehen Frevel, und die Sitten vieler Völker schließen grausame Einrichtungen in sich. Wir pflegen die empörendsten Rohheiten, die ärgsten Abscheulichkeiten als Brutalitäten oder Bestialitäten zu bezeichnen; aber kein Tier begeht am Tier oder am Menschen so barbarische Gewaltakte, so raffinirte Peinigungen, wie der Mensch am Menschen. Auch im Tierreich gibt es Grausamkeiten, wie z. B. das Spielen der Katze mit der zum Fraße gefangenen Maus; aber was sind diese Dinge, verglichen mit einem Lustmord oder mit dem von den Indianern geübten Skalpiren oder mit gewissen Hinrichtungsarten? Welchen endlosen Zug von

Unglücklichen führt uns der Sklavenhandel vor Augen, welches Heer wilder Instinkte entfesseln die Kriege, welche Unsummen von Jammer und Elend haben die gekrönten Blut- und Gewaltmenschen über die Völker gebracht, die Despoten nach den Typen des Tiberius, des Caligula, des Timur, Iwans „des Großen“ und Iwans des Schrecklichen! Auch religiöser Wahn, wenn er gleich einer epidemischen Geisteskrankheit die Menschen erfaßte, auch religiöser Eifer, verquickt mit politischen Bestrebungen, hat entsetzliche Blutschuld auf sich geladen: wir haben der Opfer der Inquisition gedacht, und die Niedermetzelung der Albigenser, der Hugenotten, die Hexenprozesse wären nicht weniger naheliegende Beispiele. Die Verfolgungen der Christen durch die römischen Kaiser nennen wir mit Schmerz und Abscheu; aber auch das Blutgericht zu Verden, die Hinschlachtung von 4000 gefangenen Sachsen durch einen christlichen, einen nachmals unter die „Heiligen“ versetzten Herrscher, war eine Schandthat. Die Justiz selbst, die Strafrechtspflege, beweist geschichtlich den tief in der menschlichen Natur sitzenden Hang zur Grausamkeit. Oder stand nicht das Kreuzigen, Pfählen, Aufsradflechten, Verbrennen u. s. w. jeweilig im Strafkodex der Zeit, die es übte, und geschah es nicht auch im Namen von „Recht und Gerechtigkeit“ und unter den Heiligkeitsgrimassen der Obrigkeit, wenn in besonderen Fällen ein Vierteilen, ein Inölsieden, ein Augenausstechen angeordnet wurde? Barbarische Todesstrafen auszusinnen, war die Menschheit immer erfinderisch, und die Folterkammern des Mittelalters reden von einem Strafen mit Wollust. Eine der rohesten Hinrichtungsarten hatte das alte Judentum: das Steinigen.

In der heutigen Türkei näht man Frauen, die sich der Untreue verdächtig machen, in einen Sack und wirft sie ins Wasser: das Gesetz will es. In China schlägt man Verurteilte mit einem Bambusprügel, an dessen oberem Ende sich ein hartes Stück Leder befindet, auf Mund und Nase, bis das Gesicht der Unglücklichen nur noch eine unkenntliche blutende Masse bildet, oder man beraubt sie mit Hilfe von Nadelstichen bis zum Eintritt einer Gehirnentzündung des Schlafes, oder man bindet sie an einen Pfahl, wobei sie auf den Fußspitzen zu stehen haben und zwei unter das Kinn geschobene Holzstifte sich ihnen langsam in den Hals bohren: das Gesetz will es. Aus dem „heiligen" Rußland verlautete vor Kurzem, daß eine im Gefängnisse befindliche Nihilistin ihren Körper mit Petroleum begoß und anzündete, weil die Schmach und die Mißhandlungen, denen sie die Gefängnisknechte täglich aussetzten, schlimmer waren als der Verbrennungstod. Und wäre diese Geschichte nicht verbürgt — so erzählen doch die Wege nach Sibirien und die zu Straforten bestimmten Bezirke Sibiriens von namenlosen Peinigungen des Körpers und der Seele.

Zur Unmöglichkeit geworden scheinen heute uns Deutschen und allen auf den Namen der Zivilisation mit Recht Anspruch erhebenden Völkern solche nicht dem Einzelnen, sondern der Volkssitte oder den öffentlichen Institutionen zur Last fallende Unmenschlichkeiten und Greuelthaten. Das barbarische Strafrecht der älteren Zeiten — nur etwa die Todesstrafe ausgenommen — ist abgeschafft, gegen verbrecherische Willkürakte obrigkeitlicher Gewalten schützt uns der moderne, bürgerliche Rechtsstaat, und offiziell, sozusagen,

bekennen wir uns zu den Grundsätzen der Humanität. Wir wollen es also glauben, daß wir aus dem Gröbsten heraus sind, zum Mindesten in Friedenszeiten. Das 18. Jahrhundert wurde der hervorragende Markstein in der Geschichte der europäischen Völker; indem es unter die Massen Aufklärung verbreitete, indem es die großen Gedanken der bürgerlichen und der individuellen Freiheit und der Verbrüderung der Völker ausstreute, schuf es die Grundlagen der neueren Zivilisation. Damals ging die Sonne der Bildung über Europa auf, damals einigte man sich um den Begriff der Humanität; „Humanus" heißt „der Heilige, der Weise", den Goethes Gedicht rühmt, und in der Lobpreisung von „Licht, Liebe, Leben" gipfeln Herders Ideen. Welchen Einfluß auf die Menschen, auf die Völker gewannen Voltaire und Rousseau und nach ihnen unsere großen deutschen Humanisten und Denker, Lessing und Herder, Kant und Schiller, Jean Paul Richter und Goethe, und welche Befruchtung der Geister, der Herzen bewirkten sie! Es sind Riesenschritte, welche die Menschheit damals gemacht hat.

Aber eine fertige Zivilisation zu schaffen, ist die Spanne eines Jahrhunderts zu kurz, und politische Stürme, politische Umwälzungen unterbrachen zuerst das Wachstum ruhiger Bildung. Ein Dämon der Gewalt, ein Erneuerer des Cäsarenwahnes erschien auf dem Schauplatz des Erdteils, und schon beim Anbruch des 19. Jahrhunderts mußte sich Schiller in die Klage ergießen:

„Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und die Grenzen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswut Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein."[1])

Und heute? Ist es nicht, als ob diese Worte noch viel mehr für den Anbruch des 20. Jahrhunderts als für den des 19. geschrieben wären? Bis an die Zähne gerüstet stehen heute alle Völker, und nicht auf die Sinnesmilderung der Menschen, sondern auf die Steigerung der Kriegslust und des Kriegsgeistes ist die Politik gerichtet. Und die Freiheit zu knebeln, haben sich neuerwachter Absolutismus, kirchliche Reaktion und übermächtiges Kapitalistentum verbündet. Der Gedanke der Humanität, einmal in die Seele des Volkes geworfen, konnte nicht mehr vernichtet, konnte nicht aller Sprossen beraubt werden; aber seine Macht ist zurückgegangen. Auch in Deutschland. Von einer edlen Frau, von Marie v. Ebner-Eschenbach stammt das schöne Wort: „Das Recht des Stärkeren ist das stärkste Unrecht." Was aber gilt uns in Staatsgeschäften diese Maxime? Wir glorifiziren heute unverholener als je das Recht des Stärkeren, die brutale Macht, den skrupellosen Erfolg, das Dreinschlagen und Dreinschlagenkönnen, das Umsichhauen, und wir nennen diese Weisheit „Realpolitik". Wir haben uns an das Wort vom „Blut und Eisen" gewöhnt, und wir freuen uns, daß der kriegerische Sinn unter uns zugenommen habe. Wir betrachten die Humanität als eine Tugend, die man nicht jederzeit brauchen könne, und wo sie uns unbequem wird,

[1]) Strophe 2 nach der Fassung des ersten Druckes.

sprechen wir von „Humanitätsdusel". Macht- und Ehrgier, das Verlangen im Völkerverkehr eine Herrscherrolle zu spielen, hat sich der Großstaaten bemächtigt, und Machtgier, ruhelos hastend nach äußerlichen Ehren, nach materiellen Gütern, erfüllt das Getriebe des persönlichen Lebens. Nationaler und individueller Egoismus legen sich heute weniger als je eine Schranke auf, und wie eine Elegie aus vergangenen Tagen klingt der Ruf nach ethischem Idealismus. Im April 1898 hat im Deutschen Reichstag der Staatssekretär Graf Posadowsky die Aeußerung gethan, es sei zu wünschen, daß sich das deutsche Volk wieder etwas mehr als das Volk der Denker und Träumer zeige. Im Munde eines Regierungsvertreters ein merkwürdiges Wort und ein höchst löbliches, auch im Zusammenhang damit, daß Graf Posadowsky den besitzenden Klassen, den Arbeitgebern, zurief, der Profit und die Dividende seien nicht die Hauptsache. Aber woher sollten die Denker und Träumer, nach denen man am grünen Tisch sich plötzlich sehnt, denn kommen? Vor drei Jahren hätte sie die Umsturzvorlage beinahe sämmtlich mundtot gemacht. Geistige Arbeit gilt heute bei uns weniger als vor hundert Jahren, es müßte denn sein, daß sie einen unmittelbaren praktischen Nutzen gewährt oder Geld macht; je höherer Art sie ist, um so weniger wissen die Regierungen mit ihr anzufangen. Die „homines litterati" sind ihnen unbequem und werden an die Wand gedrückt. Das empfinden nicht etwa nur die Angehörigen des freien schriftstellerischen Berufes oder die „träumenden" Dichter; auch von amtlicher Stelle, von der ersten Universität Deutschlands her verlauten in den Tagen, da diese Zeilen geschrieben werden, ähnliche Klagen.

Es war der Rektor der Berliner Universität, Prof. Schmoller, der an die Vertreter der geistigen Interessen, die Gelehrten, die Schriftsteller und Künstler und die Männer der Presse, die Aufforderung richtete, sich zu „sammeln“ und zu verbinden, damit nicht sie, deren hohe Aufgabe die Vervollkommnung der Individuen und der Gesellschaft sei, aus ihrer leitenden Stellung verdrängt würden, damit es ihnen erspart bleibe, im Dienste der heute zur Herrschaft sich vereinigenden materiellen Interessen ein kümmerliches Dasein zu fristen. Wir haben uns in vielen und wichtigen Dingen von anderen Völkern überflügeln lassen. Wie wird in den skandinavischen Ländern die Presse geachtet, welchen freien Weg zum Ministerstuhl findet in England das Talent! Bei uns herrscht in allem Staatsdienst die Schablone. Philanthropische Stiftungen leisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Großes; bei uns erschrickt vor solchen Opfern fast überall der Bürgersinn. Bureaukratische Bevormundung bewacht jede Regung der Volksseele, mengt sich in jedes Unternehmen, hemmt jeden Fortschritt; das Gefühl, „regiert“ zu sein, wird der Deutsche vom Morgen bis Abend nicht los, und ein täglich wachsender Berg von Vorschriften, von Verboten und Gesetzen erdrückt die Individualität.

Auch das 19. Jahrhundert hat intellektuelle Großthaten gesehen; es hat die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Naturkräfte auf das Außerordentlichste erweitert, hat erstaunliche technische Erfindungen hervorgebracht. Es hat auch den Ausbau der bürgerlichen Freiheit gefördert, hat die öffentlichen Nützlichkeitseinrichtungen vermehrt, und indem es an die Stelle der kosmopolitischen

Gesinnung des vorigen Jahrhunderts die national-patriotische setzte, hat es die Bildung nationaler Staaten begünstigt. In seinem letzten Drittel beherrschen politische, sozialpolitische und wirtschaftliche Kämpfe das Völkerleben. Es steht keinem Einzelnen zu, vom Ganzen dieser Entwicklung geringschätzig zu denken. Aber es ist ein praktischer Zug, der ihr mehr und mehr das Gepräge gibt. Daß er seine Berechtigung habe, wird man sowenig leugnen wollen, als daß Gefahren in ihm liegen. War der humanistische Idealismus des 18. Jahrhunderts eine einseitige Kräfteentwicklung, so war er doch eine Kräfteentwicklung der höchsten Art, so waren mit ihr doch Errungenschaften verknüpft, welche nur ein Zurücksinken in Barbarei preisgeben dürfte. Um das Maß der Wertschätzung, welche die verschiedenen menschlichen Bethätigungen finden, handelt es sich, wenn ein Volk den Weg zu seinen würdigsten Zielen nicht verlieren soll, und dieses Verhältnis hat sich heute in erschreckender Weise zu Ungunsten der höheren Thätigkeiten verschoben.

Uns Deutschen hat das letzte Drittel des Jahrhunderts die Erfüllung eines lange ersehnten Traumes gebracht: eine einheitliche staatliche Organisation und einen unter den Nationen geachteten Völkernamen. Nicht eine vollkommene Einigung unserer Stämme ist das Deutsche Reich geworden; denn die Deutsch-Oesterreicher blieben ausgeschlossen, und zum Schaden des Ganzen wurde hiemit das süddeutsche Volkstum numerisch zu schwach. Aber ein Großes und Frohes versprechender Bau schien dieses Reich doch zu sein, das auf föderativer Grundlage errichtet ist,

das die Führung einem mit protestantischer Bildung und Wissenschaft genährtem Staate anvertraute, das in seine Verfassung eine Repräsentation des Volkswillens, ein Parlament, aufnahm. Und dennoch, welches Gefühl bitterer Enttäuschung geht heute durch unser Volk und wie sonnenlos blickt uns das seinem Ende zurollende Jahrhundert an! Wer sich genügen lassen mag am Glanze unserer nationalen „Machtstellung", unserer „Weltstellung", wird ja Trost finden; wir Andern verkaufen um dieser Dinge willen nicht unser Erstgeburtsrecht, verraten um ihretwillen nicht den Liberalismus. Die Zustände im Innern des Reiches sind düster. Nicht ein Hort humaner und freiheitlicher Bildung, sondern ein Hort rückläufiger, reaktionärer Bestrebungen ist das von Preußen geführte Reich seit geraumer Zeit geworden. Auf den Gesichtskreis hinterpommerischer Junker und Konservativer, auf das atavistische Denken ostelbischer Agrarier möchte man das Volk Lessings, Kants und Goethe's zurückschrauben und worauf wir hinsteuern, ist ein Militärstaat, bevölkert von frommen Leuten. Der Wunsch, daß sich unser Volk dem flachen naturwissenschaftlichen Materialismus, der das Denken so unbefriedigt läßt wie das Gemüt, entziehe, ist berechtigt; aber etwas Anderes ist es, den geistig Gebildeten einen Glauben, dessen Dogmatik zerbrochen ist, wieder aufzuzwängen, etwas Anderes, die Geistesfreiheit um kirchlicher Interessen willen zu unterdrücken. Man will, daß das Volk „Religion" habe; aber den bestehenden Konfessionen ist die Masse unseres besten Bürgertums längst entwachsen, und jeder Versuch einer religiösen Neubildung, jeder Versuch, auf das Altüberlieferte ein frisches, fruchtbares Reis zu pflanzen, findet

den Staat als Hemmschuh. Unsere Minister und Liebkind-Parlamentarier reden von Gott, als ob sie mit ihm gestern zu Nacht gespeist hätten; als ob die philosophische Arbeit zweier Jahrhunderte, als ob die Denkarbeit der Jahrtausende nicht geschehen wäre, wird uns ein graß-anthropomorphischer Gottesbegriff aufs Neue zugemutet. Wollte Jemand erinnern, daß ein Kant, ein Hegel, ein Schopenhauer gelebt habe, so würden diese Staatslenker — mit der Weisheit eines Philosophiestudierenden vom ersten Semester — unter mitleidigem Lächeln bemerken, von den philosophischen Systemen habe eines das andere totgeschlagen und die Wahrheit habe keines entdeckt. Die „Systeme“ — gewiß, diese sind ein vergängliches Werk, sofern sie eine unlösbare Aufgabe, die Lösung des Welträtsels, erfüllt zu haben meinten; aber verloren ist darum doch ihr den tiefsten Bedürfnissen der Menschen entsprungenes Bemühen nicht, und was unsere „maßgebenden Stellen“ nicht zu wissen pflegen, ist, daß in den Schriften der Philosophen, wenn auch ihr Systembau ein verfehlter war, eine Fülle von ewigen Wahrheiten steckt, und daß sie das menschliche Denken von gewissen Begriffen, in denen nur das Muckertum, der Ultramontanismus und die Hierarchie ihr Heil sehen, gereinigt haben. Noch ist unser Volk nicht ideenarm, aber der moderne Staat wird es mehr und mehr. Und eben darum steht er den ultramontanen Begehrlichkeiten und der Hierarchie, die doch nur mit seiner völligen Unterjochung zufrieden ist, rat- und hilflos gegenüber. Seines ganzen Fleisches und Blutes wird sie sich bemächtigen, wenn er ihr seinen Arm leiht; und dazu ist er ja schon voll guten Willens. Wer heute

im Deutschen Reich über den heiligen Rock in Trier die Wahrheit sagt, muß fürchten, eingesperrt zu werden; denn nach der Meinung vieler Juristen gehört der heilige Rock zu Trier zu den Einrichtungen der katholischen Kirche, und diese sind, welcher Art sie auch sein mögen, unantastbar. Wenn nach solchen Rechtsanschauungen mit Kunst und Wissenschaft verfahren werden soll, so muß das geistige Leben bei uns erstarren, so werden wir die Chinesen Europas. Auf Ketzergerichte könnte die Kirche dabei verzichten.

Doch nicht nur unter einer im Namen der Religiösität sich breit machenden Reaktion seufzen wir heute im Deutschen Reich; auch der Militarismus drückt uns zu Boden. Zwar wird mit diesem Wort, sofern es einen Tadel bedeuten will, mancher Mißbrauch getrieben, und demagogischer Unverstand macht es zur Phrase. Daß in unserem Heerkörper ein großes Kapital von Tüchtigkeit, von Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Intelligenz steckt, sollte Niemand verschweigen. Und wir Deutsche sind es bis auf Weiteres nicht, die mit einer Abrüstung vorangehen können. Das erschwert uns schon unsere geographische Lage, und daß Frankreich auf die Gelegenheit, uns zu überfallen, lauert, ist seit dem Zolaprozeß für Niemand ein Geheimnis mehr. Wir wollen auch nicht vergessen, daß bei der Hingabe an quietistische Beschaulichkeit ein Volk bald erschlafft, daß uns das Schicksal der alten Griechen, der arischen Inder erreichen würde, wenn wir unsere Wehrhaftigkeit einbüßen würden, wenn wir ausschließlich ein Volk von Denkern, Gelehrten, Künstlern und Dichtern zu sein wünschten. Und kommen große weltgeschichtliche Prozesse in Gang, wie

es z. B. die Aufschließung des größten Teiles von Asien für die Zivilisation und die Fruchtbarmachung seiner ungeheuren Naturschätze sein könnte, so ist es billig, daß wir Deutsche, ohne in Erobererpolitik zu verfallen, an ihnen teilnehmen, und schon die Uebervölkerung unseres Landes, schon unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse scheinen uns dazu zu zwingen. Dies alles wird man zu bedenken haben, wenn von der Armee oder der Flotte Deutschlands die Rede ist. Und dennoch, auf eine abschüssige Bahn sind wir auch hier geraten. Wir sind in Gefahr, aus der Not eine Tugend, aus dem Mittel der Erhaltung unseres Volkstums den Staatszweck zu machen. Heute verschlingen die Armeen der europäischen Großstaaten Milliarden — welche Segnungen würden diese Milliarden stiften, wenn sie anstatt für Uniformen, Waffen, Kasernen und Festungen für die ökonomische Kräftigung der unbemittelten Klassen und für Kunst und Wissenschaft verwendet würden! Daran zu denken, ist doch wohl auch zeitgemäß. Und der Tag wird kommen, an welchem sich die Völker Europas an die Stirne schlagen und sich wegen der ins Ungeheuerliche getriebenen Verschwendung ihrer Mittel und Kräfte für den „bewaffneten Frieden“ wie Wahnsinnige vorkommen. Wenn aber diese Einsicht durchbricht, so ist zu fürchten, daß ihr das preußisch-deutsche Reich am zähesten widerstreben wird. Denn dem Preußentum steckt der Militärgeist, steckt die Freude am Heer, am Soldaten- und Kriegswesen in den Knochen. Und wenn Frankreich und Rußland heute die Störenfriede Europas sind, dieses durch seinen Expansionsdrang, jenes durch seine Revanchegier, so sind es doch wir Deutsche, welche zur modernen militärischen Entwicklung

Europas den Anstoß gegeben haben. Der Rieseneifer, mit welchem Preußen auf die Ausbildung eines großen stehenden Heeres bedacht war, hat die andern Nationen, unsere Bundesgenossen wie unsere Gegner, zur Nachahmung gezwungen, und nun begann der Wetteifer der Staaten, begann die ewige Schraube: heute steigert Deutschland seine Rüstungen, und weil Deutschland sie steigert, so steigern morgen Rußland und Frankreich die ihrigen; weil aber Frankreich und Rußland die ihrigen steigern, so steigert Deutschland wiederum die seinigen. So werden die großen Armeen zu einem wuchernden Gewächs, das dem Organismus der Staaten seine Kräfte aussaugt. Die Verarmung Italiens ist das erste warnende Exempel. Doch ist es nicht nur der ins Unbegrenzte fortwachsende Kostenaufwand, mit dem gerade uns Deutsche der Militarismus bedroht; vielleicht noch schlimmer ist die Gefahr des Uebergreifens militärischer Denkweise, militärischer Einrichtungen in die Gebiete des bürgerlichen Lebens, die Zuspitzung des Gegensatzes von Zivil- und Militärstand, die Unterminierung des bürgerlichen Rechtsstaates. Der Subordinationsgeist mag in der Armee unentbehrlich sein; in die Kreise des bürgerlichen Lebens verpflanzt, erzieht er ein Volk von Knechten. Zum militärischen Wesen gehört viel Formalismus, viel Freude am Aeußerlichen, am Prunk und Schein, an Repräsentation, Titel, Rang, glitzernden Auszeichnungen; alles Dinge, über die wir früher richtiger dachten als heute. Es ist nichts als ein Symptom, aber ein widerwärtiges, daß im neuen Deutschland der Richter, der Kaufmann der Bezeichnung seines Berufes den Titel Reservelieutenant vorzuziehen beginnt. Ein Stand, der

keinen Sinn hat als den, die andern zu schützen, kann nicht der erste sein; denn um ihretwillen existirt er, und diese andern sind die eigentlichen produktiven Stände. Man spricht aber bei uns von einer Offiziersehre, als ob den Angehörigen der übrigen Stände ein geringerer Grad von Ehrgefühl eigentümlich sei, und die Sanktionirung dieses Wahnes gefährdet Leib und Leben der Bürger. Auch die Redensart von des „Königs Rock" gehört hierher; auch sie ist eine Beleidigung aller nichtmilitärischen Staatsangehörigen. Soviel man weiß, kommen die Könige weder in einem bürgerlichen noch einem militärischen Rock zur Welt, und wenn ihnen der bürgerliche Rock zur Bekleidung nicht gut genug dünkt, so müßte sie das Bürgertum folgerichtigerweise ihren Soldaten ganz und gar überlassen. Alle diese seltsamen Anschauungen haben ihren Ursprung im deutschen Norden. Im südlichen Deutschland ist eine schroffe Hervorkehrung des militärischen Standes nicht heimisch und nicht üblich; den staatlichen und gesellschaftlichen Traditionen Preußens aber entspricht es, daß der Offizier den andern Ständen gegenüber eine exklusive Stellung einnimmt, daß er in der Oeffentlichkeit groteske Privilegien beansprucht, daß er seine Standesvorurteile auch außerhalb seines Berufskreises geltend macht, und welche Auswüchse dabei hervortreten — Kastengeist, steifer Hochmut und schnarrender Dünkel —, ist bekannt. Die Ueberschätzung des militärischen Wesens ist Preußens schwache Seite, und bewirkt sie nichts Schlimmeres, so gebiert sie doch allerlei Kuriosa. Als Goethe zur Gruft getragen wurde, sah ein von Erfurt herübergekommener preußischer Major die Trauerfeier mit an.

Nach Erfurt zurückgekehrt, äußerte er sich verwundert, daß man Goethe fast mit den Ehren eines Stabsoffiziers bestattet habe. Als Jean Paul am Berliner Hofe sich einfand, empfing ihn die Königin zwar mit Bewunderung und Liebe; der König aber ließ die Bemerkung fallen: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben ..., aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen, oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht.“[1]) Es war aber der König, der in diesem Falle von Maßstäben nichts wußte.

Die größten Ereignisse sind größte Gedanken, hat Friedrich Nietzsche gesagt[2]), und die lichte Vernunft gibt ihm recht. Wie viele „Gebildete“ zählen wir aber, denen diese Einsicht in den Sinn will? Schon unser Jugendunterricht läßt sie nicht aufkommen, und die Gewohnheiten unserer Tagespresse vertreiben sie. Man sehe nur hin, was auf unseren Schulen in der Regel als „Geschichte“ gelehrt wird! Schlachten, Kriege und Schlachten — die Reihenfolge dieser Begebenheiten dem Gedächtnis einzuprägen, gilt als die Hauptaufgabe. Was sind wir in der Jugend mit den Einzelnheiten des peloponnesischen Krieges oder der Diadochenkämpfe oder der Kriege Karls V. oder des Dreißigjährigen Krieges u. s. w. geplagt worden, und als welche Todsünde galt es, etwa den ersten und den zweiten Messenischen Krieg oder den ersten und zweiten Mithridatischen Krieg zu verwechseln! Als ob es einen Bildungswert

[1]) Vgl. Paul Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen, S. 61.

[2]) In „Jenseits von Gut und Böse“.

hätte, diese Vorgänge anders als in großen Zügen zu kennen! Es werden aber kaum weniger als dreihundert Kriege und kaum weniger als achthundert Schlachten gewesen sein, deren Jahreszahlen man einlernte. Ich habe später mehrere Jahre hindurch der Maturitätsprüfung einer gymnasialen Bildungsanstalt beigewohnt und erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß im Fache der Geschichte nach anderen Dingen als nach Kriegen, Schlachten, Dynastien, Feldherren und Generalen gefragt wurde. Von den größten Begebenheiten der Weltgeschichte, von der Entdeckung Amerikas, der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Geburts- und Todesjahr eines Fürsten im Reiche des Geistes u. dgl. ist niemals die Rede gewesen. Es war zum Sterben langweilig. Aber solches Unterrichts- und Prüfungswesen ist Herkommen oder „allerhöchste Vorschrift". Daß man von einem Leonidas oder einem Blücher, von Schlachten, wie sie Marathon und Leipzig gesehen haben, mit gebührendem Nachdruck spricht, daß volkstümliche und für ihre Zeit typische Heldengestalten, wie ein Prinz Eugen oder ein Ziethen der Jugend geschildert werden, ist ja selbstverständlich; aber zwei Drittel der „politischen" Geschichte sind nichts als eine Kette von Thorheit und Frevel, und an einem General, der nicht mehr Verdienst oder Verstand aufweist als ein Reiterstiefel oder als ein Schuh, ist nichts Merkwürdiges. Daß das Kriegshandwerk — vom Falle der Notwehr abgesehen — etwas Rohes und Häßliches ist, kommt unserer regelrechten Pädagogik gar nicht in den Sinn, und daß die Kulturgeschichte die Quintessenz aller Geschichte ist, liegt jenseits ihres Horizontes. So erziehen wir, als geschähe es mit Absicht, eine rauflustige Jugend.

Die gleiche inferiore Auffassung gibt den populären Handbüchern der „Weltgeschichte“ schon ihren äußerlichen Zuschnitt: die politischen Ereignisse und vorab die Kriegshändel werden mit Breite und Umständlichkeit erzählt, während alles Kulturgeschichtliche, alles, was innere Geschichte der Völker oder Geschichte der geistigen Entwicklung ist, als Anhängsel und mit kleinerem Druck kommt. Nach dem gleichen Muster verfahren die Tageszeitungen: die Angelegenheiten der Bildung, der Wissenschaft, Litteratur und Kunst werden im Feuilleton, „unter dem Strich“, in einer Beilage besprochen, der Hauptteil der Zeitung und drei Viertel ihres Raumes gehören den politischen Vorkommnissen, den Hof- und Staatsnachrichten an, mögen diese auch noch so bedeutungslos sein. Und auch Zeitungen, welche die Freiheit oder die Bildung auf ihr Programm schreiben, wehren sich in diesen Dingen gelegentlich gegen einen humanitären Fortschritt. Als im Jahr 1897 die badischen Gruppen der Deutschen Friedensgesellschaft an den Landtag eine Petition zu richten beabsichtigten, „daß im Unterrichte an den Volks- und Mittelschulen alles chauvinistische Beiwerk beseitigt und künftig die Geschichte der Kriege nur in ihren allgemeinen Umrissen gelehrt, dagegen in verstärktem Maße die Kulturgeschichte der Völker gepflegt werden möge“, ergrimmten sofort alle Kurzköpfe, und der Berichterstatter einer liberalen Zeitung erklärte, mit „dieser Art von Heulmaierei“ züchte man einen Staat von Mennoniten und Quäkern heran. Als ob nur das Schlachtfeld Gelegenheit böte, Mannhaftigkeit und Mut zu erweisen! Ich sehe nicht, daß das Sichducken, Kriechen und Schmeicheln unter uns abgenommen habe, seit wir

ein Volk von Politikern und Soldaten geworden sind; verrohend aber wirkt ohne Zweifel jeder Krieg, weil er ex officio einen Teil der moralischen Gebote außer Kraft setzt, weil er die Menschen an Hartes, Rücksichtsloses und Grausames gewöhnt. Und wenn der Patriotismus, auf den sich der kriegerische Sinn zu berufen pflegt, eine schöne Eigenschaft ist, so gibt es doch kaum eine Tugend, welche leichter entartet. Nationale Ehrsucht und Eitelkeit, blinder Haß gegen fremde Völker, bornirtes Verkennen des Guten, das ihnen eigentümlich ist, und plumpe Prahlerei sind nur zu häufig in ihrem Gefolge. Die Gegenwart hat dafür an den Czechen, dem aufgeblasenen Frosch Europas, ein lehrreiches Beispiel. Auch die Revanchegier der Franzosen nennt sich Patriotismus; und wie hat sie das Gehirn dieses geistreichen Volkes verwüstet! Wir Deutsche brechen gewiß keinen Krieg vom Zaun; aber ein „Herrenvolk" unter den Völkern zu sein, hat uns der „Alldeutsche Verband" doch empfohlen, und im Großen wie im Kleinen wirken solche Phrasen verderblich. Die Thaten eines Leist, eines Wehlau, eines Peters haben uns keine Ehre gebracht. Bezeichnenderweise gelten im neuen Reich die Worte „stramm" und „schneidig" als das beliebteste Lob, und damit noch deutlicher werde, daß das Niveau unserer Bildung seit dem Kriege von 1870 gesunken ist, haben wir, auf die Stimme des Nordens horchend, die Grußformel „Mahlzeit!" uns fast allgemein angeeignet. Mit ihrer Simpelhaftigkeit läßt sich keine andere vergleichen.[1])

[1]) Hierüber ist in meinem Artikel: „Schiller und Lotte im Spiegel der Komödie", Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 13. Januar 1892, Einiges gesagt worden.

„Es gab eine Zeit," heißt es bei Nietzsche, „wo man gewohnt war, die Deutschen mit Auszeichnung ‚tief' zu nennen. Jetzt, wo der erfolgreichste Typus des neuen Deutschtums nach ganz anderen Ehren geizt und an Allem, was Tiefe hat, vielleicht die „Schneidigkeit" vermißt, ist der Zweifel beinahe zeitgemäß und patriotisch, ob man sich ehemals mit jenem Lobe nicht betrogen hat: genug, ob die deutsche Tiefe nicht im Grunde etwas Anderes und Schlimmeres ist — und etwas, das man, Gott sei Dank, mit Erfolg loszuwerden im Begriff steht." [1])

Druck erzeugt Gegendruck, und, eine Sammlerin aller in den modernen Völkern gärenden Unzufriedenheit, wälzt sich die sozialdemokratische Hochflut gegen die besitzenden und an der Herrschaft befindlichen Klassen, gegen die alten Säulen unserer Staatsordnung heran. Aber das politische Gebilde, für das sie Raum zu schaffen unternimmt, ist utopistisch und bietet für eine glückliche Zukunft der Menschheit keine Gewähr. Denn der sozialdemokratische Staat, wie ihn Karl Marx etwa gedacht hat, würde zum Schaden der höheren geistigen Arbeit und Kultur die platte wirtschaftliche Nützlichkeit zum Angelpunkte alles Lebens machen, und nur ein unerhörter, die Freiheit der Berufswahl und die individuelle Freiheit überhaupt aufs Härteste bedrängender Despotismus könnte eine Staatsmaschine dieser Art in Gang erhalten. Hiemit soll nicht verkannt sein, daß das Emporkommen des vierten Standes ein unaufhaltsamer Prozeß ist, daß die ultramontane Partei für den geistigen Fortschritt der Menschheit tausendmal gefährlicher

[1]) „Jenseits von Gut und Böse", S. 208.

ist als die sozialdemokratische und daß die Sozialdemokratie in den Parlamenten zum Oefteren für Volks- und Menschenrechte, die kein Liberaler in Stich lassen sollte, den Kampf führt. Und wenn der Unterschied zwischen Reich und Arm niemals verschwinden wird, so brauchte doch ein Zustand, bei welchem mehr als die Hälfte der Bevölkerung ein kümmerliches und kaum menschenwürdiges Dasein fristet, nicht gerade in alle Ewigkeit zu dauern. Wenn aber die soziale Misère der unteren und mittleren Stände auf dem Wege der Sozialpolitik vermindert werden soll — und die Regierung Kaiser Wilhelms I. hat ja im Interesse der Arbeiterklasse einen dankenswerten Anfang gemacht, Aufgaben der gesellschaftlichen Ethik zu lösen —, so ist es nötig, daß der Ausbeutung der Schwachen durch die Starken oder der Gesammtheit durch einzelne Berufsklassen in noch viel umfassenderen Maße als bisher der Boden entzogen werde, und daß fürs Erste eine gerechtere Besteuerung die Minderbemittelten entlaste. Während wir uns aber den Kopf zerbrechen, ob der Staat jemals ein Allhelfer in der Not werden könne, ist es auf alle Fälle praktisch, sich an die private Uebung humanitärer Wohlthätigkeit täglich zu erinnern. Daß in dieser Richtung nur der tausendste Teil dessen geschieht, was ohne spürbare Opfer geschehen könnte, wird sich nicht sagen lassen. Ohne jegliche Schuld ins Elend geraten, verkommen Unzählige, und einem im Kampfe mit der Mittellosigkeit sich verzehrenden Talent hilft in der Regel Niemand. Es heißt niedere Instinkte großziehen, wenn man den Neid auf den Reichtum nährt; aber der Reiche bedenke auch, welche sittliche Ueberwindung dazu gehört, um jeden Bissen Brot

sich sorgen, auf die bescheidensten Herzenswünsche verzichten zu müssen und doch nicht neidisch zu werden, wenn hart daneben, und des darbenden Bruders nicht achtend, der Hochbegüterte die raffinirtesten Bedürfnisse befriedigt und — ob für sich selbst oder die lieben Kinder, macht hiebei wenig Unterschied — seinen mühelos wachsenden Ueberfluß aufspeichert. Großes Vermögen zu besitzen, ohne an die Dürftigkeit oder für den allgemeinen Nutzen große Spenden zu geben, ist unanständig, und kein Reicher ist ein sittlich hochstehender Mensch, der nicht zuweilen mit einer Art von Schamgefühl, mit Gewissensunruhe empfindet, daß er unter tausend Entsagenden der Genießende ist. In den Aphorismen der Königin Natalie von Serbien findet sich das schöne Wort: „Die Reichen haben nur eine Entschuldigung: das Wohlthun.“ Daneben bemerkt sie: „Bloß für sich zu besitzen ist nichts; aber auch für den Andern etwas zu erübrigen, das ist etwas und geradezu Alles.“ — Als ich eines Abends mit Friedrich Th. Vischer im Wirtshaus saß und er die Speisekarte prüfte, sagte er zu mir: „Ich esse so gerne Austern; aber man sollte es nicht thun, weil es so viel' arme Leute gibt.“ Für einen Nationalökonomen mag diese Aeußerung verwunderlich sein und für einen Austernzüchter entsetzlich; aber sie entspricht einer Gesinnung, welche der Pflichten gegen den Nächsten keinen Augenblick vergessen will, und sie war eine Anwendung des Satzes Chr. Wagners: „Es ist nicht alles ganz dein, was du dein nennst.“ Es gibt Reiche, welche großgesinnt und gütigen, opferwilligen Herzens sind; aber um sehr vieles häufiger macht man die Bemerkung, daß der Reichtum das Mitgefühl mit

der Armut nicht steigert, sondern vermindert, daß Hartherzigkeit und Reichtum verknüpft sind; die Fähigkeit, sich in die Lage des Armen und Gedrückten zu versetzen, geht dem in der Fülle der Mittel Lebenden verloren, und leicht stellt sich mit dem Besitze der Hochmut ein, der sich als ein Verdienst anrechnet, was die Gunst des Geschickes gegeben hat. Und weil schon die emsige Sorge um Geld und Gut die Seele von ihren höheren und höchsten Aufgaben abzieht, so liegt Wahrheit im Ausspruche des erhabenen Weisen von Nazareth, daß eher ein Kameel durch ein „Nadelöhr" gehe, als daß ein Reicher der Seligkeit teilhaftig werde. Man dürfte hinzusetzen: Thue Gutes, helfe den Notleidenden, und so oft du willst, kannst du himmlische Seligkeit in dir spüren. „Unglücklich, wer das Glück des Wohlthuns nicht empfindet", lautet ein dritter Aphorismus der serbischen Königin. Wenn aber bei den himmlischen Heerschaaren eine Kulturgeschichte der Menschheit geschrieben wird, wie ganz anders würden ihre Maßstäbe sein als die bei uns gebräuchlichen! Mit goldener Schrift würden in ihr prangen Namen wie der der Bankierswittwe Furtado-Heine, die in Paris eine Apotheke für arme Kinder stiftete, oder der Baronesse Angelica Burdett-Coutts, die in London den Stadtarmen auf einmal die Summe von fünf Millionen schenkte. Ich bin überzeugt, solche Damen würde selbst der Erzengel Gabriel mit „Excellenz" anreden. Möchten dieser Ehre noch viele würdig sein! Wer aber so Großes nicht zu leisten vermag, kann doch immer mithelfen, daß der jüdische Geldsinn und der starre, egoistische Eigentumsbegriff, wie er im römischen Recht sich verfestigte, gebrochen

werden. Es ist schimpflich, daß wir geringfügige Vergehen gegen das Eigentum oft höher strafen als Vergehen gegen das Leben oder die Ehre. Was freilich den jüdischen Geldsinn betrifft, so sind es die Rohheiten des Antisemitismus nicht, die ihn überwinden; um so weniger, als er auch bei Christen sich findet.

Welche verworrene Zeit ist es, in der wir leben! Nach einem neuen Führer, der ihr den Weg zur Wahrheit und zum Heil wiese, sucht sie in religiösen Dingen wie in moralischen, und die Bücher des Grafen Leo Tolstoi bewundert sie zugleich mit den Büchern Friedrich Nietzsches. Vielleicht sind diese Beiden die mächtigsten Schriftsteller der Gegenwart; aber sie sind Antipoden, und wer der Lehre des Einen huldigt, muß verwerfen, was der Andere als letzte Weisheit gegeben hat. Tolstoi hat einige Verwandtschaft mit Christian Wagner. Wie dieser ist er ein Apostel der Menschenliebe und ein Widersacher aller Gewalt, aller Ehrgier und Machtgier. Mit einer Kühnheit ohnegleichen geißelt er die sittlichen Verirrungen des Nationalgefühls, die psychische Seuche patriotischer Schönrednerei und patriotischer Eitelkeit, und schärfer blickend als irgend einer der gepriesenen Staatsmänner sagt er seinen Russen über ihre den Frieden im Mund führende und doch nur die Kriegsgefahr steigernde Verbindung mit Frankreich die Wahrheit. Tolstoi's Moral will auf die vornehmsten Gebote des Urchristentums, auf das Wort: „Liebet eure Feinde!" zurückgreifen, will in dem Satze „Widerstrebet dem Uebel nicht mit Gewalt!" das Mittel der Rettung finden. Das wäre eine Lebensansicht, welche die höchste Verehrung verdiente, wenn sie nicht einen Zug

zur Askese angenommen hätte, bei der die Natur des Menschen und die individuelle Freiheit der Seele vergewaltigt werden und eine geist- und bildungsfeindliche Tendenz hervortritt. Welcher Gegensatz ist zu diesem Propheten Friedrich Nietzsche! Jener ein Erneuerer, dieser ein Zertrümmerer der christlichen Moral, ja ein Zerstörer aller auf einen objektiven Grund sich berufenden Moral und ein Verächter metaphysischer Träume. Nietzsche's Schriften haben etwas Fascinirendes. Denn er ist ein im höchsten Grade geistreicher Mensch, ein Genie des Denkens, ein Genie der psychologischen Beobachtung und Analyse. Dieser Kopf umspannte wirklich die Welt, und hier war wirklich, soweit er sich nicht selbst mit seinem Wahne betrog, ein Freier. Und welches Entzücken bereiten dem, der für die Sprache Gehör hat, seine Werke! Ein schriftstellerisches Talent vom ersten Rang spricht ja aus ihnen, und diesen großen Stilisten zu lesen, ist einer der ausgesuchtesten Genüsse. Ich denke hier nicht an sein Buch: „Also sprach Zarathustra" — das mir neben Schönem manches Manierierte zu haben scheint —, sondern an die Hauptschriften seiner mittleren und besten Zeit und an die in ihnen aufgespeicherten Sentenzen. Und dennoch, seiner Führung sich etwa anzuvertrauen, ist gefährlich. Denn Nietzsche's innere Entwicklung ist voller Widersprüche, und die Gewaltthätigkeit seines von Neigung und Haß durchstürmten Denkens gibt keine Sicherheit für ein objektives Weltbild. Neben Sätzen, die wie Blitze eine ganze Landschaft des Geistes erhellen, steht Halbwahres, wie Wahrheit Schimmerndes und doch Irriges, viel aus subjektiver und krankhafter Stimmung oder aus Ueberreizung des Denkens und

Selbstbeobachtens Entsprungenes, und für Köpfe, die nicht vollkommen reif sind, wird Nietzsche leicht zum verderblichen Irrlicht. Daß wir aber ihn hier zu nennen haben, ist durch die Stellung, die er zu den Grundsätzen der Schonung und des Mitleids einnimmt, geboten. Er ist ihr Widersacher, ihr Bekämpfer, und es finden sich in dieser Richtung bei ihm Aeußerungen, welche, einzeln genommen, fast verrucht lauten. Gelegentlichen Invektiven gegen das Mitleid, die freilich das Wesen der Sache nicht treffen, begegnen wir öfters; als leitenden Gedanken aber bringt das Zarathustra-Buch die Lehre, daß das Mitleid schädlich sei, daß durch Nichtschonung, Nichterhaltung der Schwachen, der Geringwertigen oder Sklaven Raum werde für die Züchtung eines Geschlechtes von aristokratischen Naturen, von Herrenmenschen oder „Uebermenschen". Es ist der Darwinismus, der dieser Lehre aus dem Aermel guckt. Was aber gezüchtet würde, wenn das brutale Vorrecht des Stärkeren im gesellschaftlichen Leben als Maxime gälte, wären nicht „Uebermenschen", sondern Untermenschen, Unmenschen.

Nein, nicht in der Sinnesverhärtung, sondern in der Sinnesmilderung liegt die Möglichkeit einer Höherbildung der Menschheit, und nur die Grundsätze der Bruderliebe oder des Altruismus erziehen die Völker zur Humanität. Was aber will Humanität, was ist der Sinn dieses vielgebrauchten Wortes? Humanität will den vollendeten menschlichen Typus schaffen, will die menschliche Gattung auf den ihren Anlagen erreichbaren Gipfelpunkt heben, will allen Kräften des Menschen, die dieser Aufgabe dienen, Raum zur Entfaltung geben; sie macht also den Wahr-

heitssinn, den Erkenntnißtrieb von jeglicher Fesselung frei, sie bildet den Schönheitstrieb aus, und sie nimmt zum Prinzip des Handelns die Wohlfahrt Aller, die Fürsorge Aller für Alle. So ist die Ausbreitung der Humanität gleichbedeutend mit Steigerung der Kultur, der Zivilisation, und für den Einzelnen wie für die Gesammtheit der Menschen eine der Benennungen des höchsten Zieles.

Und nun, mein Bauer von Warmbronn, laß mich im Namen der Leser dieses Buches dich grüßen! Nicht weil du ein Dichter, sondern weil du ein Lehrer der Humanität, ein Menschen- und Tierfreund bist, habe ich es geschrieben. Du weißt noch nicht, was es von dir meldet, und wo sein Urteil irrig sein sollte, wird es dich in deinen Lebenszwecken nicht irre machen. Der Frühling ist wieder ins Land gezogen, und während ich die Feder weglege, führst du vielleicht die Sichel oder ersinnst am Waldrand unter Blumen neue Märchen. Aber warum können wir uns in diesem Augenblick nicht begegnen? Es braucht ja dazu nicht immer des Körpers. Oder glaubst du, ich könnte nicht auch träumen? Sieh nur hin, ich komme schon wieder die sonnige Straße von Leonberg herab, wie vor Jahren. Und näher kommst du selbst mir, immer näher. Eine unscheinbare, schmächtige Gestalt, aber elastisch und behend in ihren Bewegungen. Und jetzt stehst du ganz vor mir, und ich prüfe deine hohle, kahle, gefurchte Stirne, das blaue, wohlwollende Auge, die feingebaute, schmale Nase, das bräunliche, schon ins Graue spielende gelockte Haar. Halb wie ein englischer Landgeistlicher siehst du aus, wie ein Prediger, aber nicht wie einer von den gewöhnlichen. Indem du aber plauderst, zuerst schüchtern, dann beredter,

kommt Wille und Ernst in deine Züge, und etwas Schwärmerisches, etwas Verklärtes. Und ganz so hat dich die geistvolle Künstlerin, die dich uns malte, gesehen.

In dein Haus nun führst du mich, und wir reden von deinen neuen Dichtungeu und trösten uns über die Zeitläufte. Daß es nicht vollkommen vergeblich sei, die Menschen bessern zu wollen, glauben wir, und wir wissen auch, daß, wer sein Volk tadelt, es manchmal nur darum thut, weil er von ihm groß denkt. Und da wir gerade beim Wein sitzen, der einem Jeden das Herz öffnet, so erlaubst du mir, daß auch ich ein Gedicht aus der Tasche ziehe und es dir vorlese. Ein Gedicht, welches die Uebersendung einer indischen Bronzeschale begleitete. Es ist an Jemand gerichtet, der über die Pflichten des Wohlthuns ähnlich denkt wie du selbst, und es lautet:

O könnt' ich dir in Indiens Schale spenden
Erquickung für den kummerschweren Geist,
Den güt'ger Drang, Erbarmen zu verschwenden,
In unerschöpfte Mitleidsqualen reißt,
Der, um von Andern Schmerzen abzuwenden,
Die Pflicht der Selbsterhaltung von sich weist
Und, weil ein Meer von Leiden bleibt das Leben,
Der Trauer ist, dem Trübsinn hingegeben!

Dort, wo dies Erz des Bildners Hände schmückten,
Am heil'gen Ganges, im Gazellenhain,
Da lehrte einst ein Weiser die Bedrückten,
Daß jede Ichlust nichtig sei und Schein,
Und keinen pries er irgend als Beglückten,
Der nicht entsage ganz dem Durst nach Sein,

Der nicht die Wurzel aller Qual vernichte,
Indem er auf den Lebensdrang verzichte.

Zu herbe Weisheit! Dennoch eine Blüte
Des Sinnens und zu hoher Tugend Pfad!
Weil mit des Buddha Predigt im Gemüte
Erbarmen einzog, Rast von rauher That;
Nun schmolz die Selbstsucht hin in Herzensgüte,
Nun sproßte auf des Mitleids reichste Saat;
Denn kein Geschöpf zu töten, zu verletzen,
Das zählte zu den obersten Gesetzen.

So träume du von jenen sanften Zeiten,
Und dieser Becher sei die Bürgschaft dir,
Daß dir zur Seite tausend Geister streiten,
Zu lösen aus der Knechtschaft Mensch und Tier,
Bedrängten eine Zuflucht zu bereiten
Und einzudämmen rings des Leids Revier —
Von Osten ist der Welt das Licht entglommen:
Es wird zu uns, den Abendländern, kommen.

Personennamen-Register.

(Bezüglich Christian Wagners und seiner Familie ist die Inhaltsübersicht nachzusehen.)